Seinem Freunde K. Gerich
zur freundl. Erinnerung
d. Verfasser
München d. 5. August
1868.

Frat

Joseph M. Boyes

Die Selbsthülfe

in

Lebensbildern und Charakterzügen.

Die Selbsthülfe

in

Lebensbildern und Charakterzügen

nach dem Englischen des Samuel Smiles

bearbeitet

von

Joseph M. Boyes.

Motto:
Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott!

Hamburg
Hoffmann & Campe.
1867.

Hermann Schulze-Delitzsch,

dem Vater des deutschen Genossenschaftswesens,

dem hochherzigen Patrioten,

in

herzlicher Verehrung gewidmet

vom

Verfasser.

O vor, nur vor!

O vor, nur vor, es rollt das Rad der Zeiten,
Da giebt's kein Hemmen, giebt's kein Widerstreiten!
Drum vor, nur vor!

O vor, nur vor, wo's Bess'res gilt zu schaffen,
Sei's mit dem Liede, sei's mit scharfen Waffen,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, mit sturmbewegten Schritten
In Bildung eurer Herzen, eurer Sitten,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, nennt Kunst ihr's oder Wissen,
Seid nur des besten Wollens stets beflissen,
Nur vor, nur vor!

O vor, nur vor, das alte Recht zu schirmen
Wenn Schlangen zischen, sich Gewitter thürmen,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, zu heilen und zu stillen,
Wo Wunden bluten und wo Thränen quillen,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, der ersten aller Pflichten
Getreu, die alte Nacht des Wahns zu lichten,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, und gält's das wärmste Leben,
Um Deutschland über Alles zu erheben,
O vor, nur vor.

Joh. N. Vogl.

Inhalt.

Genaues Namen- und Sachregister siehe am Schluß.

Einleitung.

Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles!
Goethe.

Indem der Verfasser dem deutschen Volke hiermit die Bearbeitung eines berühmten englischen Buches übergiebt, wünscht er die große Menge deutscher Bücher um eine wahrhaft nützliche, dem Leben dienende Lektüre zu bereichern. Ein Buch, welches bei einem so praktisch urtheilenden und gesund fühlenden Volke, wie das englische, eine so außerordentlich günstige Aufnahme fand, daß es innerhalb weniger Jahre in ungefähr 60,000 Exemplaren abgesetzt wurde, ein solches Buch durfte der deutschen Lesewelt nicht unbekannt bleiben — durfte es um so weniger, als das Bedürfniß, welches für seinen edel-volksthümlichen und männlich-anregenden Inhalt in England vorhanden war, zweifelsohne auch in Deutschland lebendig ist und auf Befriedigung wartet.

Der Gegenstand, den das Buch behandelt, ist ein allgemein menschlicher, die Behandlung selbst aber mußte den eigenthümlichen Bedürfnissen des Volkes Rechnung tragen, dem sie gewidmet ist. Dieser Gesichtspunkt ist bei der vorliegenden Bearbeitung von Smiles' Self-Help (die Selbsthülfe) maßgebend gewesen; es galt, das national englische Buch in ein national deutsches umzuwandeln, in welchem deutscher Geist und deutsches Leben den durchschlagenden Grundton bildete. Die ungemeine Reichhaltigkeit des Stoffes, welcher so ziemlich alle Lebensgebiete in den Kreis seiner Betrachtung zieht, machte diese Aufgabe zu keiner ganz leichten. Denn konnten auch viele treffliche Partieen des Originaltextes in wötli cher Uebertragung wiedergegeben werden, so mußte doch ein beträchtlicher Theil desselben zu Gunsten einer, der deutschen Eigenart angepaßten Textveränderung zurück-

treten; neben und für die englischen Lebensbilder, Charakterzüge und Belegstellen waren ferner überall denselben entsprechende, deutsche einzuschalten; der Abschnitt über das Genossenschaftswesen, der in einem deutschen Buche über die Selbsthülfe nicht wegbleiben durfte, fehlte im Original gänzlich, und ward an seiner Statt, um das Buch nicht unnöthig zu verstärken, der Abschnitt über den englischen Adel fortgelassen. — Der Arbeiter und Handwerker, der in den meisten Fällen nicht die Mittel hat, sich die theuren Werke unserer besten Schriftsteller zu kaufen, findet in dieser Bearbeitung eine reiche Auswahl von Auszügen aus denselben, welche ihm im Drange täglicher, schwerer Berufsthätigkeit das Herz erquicken und den Geist erheben sollen. Wo es im Interesse einer lebendigen Darstellung geboten schien, hat der Verfasser die Männer, deren Leben und Thaten dieses Buch erzählt, selbst sprechen lassen, bald länger, bald kürzer; denn nicht der Ehrgeiz des Schriftstellers gab ihm Muth und Lust, diese Arbeit zu unternehmen, sondern die Liebe zum theuren Vaterlande und der Drang, sein Scherflein dazu beizutragen, daß es hier besser werde, im Einzelnen wie im Allgemeinen. —

Wie Alles, und selbst das Größte, kleinen und oft kleinsten Anfang nimmt, so ist auch Smiles' Buch über die Selbsthülfe aus einem winzigen Keime hervorgewachsen. Die sehr einfache, aber sehr anziehende Entstehungsgeschichte desselben wird auch die Leser dieser deutschen Nachbildung interessiren. Smiles erzählt (1859): „Vor etwa fünfzehn Jahren wurde ich ersucht, einen Vortrag in einem Verein von jungen Männern zu halten, welcher sich in einer der nördlichsten Städte Englands zum Zwecke gegenseitiger Fortbildung, und zwar unter folgenden Umständen gebildet hatte. Zwei oder drei dem Arbeiterstande angehörende junge Leute verabredeten sich, an einigen Abenden der Woche zusammenzukommen, um durch wechselseitigen Austausch von Gedanken und Kenntnissen ihr Wissen zu mehren. Das geschah zur Winterszeit. Sie hielten ihre ersten Zusammenkünfte in dem engen Stübchen der Hütte eines der Genossen, da sich aber Andere ihnen anschlossen, so trat bald eine lästige Ueberfüllung des Raumes ein. Als nun der Sommer erschien, vertauschten sie die Hütte mit dem daran stoßenden Gärtchen, und fortan versammelten sich die Jünglinge unter freiem Himmel, vor einem Bretterhüttchen, welches die Stelle des Lehrstuhls vertrat und von Denen eingenommen wurde, die als Lehrer fungirten und die Besprechungen des betreffenden Abends leiteten. Bei schönem Wetter konnte man die jungen Leute noch zu später Stunde, einem Bienenschwarm gleich, um den

Eingang des Hüttchens geschaart erblicken; zu Zeiten aber, löschte wohl auch ein plötzlicher Regenschauer die Aufgaben von ihren Tafeln und zwang sie, für diesen Abend unverrichteter Sache auseinander zu gehen.

Der Winter mit seinen kalten Nächten nahte heran, und machte das Bedürfniß nach einem geschützten Sitzungslokale dringend fühlbar. Der Kreis der Theilnehmer war inzwischen so ansehnlich gewachsen, daß der Raum einer gewöhnlichen Hütte die Menge derselben nicht mehr fassen konnte. Obgleich die Mehrzahl der jungen Leute einen verhältnißmäßig kärglichen Wochenlohn verdiente, entschloß man sich nichtsdestoweniger zu dem Wagniß, eine Stube zu miethen. Man fragte und forschte zu diesem Behufe herum, und es fand sich das Gesuchte endlich in Gestalt eines großen, schmutzigen Saales, der vorübergehend zur Aufnahme von Cholerakranken gedient hatte und aus diesem Grunde bisher von Jedermann scheu gemieden worden war. Doch die wissensdurstige Jünglingsschaar, froh darüber etwas Passendes gefunden zu haben, miethete muthig das Cholera-Zimmer, und nachdem eine Anzahl Bänke und Tische, sowie eine hölzerne Tafel und einige Lampen angeschafft worden waren, nahmen die Winter-Uebungen ihren Anfang. Der Saal, noch vor Kurzem ein Schauplatz menschlichen Elends, gewann alsbald während der Abendstunden ein geschäftiges und herzerfreuendes Ansehen. Der Unterricht war ohne Zweifel von roher und unvollkommener Art; aber er hatte einen fröhlichen Eifer zur Grundlage und ein entschlossener Wille, zu lernen und sich fortzubilden, durchdrang Alle. Die ein wenig wußten, theilten davon Denen mit, die noch weniger wußten, so ihr eigenes Wissen erweiternd, während sie Anderen von ihrem Wissen abgaben, und diesen auf alle Fälle zum kräftig anregenden Vorbilde dienten. Auf solche Weise fuhren diese Jünglinge — unter denen auch Männer waren — emsig fort, sich gegenseitig im Lesen und Schreiben, im Rechnen wie in der Geographie zu unterrichten, und selbst die Mathematik, Chemie und einige neuere Sprachen wurden Gegenstände dieses Unterrichts.“

„Bereits war die Mitgliederzahl auf ungefähr hundert gestiegen, als der Wunsch nach ordentlichen Vorträgen laut wurde, und so geschah es, daß ich mit den Bestrebungen der jungen Leute bekannt wurde. Eines Tages erschien eine Abtheilung derselben in meiner Wohnung, um mich aufzufordern, einen einleitenden Vortrag in ihrem Klubb zu halten, oder, wie sie sich bescheiden ausdrückten, „ein Bischen zu ihnen zu sprechen,“ indem sie ihrer Bitte einen treuherzigen Bericht

Dessen, was sie schon gethan und noch ferner zu thun gedächten, vorausgehen ließen. Dieser bewundernswürdige Geist der Selbsthülfe erfüllte mein Herz mit hoher Rührung, und wenn ich gleich nur geringes Vertrauen in meiner Befähigung zu volksthümlichen Vorträgen setzte, so fühlte ich doch, daß einige Worte der Aufmunterung, ehrlich und herzlich geäußert, nicht ganz ohne gute Wirkung bleiben möchten. Und in diesem Geiste richtete ich mehr als eine Ansprache an sie, wies beispielsweise darauf hin, was andere Männer geleistet hätten, um zu zeigen, was in höherem oder geringerem Grade ein Jeder für sich thun könne, und hob hervor, daß ihr Glück und ihre Wohlfahrt im späteren Leben nothwendiger Weise hauptsächlich von ihnen selbst abhinge, — von ihrer eigenen unermüdlichen Selbsterziehung, Selbstbelehrung und Selbstbeherrschung — aber vor Allem von jener treuen und rechtschaffenen Pflichterfüllung, welche der Stolz des männlichen Charakters ist. Es war durchaus nichts Neues noch Ursprüngliches in diesem Rathe, welcher so alt war wie die Sprüche Salomonis und vielleicht ebenso bekannt; aber altväterisch wie er gewesen sein mag, er war willkommen. Die Jünglinge schritten tapfer vorwärts auf ihrem Wege, arbeiteten weiter mit Lust und Thatkraft, und als sie das Mannesalter erreicht hatten, gingen sie nach verschiedenen Richtungen hin in die Welt, wo Viele von ihnen gegenwärlig nützliche und angesehene Stellungen einnehmen." Jene Vorträge, gehalten vor einem Kreise strebsamer Jünglinge, hat Smiles im Laufe der Jahre zu einem ganzen Buche erweitert — zu seinem herrlichen Buche über die Selbsthülfe.

Hamburg, im März 1866.

Erster Abschnitt.

Die nationale und individuelle Selbsthülfe.

Der Mensch hilft sich selbst am besten. Er muß wandeln, sein Glück suchen; er muß zugreifen, es zu fassen; günstige Götter können leiten, segnen. Vergebens fordert der Lässige ein unbedingtes Glück; ja, wird es ihm gewährt, so ist's zur Strafe.

Goethe.

Unsere ganze Hoffnung muß auf das eigentliche Volk gestellt sein, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gesinnung und gesunder Verstand sich immerfort und unerschöpflich erneuen.

Varnhagen v. Ense.

„Gott hilft denen, die sich selbst helfen!" — Wer hätte nicht schon von Kindesbeinen an diesen alterprobten Lebensgrundsatz gekannt, welcher in wenig Worten die Summe unendlicher Erfahrung enthält. Die Selbsthülfe ist der Vernunft die einzig wahre Gotteshülfe. Gott gab der Menschheit schon in der Wiege alle Bedingungen, deren sie zur Erreichung ihrer hohen Bestimmung bedurfte, und half somit gleich Anfangs für alle Zeiten. Menschenkräfte sind Gotteskräfte, denn Gott war es, der sie verlieh, und ihre freie Selbstbethätigung zu sittlichem Endzweck nennen wir Selbsthülfe. Der Geist der Selbsthülfe ist die Wurzel alles gedeihlichen Fortschreitens im Leben des Einzelmenschen, und wo er sich kraftvoll im Leben Vieler bethätigt, wird er zur Quelle nationaler Größe. Während die Außenhülfe fast immer abschwächend wirkt, steigert die von innen heraus arbeitende Selbsthülfe das Spiel der menschlichen Kräfte bis zur höchsten Entfaltung. Alles was auf dem Wege der Staatsunterstützung oder sonst für den Einzelnen oder für ganze Berufs-

klassen gethan wird, hebt leicht mit der Nothwendigkeit auch den Trieb der Selbstthätigkeit auf, und wo Menschen einmal einem System fremder Führung und Ueberwachung verfallen sind, da pflegt als unvermeidliche Folge endlich ein Zustand verhältnißmäßiger Hülflosigkeit und Entsittlichung sich einzustellen.

Selbst die vollkommensten Gesetze können einem Volke oder dem Einzelnen im Volke nur eine sehr bedingte Förderung seiner Lebenszwecke gewähren. Sie können im Allgemeinen nur den freien Spielraum geben, welcher die unerläßliche Voraussetzung alles Wirkens und aller Entwickelung ist. Demungeachtet waren die Menschen von jeher in der Selbsttäuschung befangen, daß ihre Wohlfahrt weit mehr von äußeren Einrichtungen und Gesetzen abhänge, als von ihrem persönlichen Verhalten. Aus diesem Grunde ist der Antheil, welchen die Gesetzgebung an dem Fortschritte der Menschheit hat, zu allen Zeiten weit überschätzt worden. Es kann doch wirklich nur einen höchst geringen nutzbringenden Einfluß auf eines Mannes Leben und Charakter ausüben, daß er insofern, als er einmal in drei oder fünf Jahren für ein oder zwei Abgeordnete stimmt, den millionsten Theil der gesetzgebenden Macht bildet, und komme er dieser Pflicht auch mit der größten Gewissenhaftigkeit nach. Außerdem zeigt es sich mit jedem Tage klarer, daß die Thätigkeit einer Regierung im Ganzen genommen mehr verneinender und einschränkender, als bejahender und schaffender Natur ist, indem die Gewährung der nothwendigen äußeren Vorbedingungen für den Erfolg der wirthschaftlichen und humanen Bestrebungen, also: Rechtsschutz, Sicherheit und Frieden innerhalb gesetzlicher Schranken, im Wesentlichen Alles ist, was ein gutregierter und wohleingerichteter Staat seinen Bürgern zur Unterstützung ihrer persönlichen Arbeit bieten kann. Hieraus erklärt sich die Thatsache, daß in England sowohl wie in den andern Verfassungsstaaten ein gut Theil der Wirksamkeit der Abgeordnetenhäuser darin bestanden hat, gesetzliche Beschränkungen aufzuheben und freie Einrichtungen an deren Stelle zu setzen. Das höchste Ziel der Gesetzgebung ist mithin dieses: Jedem Einzelnen das ihm nothwendige Maß von Entwickelungsfreiheit und Entwickelungsschutz zu verschaffen. Keine Macht der Gesetze aber ist vermögend, den Trägen fleißig, den Leichtsinnigen vorsichtig, den Ausschweifenden mäßig zu machen. In allen diesen Fällen heißt es: Hilf Dir selbst und benutze die von Gott Dir verliehenen Kräfte zur Beseitigung Deiner Fehler und zur Verbesserung Deiner Lage.

Geschichte und Erfahrung lehren uns, daß die Macht und Bedeutung eines Staates nicht sowohl durch den Zuschnitt, den seine Gesetze haben, als durch den persönlichen Werth und Charakter seiner Bürger bedingt ist, — denn „die Gesellschaft macht den Staat aus und nicht der Staat die Gesell-

schaft —;" und demnach stellt sich die Kultur eines Staates als das Gesammtergebniß der persönlichen Selbstbildung der Einzelnen dar, aus denen sich die Gesellschaft zusammensetzt.

„Nur aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich wirkend erst das wahre Leben."

(Schiller.)

Nationaler Fortschritt ist das Erzeugniß individuellen Fleißes, individueller Thatkraft und Rechtschaffenheit, sowie auf der andern Seite nationaler Verfall die Wirkung persönlicher Trägheit, Sittenverderbniß und Untüchtigkeit ist. Was wir schlechthin als große sociale Krankheiten zu bezeichnen pflegen, ist, bei Lichte besehen, doch nur ein Auswuchs unseres eigenen verkehrten Lebenswandels, und keine Summe gesetzlicher Mittel hilft zu ihrer Heilung, wenn nicht die gründlich bessernde Hand an die Grundlagen des Lebens und des Charakters selbst gelegt wird. „Sollen sich unsere Umstände, unsere Lage bessern, so müssen wir zuerst mit uns selbst beginnen, sagt der beredteste Prediger der Selbsthülfe, Hermann Schulze-Delitzsch, in seinem trefflichen Arbeiterkatechismus.*) „Es giebt nicht leicht etwas Mangelhaftes in unseren Znständen," fährt er fort, „was sich nicht irgendwie auf Mängel in uns selbst zurückführen ließe, und es wird nicht eher besser in der Welt, als bis die Menschen besser geworden sind, an Einsicht und Willenskraft, an ernstem Streben und Sitte."

Die Regierung eines Volkes ist in der Regel nur der Wiederschein der Regierten. Eine Regierung, welche ihrer Zeit oder der Durchschnittsbildung des Volkes vorangeeilt ist, wird, sofern dieses nicht nachrückend den Unterschied ausgleicht, früher oder später auf dessen Standpunkt zurückgehen, und umgekehrt wird eine hinter der Volksentwickelung zurückgebliebene Regierung ihre Stellung auf die Dauer nicht behaupten können, sondern einer anderen Platz machen müssen, die den Anforderungen des Volkes besser entspricht. Nach dem Gange und Gesetze der Natur wird die Volksseele, deren Organ die öffentliche Meinung ist, ebenso unfehlbar das Rechte und ihr Gemäße in Regierungsform und Regierungsgeist zu finden wissen, wie das Wasser nach jeder Erregung den Spiegel seiner Oberfläche wiedergewinnt. Ein ehr- und rechtsinnig fühlendes und denkendes Volk will nach dem Grundsatz regiert werden, daß „Recht vor Macht geht," während ein unwissendes, rohes oder entartetes Volk mit dem Willkürgriff der schrankenlosen Gewalt angefaßt sein will. Wir sehen also auch hier wieder, daß die Verfassung eines Staates und der Grad seiner politischen Frei-

---

*) Erste Auflage, Seite 112.

heit sich aus der persönlichen Thätigkeit, Willenskraft und Unabhängigkeit seiner Bürger ableiten.

Es kann unter Umständen von sehr geringer Bedeutung sein, wie ein Mensch von außen her regiert wird, während Alles darauf ankommt, wie er sich selbst von innen heraus regiert. Nicht der Mensch ist der größte Sklave, der den Befehlen eines Gewaltherrschers unterworfen ist, sondern einzig der Bedauernswürdige, und wäre er der Herr der Erde, der von seiner eigenen sittlichen Verworfenheit, Leidenschaftlichkeit und Selbstsucht tyrannisirt wird. Die Geschichte erzählt uns auf mehreren ihrer Blätter von politischen Schwärmern, die der Sache der Freiheit keinen größeren Dienst erweisen zu können vermeinten, als wenn sie einen Tyrannen tödteten. Diese Verblendeten vergaßen, daß der Tyrann gewöhnlich nur ein treues Spiegelbild der Millionen ist, über welche er herrscht. Kein bloßer Wechsel von Herrschern oder Regierungsformen ist im Stande, ein Volk wahrhaft frei zu machen, das im Innern seiner Seele Sklavensinn trägt; und solange der Wahn ein ganzes Volk beherrscht, daß die Freiheit ein Geschenk der Regierung und nur von dieser abhängig sei, solange werden derartige Formenwechsel einen gleich nichtigen Erfolg haben, wie die Wandmalereien einer Zauberlaterne. Die Sache bleibt, wenn nicht der Geist ein andrer wird.

Die ehernen Grundsäulen der Freiheit ruhen auf dem persönlichen Charakter der Bürger, und dieser ist die einzige goldechte Gewährleistung für die Rechtssicherheit und den Fortschritt eines Volkes. Hierauf, auf die mächtige Grundlage des persönlichen Charakters, stützt sich die zähe Widerstandskraft der englischen Freiheit. Der Engländer ist vor allen Dingen ein praktischer Mensch, dem überall die Nützlichkeit und Zweckdienlichkeit einer Sache zunächst am Herzen liegt. Er liebt es nicht, viele Worte zu machen, sondern schreitet ruhig und fest zur That. Er ist ein Thatmensch, durch und durch. Ruhig und durch keine empfindsame Rücksicht beirrt, richtet er das scharfe Auge des kalten Verstandes auf die nüchterne Wirklichkeit, und handelt, wo es Noth thut, mit eiserner Thatkraft. Er besitzt den Egoismus, das Seinige vor Allem zu lieben und hochzuhalten; sein erster Gedanke gehört seiner Familie, sein zweiter dem Vaterlande. Der Deutsche dagegen trägt, neben den herrlichsten und vielseitigsten Fähigkeiten, zeitlebens ein Uebergewicht von Gemüth mit sich herum, welches weit weniger auf Thaten als auf Gefühle gestellt ist, gerne „den guten Willen für die That nimmt" (der Engländer meint, die Hölle sei mit gutem Willen gepflastert!) und dadurch nur zu häufig schon zum bösen Hemmschuh unserer politischen Bestrebungen wurde. Die Deutschen sind wahre Hamletnaturen, immer bereit lange Reden zu halten, gelehrte Abhandlungen zu

schreiben und die tiefsten Betrachtungen über — übersinnliche Dinge anzustellen, aber unschlüssig, saumselig und durch tausend gemüthliche Rücksichten bestimmt, wo „Handeln“ die Losung ist. In diesem Grundzuge des deutschen Wesens liegt der Schlüssel zu unseren vielen nationalen Täuschungen (1848!) zu unserer politischen Zerrissenheit. — — Es thut uns darum in der Gesammtheit Noth, daß wir — mit derselben Beharrlichkeit und Gründlichkeit, die wir gelehrten Dingen zuzuwenden pflegen — hinblicken und lernen von andern Völkern, die sich, wie das englische, seit Langem eine einheitliche Großmachtstellung, und eine, von König und Bettler gleich geachtete, freie Verfassung zu erringen gewußt haben, deren Träger — man denke an das Bild des Herkules, mit der Himmelskugel auf seinen breiten Schultern — die einzelnen Männer des Staates sind.

Unser Goethe kannte sein Volk gründlich und hat es wiederholt ausgesprochen, weßhalb die Deutschen politisch so weit hinter anderen Völkern zurückgeblieben sind. „Könnte man nur,“ sagte er einst zu seinem Freunde Eckermann,*) „könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns ein gutes Stück Erlösung zu Theil werden, ohne daß wir auf das Erscheinen der persönlichen Hoheit eines zweiten Christus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben, durch die Herrscher und ihre Nächsten. Wir wollen indeß,“ fügte Goethe lachend hinzu, „hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert (er sprach diese Worte im Jahre 1828) mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen geworden zu sein.“

Also Charakter und dessen unzertrennliche Begleiterin Thatkraft: das sind die gewichtigen politischen Eigenschaften, die bei dem Deutschen im Allgemeinen noch schwach vertreten sind, und die daher, namentlich durch eine gesunde, praktische Erziehung des Volkes in der Volksschule, noch tüchtig entwickelt werden müssen, wenn die Einigkeit und Einheit Deutschlands kein bloßes Ideal bleiben soll. Uns Deutschen fehlt leider mit dem Einheitsstaate auch das politische Selbstgefühl, das stolze und große Nationalbewußtsein, welches den Engländer beseelt und hebt. Die Engländer fühlen, daß sie politisch freie Menschen sind; nicht blos deshalb, weil sie unter einer freisinnigen Verfassung leben, welche sie sich erst nach den schwierigsten Verfassungskämpfen gesichert haben, sondern vielmehr darum, weil jeder Mann

*) Siehe dessen Gespräche mit Goethe, 1. Aufl., 3. Bd., S. 252.

im Volke die Grundbestandtheile der papiernen Verfassung lebendig in sich verkörpert trägt. Jeder englische Bürger hat ein Recht zu dem stolzen Worte Ludwig XIV. von Frankreich: „L'état c'est moi — Der Staat, der bin ich!"

Was England und Deutschland — jenes namentlich als politische, dieses als geistige Großmacht — heute sind, das verdanken diese Länder der Arbeit vieler Geschlechter, wobei selbst die geringste Kraft ihr unverlorenes Scherflein zu dem Gesammtergebniß beigesteuert hat. Fleißige und unverdrossene Männer aus allen Berufsarten — der Landmann und der Bergmann — der Erfinder und der Entdecker — Kaufleute und Gelehrte – Mechaniker und Gewerbetreibende – Dichter und Denker — Künstler und Staatsmänner — sie Alle vereinigt, haben das große Werk gefördert, indem je ein Geschlecht dem nachfolgenden in die Hände arbeitete; sie Alle haben, als ebensoviele Glieder einer ungeheuren lebendigen Kette, im Laufe der Jahrhunderte das Gesammtkapital an Bildung und Gesittung geschaffen, dessen wir uns heute erfreuen, und den festen Grund zu dem wirthschaftlichen Gedeihen des Volkes gelegt, auf dem wir nun fortbauen können. Diese Folge von edlen Arbeitern — den Genietruppen der Civilisation — hat in Gewerbe und Handel, in Wissenschaft und Kunst stillschaffend geleistet, was wir heute bewundern. Und wie unsere Vorvordern für uns gearbeitet haben, und wir in den Nießbrauch ihrer Erbschaft eingetreten sind, also sind wir verpflichtet, dieselbe nicht allein verringert, sondern bereichert und vervollkommnet unseren Nachkommen zu hinterlassen. „Ein edles Verlangen," sagt Schiller, „muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu liefern, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen."

Der Geist der Selbsthülfe, wie er sich in den thatkräftigen Handlungen des Einzelmenschen ankündigt, ist ein besonders markirter Zug in der Eigenart des Engländers. England hat eben — begünstigt durch seine insularisch abgeschlossene Lage, welche die Bevölkerung von vornherein auf Handel und Schifffahrt hinwies, welch' letztere wiederum, durch die stete Gefahr und den mühsamen Kampf, womit sie die Seefahrenden umgiebt, eine unvergleichliche Schule der Charakterbildung ist — England hat schon zu früher Zeit unabhängigen Sinn in seinen Bewohnern großgezogen, welcher im Laufe der Jahrhunderte, genährt und gereift durch schwierige Kämpfe und harte Drangsale (Verwüstungen durch die Dänen, Eroberung durch die Normannen, Krieg der weißen und rothen Rose u. s. w.) jene freisinnige Verfassung

geschaffen hat, die das vielbewunderte Muster und Vorbild für alle übrigen geworden ist. Auch in England ist das Heil also nicht über Nacht gekommen, sondern hat lange Zeit zu seiner Entwickelung gebraucht, was wir uns zur Aufrichtung und Ermunterung dienen lassen wollen. Es mußte auch dort lange und opfervoll mit äußeren und inneren Feinden der Freiheit und des Fortschritts gerungen werden, bis endlich die besseren Zustände den Ausharrenden erschienen. Dort wie hier sind zu allen Zeiten einzelne ungewöhnlich reichbegabte Männer aufgetreten, welche die öffentliche Meinung für sich begeisterten und dem Jahrhundert, das sie hervorgebracht, den Stempel ihres gewaltigen Geistes aufdrückten. Aber wir danken die geistigen, sittlichen und materiellen Errungenschaften unseres Volkes nicht minder der angestrengten Arbeit zahlloser Männer gewöhnlicheren Schlages, deren Namen der Schleier der Unbekanntheit und Vergessenheit bedeckt. So bewahrt auch die Geschichte irgend eines großen Krieges nur das Andenken der Feldherren auf, während doch die Siege, die sich an ihre Namen knüpfen, hauptsächlich durch die persönliche Tapferkeit und Tüchtigkeit der gemeinen Soldaten gewonnen wurden. Und auch das Leben ist wie eine ungeheure Feldschlacht, in deren Vorderreihen allezeit Männer aus den unteren Volksklassen als die tüchtigsten Vorderkämpfer gestanden haben. Nicht Jeder, der verdienstvoll wirkte, kann namentlich in der Erinnerung der Nachwelt fortleben; aber geht der Name auch unter, so bleibt doch unvergänglich die Nachwirkung der guten That. Selbst der untergeordnetste Mensch, der seiner Umgebung, und bestände diese aus Gassenkehrern, ein Beispiel des Fleißes, der Mäßigkeit und standhafter Ehrlichkeit giebt, erwirbt sich hierdurch einen dauernden Einfluß auf die Wohlfahrt des ganzen Landes, dem er angehört; denn die Nachahmung seines braven Verhaltens fließt leise und unvermerkt in das Leben Anderer über, und die Wirkung seines guten Beispiels pflanzt sich fort, von Mensch zu Mensch, bis auf die fernsten Geschlechter.

Wirkt nun vorzüglich das lebendige und erlebte gute Beispiel so segenbringend fort, so sind doch auch Lebensbeschreibungen großer, und, was ein Haupterforderniß aller Größe ist, sittlichguter Menschen, ungemein nützlich und lehrreich als Lebensführer und Anregungsmittel, und von ihnen geht in manchen Fällen ein Zauber der Nacheiferung aus, dessen wunderbare Kraft schon gar mancher junge Mensch an sich erfahren hat. Die ausgezeichneteren unter diesen Biographien sind wahrhaft Evangelien zu vergleichen — so großartige Vorbilder hoher Lebensführung, erhabenen Denkens und tapferer Thaten stellen sich den nachkommenden Geschlechtern zur Nachahmung auf. Wir nennen hier unter vielen nur: Das Leben Benjamin Franklin's, von ihm selbst aufgezeichnet; Ernst

Moritz Arndt's „Erinnerungen aus dem äußeren Leben;" Desselben „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein;" Seume's „Selbstbiographie;" „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke," von Adolph Stahr; des großen Buchhändlers Friedrich Perthes Leben, von seinem Sohne Clemens Theodor Perthes aufgezeichnet; Georg Stephenson's Leben, von Samuel Smiles, in deutscher Uebertragung erschienen bei Lorck in Leipzig; endlich H. Zschokke's „Selbstschau." Diese Lebensgeschichten zeigen, was der Mensch, gleichviel ob er im Sonnenschein des Glücks oder im Schatten der Armuth und Dürftigkeit aufwächst, zu leisten vermag, wenn ein starker Wille sich mit ehrlichem Streben verbindet; sie sind redende Denkmale von der Macht der Selbsthülfe, des geduldigen Ausharrens, der tapferen Anstrengung, der unerschütterlichen Rechtschaffenheit. Die englische Literatur ist reich an herrlichen Lebensbeschreibungen, aber die deutsche ist's nicht weniger. Wir werden auf den folgenden Blättern zahlreichen ausgezeichneten Menschen aus beiden stammverwandten Völkern begegnen. Inzwischen kehren wir noch einmal zu dem englischen Volke zurück, welches uns Vorbild ist in praktisch-politischer Lebenserziehung.

Die Erziehung des Engländers ist größtentheils auf rein praktischer Grundlage angelegt. Ihm galt von jeher das wirkliche Leben, uns die Schule und das Haus, als das bessere Bildungsmittel. Darum ist dort der Charakter, hier das Gemüth zu höherer Entfaltung gelangt. Weit nützlicher als die Erziehung „hinter dem Schultisch" ist in den Augen des Engländers die Erziehung hinter dem Ladentisch und in der Werkstatt, am Weberstuhl und hinter dem Pfluge, im Comptoir und auf der verkehrlebendigen Straße, kurz in allen Berufsarten und überall, wo unmittelbare Berührungspunkte mit dem wirklichen Leben gegeben sind. Diese Weise der Ausbildung „im Strome der Welt," wo nach einem Ausspruch unseres Goethe die Geburtsstätte des Charakters ist, hält der Engländer für das Ideal aller Erziehung, und kein Aufwand von Büchern oder gelehrten Studien kann, nach seiner Anschauung, dafür Ersatz leisten. In diesem Sinne sagt Bacon, der größte englische Philosoph: „Erworbene Kenntnisse lehren uns nicht selbst ihren Gebrauch, sondern dies ist eine Weisheit, die außerhalb derselben und über ihnen steht und durch Beobachtung gewonnen wird." Mit diesem Ausspruche, welcher mit Recht den ergänzenden Anschluß des Schulwissens an das Leben, der grauen Theorie an die lebensvolle Praxis fordert, wollen wir einige Aeußerungen Goethe's über denselben Gegenstand zusammenhalten. Er sagte: *) „Wir behalten von

*) Gespräche, Bd. 1. 111.

unseren Studien am Ende doch nur das, was wir praktisch anwenden;" und ein andres Mal:*) „Niemand lernt etwas durch bloßes Anhören, und wer sich in gewissen Dingen nicht selbst thätig bemüht, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb."

Goethe, dieser feine Beobachter und Kenner des Lebens, hat sich einst in seinen Gesprächen mit Eckermann, mit folgenden Worten über den englischen Nationalcharakter ausgesprochen: **).

„Es ist ein eigenes Ding," sagte er, „liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung, — genug! die Engländer überhaupt scheinen vor vielen Andern etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen, und wahrscheinlich keineswegs die besten; aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen . . ."

„Ich möchte jedoch nicht behaupten," versetzte Eckermann, „daß unsere weimar'schen jungen Engländer gescheuter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären, als andre Leute auch."

„In diesen Dingen, mein Bester," erwiderte Goethe, „liegt's nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichthum. Sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern, wie sie auch sind, es sind immer durchaus ganze Menschen. Auch ganze Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht."

„Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu Gute, so daß sie sowohl in der Familie, als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklichfreieren Entwickelung genießen, als bei uns Deutschen."

Und wie sieht es in dieser Beziehung, meist noch heutiges Tages, im deutschen Vaterlande aus?

„Ich brauche nur," fährt Goethe fort, „in unserm lieben

---

*) Gespräche, Bd. 2, 281.
**) ebendas., Bd. 2, 281.

Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt, und sie mit ihres Gleichen vor ihren Thüren gerne ein Spielchen machten, sehe ich sie immer genirt, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns Alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt, als der Philister."

Goethe hat mit den letzten Worten die Wurzel des nationalen Uebels bezeichnet. Heute fast wie damals. Noch immer wird das herrliche deutsche Volk von oben herab mit allzu mißtrauischer Strenge überwacht, bevormundet und gegängelt; noch immer wird den Nachkommen Hermanns das Maaß politischer Freiheit vorenthalten, ohne welches der Ausbau des Einheitsstaats nicht vollendet werden kann. Ohne Freiheit giebt es keine natürliche Entwickelung. Freiheit ist das Element des Geistes, seine Lebensluft und Lebenslust. Wo sie fehlt, muß sie geschaffen werden, oder der Mensch geht sittlich und geistig zu Grunde.

Freiheit ist das große Gesetz aller Entwickelung. „Die wahre Erziehung des Menschen gedeiht nur durch Förderung des Strebens des Einzelwesens nach freier Entfaltung seiner Natur. Alles, was diese begünstigt, ist darum heilsam; was sie beengt, schädlich. Freie Entwickelung ist das Grundstreben der menschlichen Natur. Man kann dasselbe nur vernichten durch Vernichtung der menschlichen Natur selbst. Aus diesem Streben nach freier Entwickelung erklären sich alle Kämpfe des einzelnen Menschen und des ganzen Geschlechts. Der jetzige Weltkampf zeigt daher eine Störung des Dranges nach freier Entwickelung an; er wird daher auch nur mit der Anerkennung ihrer Berechtigung endigen."*)

Es gab eine lange, lange Zeit — und sie liegt nicht weit zurück — wo die größere Hälfte des deutschen Volkes im Stande der Unfreiheit, Leibeigenschaft und Hörigkeit lebte. Noch Arndt's Vater war ein Freigelassener, und Seume's Vater empfand nach den Worten des Sohnes,**) „als das Drückendste an Körper und an Geist die Frohne, die er selbst verrichten mußte." Ehemals

*) Ad. Diesterweg, 1853! Jahrbuch für Lehrer und Schulfreunde S. V.
**) Seume's sämmtl. Werke in einem Bande, 2. Aufl. S. 8.

war das anders. Da litt es den freien Germanen nicht in eng mit dem Nachbarhause zusammenhangender Behausung. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus erzählt uns in seiner „Germania" — welche die älteste Geschichtsurkunde unseres Volkes ist und zugleich die einzige, welche uns eine zusammenhängende Schilderung der Verhältnisse unserer Vorfahren giebt —: „Daß die germanischen Völkerschaften keine Städte bewohnen, ist hinlänglich bekannt; sie dulden nicht einmal unter sich verbundene Wohnungen. Hie und da zerstreut, hausen sie weit von einander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt hat. Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, so daß die Gebäude aneinanderstoßen und zusammenhangen. Jeder umgiebt sein Haus mit einem leeren Raume..." Der freie Sohn Thuiskons fühlte sich nur dann im Vollbesitze seines höchsten Gutes, der Freiheit, wenn er rund um sein freistehendes Haus Umgang halten konnte. Unsere meisten Dörfer bestehen noch heute aus getrennt liegenden Wohnungen, und der Engländer, der höchst ungern mit Andern gemeinschaftlich ein Haus bewohnt, sagt im Bewußtsein seiner persönlichen Freiheit mit Stolz: „My house, my castle" — „mein Haus ist meine Festung!" Als die Freiheit den Deutschen mehr und mehr abhanden kam und auf dem flachen Lande das Faustrecht immer zügelloser auftrat, als überdieß noch die wilden Horden beutelustiger Nachbarvölker — wie z. B. die Ungarn — über die unbeschirmten Landmarken hereinbrachen, da entstanden die Städte, diese Schutzwehren der Freiheit und der freien Arbeit, — diese Pflegestätten der Bildung und der Künste, des Handels und der Gewerbe, von denen aus der fleißige und kernhafte Bürger in jahrhundertlangem Kampfe dem Lande die gesetzliche Anerkennung und Sicherstellung der ewigen Menschenrechte eroberte.

Die Freiheit ist schon längst nicht mehr das Vorrecht bestimmter Stände, wie im Alterthum und im Mittelalter, sondern sie ist das Gemeingut aller Bürger eines Staates. Aber wann sind wir eigentlich frei? — Goethe, der immer für Alles ein gutes und großes Wort in Bereitschaft hatte, sprach sich folgendermaßen über das Wesen der Freiheit aus: *)

„Wir sind alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adeliche, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adeliche ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Ceremoniel beobachtet, so darf er sich als seines Gleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben das

*) Gespräche, Bd. 1. S. 306.

wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und werth sind, seines Gleichen zu sein."

Wie die Freiheit überhaupt, so ist auch die freie Arbeit an keine bestimmte Kaste mehr geknüpft, sondern ein Allen gemeinschaftliches Recht, und wo heute noch die Arbeit Beschränkungen unterliegt, wie in den Staaten, wo z. B. das Zunftwesen noch besteht, da herrschen mittelalterliche Zustände. Der Geist der freien Arbeit durchdringt gegenwärtig alle Schichten des Volkes. Während sonst nur äußere Auszeichnungen, als Geburt und Reichthum, und gewisse engabgeschlossene Berufsstände, wie der Stand der Gelehrten und Geistlichen, den Zutritt eröffneten zu den Schatzkammern des höheren Wissens und zu den ausgezeichneteren Stellungen im Staate, steht heute einem Jeden, ohne Unterschied seiner socialen Stellung, der Weg zur Bildung offen, und ist es, schon seit längerer Zeit, etwas ganz Gewöhnliches, Männer aus den niedrigsten Verhältnissen durch eigenes Verdienst zu Stellungen von hervorragender Bedeutung emporsteigen zu sehen. Ja, es will fast scheinen, als seien die höheren Gesellschaftskreise in neuerer Zeit weit zurückgeblieben hinter der inneren Tüchtigkeit und Gediegenheit der unteren und mittleren Bevölkerungsklassen, welche seit den letzten hundert Jahren weitaus die meisten großen und bedeutenden Menschen an das Leben abgeliefert haben. Man nehme, um nur Eins gleich hier anzuführen, die merkwürdige Thatsache, daß Richard Arkwright, der Verbesserer der Spinnmaschine und dadurch der Begründer der Millionen Hände in Bewegung setzenden Baumwollenindustrie Englands, ursprünglich nichts mehr und nichts weniger war als — ein armer Barbier.

Auch William Shakespeare, der größte dramatische Dichter der Neuzeit, trat als ein Sohn des sogenannten gemeinen Volks in das Leben, indem sein Vater ein Handschuhmacher war. Welche Beschäftigung der Dichter in seinen jungen Jahren getrieben, darüber sind, bei der Dürftigkeit unserer Kenntniß von seinen äußeren Lebensverhältnissen, die Meinungen sehr getheilt. Nach Einigen hätte er eine Zeit lang als Wollkämmer gearbeitet, nach Andern als Unterlehrer an einer öffentlichen Schule, und sei später nach London gegangen, wo er anfänglich das untergeordnete Amt eines Rufburschen, wie man es nannte, versehen habe, welches darin bestand, daß er den auftretenden Schauspielern die Stichworte zurief und dadurch das Zeichen zum Betreten der Bühne gab. Wenn man nach diesen Angaben nicht daran zweifeln darf, daß Shakespeare's Schulbildung sehr einfach gewesen sein wird, in welchem bewunderungswürdigen Lichte muß uns dann die Selbstbelehrung erscheinen, welche es ihm ermöglichte, seinen erhabenen Gedanken eine so meisterhafte Form zu geben. Seine gewaltige Dichterseele

hat das lautere Gold ihrer universellen Menschenkenntniß gewiß unmittelbar in den Schachten des Lebens selbst gewonnen; aber ehe er daraus seine unsterblichen Meisterwerke bilden konnte, wie viele Stunden stiller und rastloser Arbeit mußten da vorangegangen sein!

Wir wollen nun in der Kürze eine Reihe Beispiele von Männern der Selbsthülfe an uns vorüberziehen lassen, die sich meistentheils ganz von unten heraufgearbeitet haben. Beginnen wir mit der gewöhnlichen Klasse der Tagelöhner, so finden wir, daß diese den großen britischen Weltumsegler James Cook hervorgebracht hat, der drei Reisen um die Erde antrat (1769, 1772 und 1776—79); ferner den englischen Wasserbaumeister Brindley, der u. A. den großartigen Bridgewater-Kanal erbaute, und endlich auch den trefflichen schottischen Volksdichter, Robert Burns. Die Maurer können sich des gelehrten Zeitgenossen Shakespeare's, Ben Jonsons, rühmen, der mit der Kelle in seiner Hand und einem Buche für seine Wißbegierde in der Tasche, bei verschiedenen Bauten als Maurergeselle mitarbeite; ebenso des berühmten Gesangskomponisten Karl Friedrich Zelter, der Goethe's vertrauter Freund und Felix Mendelssohn-Bartholdy's Lehrer in der Harmonielehre war. Geboren 1758 zu Berlin, trat er im 17. Jahre in die Lehre, um das Handwerk seines Vaters, eines Maurers, zu erlernen, und wurde 1783 als Maurermeister in die Zunft aufgenommen. Schon von Jugend auf war Musik sein Lieblingsstudium gewesen; doch da sein grenzenloser Musikeifer dem Handwerk immer mehr Eintrag that, so untersagte ihm endlich der Vater die Beschäftigung mit der Musik gänzlich. Der Sohn gelobte Gehorsam und trieb sein Handwerk fleißiger, kehrte aber immer von neuem zu der Musik zurück. Erst als er Meister und damit unabhängig geworden war, konnte er sich ungetheilt dem Studium der Musik hingeben und arbeitete nun, bei eisernem Fleiße, mit so außerordentlichem Erfolge, daß er im Jahre 1800 als Direktor an die Spitze der Berliner Singakademie kam und neun Jahre darauf vom König von Preußen zum Professor der Tonkunst an der Berliner Akademie der Künste und Wissenschaften ernannt wurde. Bald nachher stiftete er für fröhliche Unterhaltung durch Liedergesang die erste Berliner Liedertafel. — Unter den berühmt gewordenen Zimmerleuten glänzen die Namen unseres erhabenen Religionsstifters Jesus Christus und des, unserm Heilande geistig verwandten, chinesischen Sittenlehrers Kon-fu-tse. Bekanntlich entnahm Christus seine zwölf Jünger den schlichten, unverdorbenen und bildsamen Kreisen des Handwerks. Und wie das Christenthum, so leitet auch die Reformation ihren Ursprung unmittelbar aus dem Schooße des Volkes ab; denn Huß war eines Holzhauers, Luther eines Bergmanns Sohn,

Melanchthons Vater war ein Waffenschmied und Zwingli hatte einen Amtmann zum Vater. — Dem Hirtenberufe entsprangen der jüdische Gesetzgeber Moses und Valentin Düval, ein merkwürdiger französischer Gelehrter, über den wir unten Ausführlicheres hören werden. Auch Richard Cobden, der jüngst verstorbene, unermüdliche englische Freihandels-Agitator, dessen unsterbliche That der französisch-englische Handelsvertrag ist, mußte, als der Sohn eines armen Pächters, in seiner Jugend die Schafe hüten.

Dem Gewerbe der Weber gehörte die berühmte augsburgische Familie der Fugger an, welche sich aus Armuth und Dürftigkeit zu so kolossalem Reichthum hinaufgearbeitet hatte, daß der deutsche Kaiser Karl V. (1518—1558), als ihm der königliche Schatz zu Paris gezeigt wurde, mit lachender Miene gesagt haben soll: „daß zu Augsburg ein Leinweber sei, der das Alles mit eigenem Gelde bezahlen könne." „Reich wie ein Fugger sein," war ein damals in Spanien gewöhnliches Sprüchwort und fand sogar seinen Weg in den berühmten spanischen Roman Don Quixote. *) Der große Afrikareisende David Livingstone mußte Jahre hindurch sein kümmerliches Brod in einer Weberei verdienen. Armer Weber Söhne waren der ausgezeichnete Volksschriftsteller Joh. Peter Hebel, der große Philosoph Johann Gottlieb Fichte, der geniale Sprachforscher Christian Gottlob Heyne und der Entdecker der neuen Welt Christoph Columbus. — Söhne von Sattlern waren der zu Königsberg i. J. 1724 geborene Immanuel Kant, einer der größten Philosophen und scharfsinnigsten Denker aller Zeiten; ferner Rudolph Ackermann, der als Sattlergeselle nach London wanderte und dort ein Kunstmagazin gründete, welches sein unermüdlicher Eifer zu dem blühendsten in der englischen Hauptstadt erhob. Seine großartige geschäftliche Thätigkeit im Auslande, welcher England u. A. auch die Einführung des Steindrucks und die Hebung der Holzschneidekunst verdankt, schmälerte nicht seine Liebe für sein deutsches Vaterland. Als dieses in den Freiheitskriegen blutete, da zeigte sich der wackere Mann, der, seitdem er zu Wohlstand gekommen, für seine armen Verwandten in Sachsen gesorgt hatte, als einen der thätigsten Menschenfreunde. Denn durch seine rastlosen und opfervollen Bemühungen kamen zur Unterstützung der in Deutschland durch den Krieg Geschädigten 30,000 Pfd. Strlg. (200,000 Thlr.) zusammen, zu denen das Parlament noch 100,000 Pfd. Strlg. (666,666⅔ Thlr.) bewilligte. — Das Gewerk der Schuhmacher ist vertreten durch Hans Sachs, den größten deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts (geb. zu Nürnberg 1494, gestorben

*) von Cervantes.

daselbst 1576), und durch Jakob Böhme, einen tiefsinnigen Denker (geb. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz, gest. 1624), der bis in sein 10. Jahr das Vieh hütete, ohne bis dahin Schulunterricht zu empfangen, und später die Schusterei erlernte und bis an sein Ende trieb. Auch der große Joh. Joachim Winckelmann, der Begründer der Kunstwissenschaft, gehört als der Sohn eines Schusters hierher.

Die Schneider können nicht minder herrliche Männer aufweisen, die aus ihrer Mitte hervorgegangen sind. Welcher Deutsche hätte nicht schon vom alten Derfflinger gehört, der des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, tapferster und kriegskundigster Feldherr war? Dieser Mann, der ein tüchtiges Stück deutschen Ruhmes auf dem Schlachtfelde vertritt und als Feldmarschall starb, war ursprünglich für das Schneiderhandwerk erzogen worden; aber als er nach der Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1620) sein Vaterland Böhmen verließ und nach Berlin wandern wollte, um sich den Religionsbedrückungen der katholischen Partei zu entziehen, und man den Schneidergesellen, weil er keinen Heller im Vermögen besaß, über die Elbe zu setzen verweigerte, — da warf er kurz entschlossen sein Bündel in den Strom und vertauschte die Elle mit dem Degen. Gleich so vielen Männern, die von der Pike auf dienten, unablässig ein großes Ziel vor Augen habend, trug er sich schon als gemeiner Reitersmann mit allerlei Plänen herum, wie er dereinst General werden könnte. Schneider waren ferner der beliebte dänische Dichter Hans Christian Andersen, dessen Vater ein armer Schuhmacher war, und der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten, Andrew Johnson, der nie eine Schule besuchte, Lesen von seinen Mitgesellen, Schreiben von seiner jungen Frau lernte, Tags mit der Nadel und Scheere, Nachts mit dem Kopf vor geliehenen Büchern arbeitete, und es durch Ausdauer, Fleiß und Thatkraft zur höchsten Würde brachte, die sein Vaterland verleihen kann. Als den Sohn eines unbemittelten Schneidermeisters nennen wir noch den Bildhauer Joh. Gottfried Schadow, der u. A. das Viergespann auf dem Brandenburgerthor in Berlin modellirt hat, welches Napoleon so gut gefiel, daß er es nach Paris schickte, von wo es aber wieder zurückgebracht wurde.

Daniel de Foe, der Verfasser des Robinson Crusoe, Kirke White, ein früh verstorbener englischer Dichter von außerordentlichen Anlagen, Cardinal Wolsey, Staatsminister Heinrich VIII. von England, endlich der bekannte Afrikareisende Heinrich Barth, waren Schlachterssöhne. Unter den Männern, die sich um die Erfindung, Verbesserung und Anwendung der Dampfmaschine verdient gemacht haben, ragen besonders diese drei hervor: James Watt, Newcomen und Georg Ste-

phenson. Ersterer war ein Verfertiger mathematischer Werkzeuge, der andere ein Schmied, der dritte Maschinenheizer. Unser großer Astronom Fr. Wilh. Herschel war eines Musikers Sohn und zog mit einer Abtheilung hannöverscher Truppen nach London (der damalige König von Hannover war zugleich König von England), wo es ihm anfänglich so schlecht ging, daß er sich aus bitterer Armuth genöthigt sah, Tanzmusik zu machen. Robert Blum, der unvergeßliche Blutzeuge deutscher Freiheit, mußte aus Armuth das Gürtlerhandwerk erlernen und arbeitete später in einer Laternenfabrik. Jos. v. Frauenhofer, höchst bedeutend als Optiker und Vervollkommner des Fernrohres, war der Sohn eines Glasers. Des unsterblichen Astronomen Joh. Kepler's Vater war Gastwirth, und eben dieses Gewerbe übte auch Andreas Hofer, „der Kommandant von Tyrol," aus. Samuel Heinicke, der Begründer der ersten Erziehungsanstalt für Taubstumme (1778 in Leipzig eröffnet), war bis zum 27. Jahre Landmann, nahm darauf in Dresden Militairdienste als kurfürstlicher Leibgardist, wurde nach Ausbruch des 7jährigen Krieges in dem Lager bei Pirna gefangen genommen, entfloh jedoch und ging nach Jena, um an der dortigen Universität den Studien obzuliegen, nachdem er sich schon früher durch angestrengten Selbstunterricht die nöthigen wissenschaftlichen Vorkenntnisse angeeignet hatte. Die Mittel zu seinem Unterhalte verdiente er sich durch Musikunterricht. Unter seinen Schülern befand sich ein taubstummes Kind, welches ihm Veranlassung ward, der Beschäftigung mit diesen Unglücklichen sein Leben zu widmen.

Benjamin Franklin, das Muster eines ausgezeichneten Menschen, Bürgers und Geschäftsmannes und der Mitbegründer der amerikanischen Freiheit, war der Sohn eines Seifensieders und fing sein Leben, gleich Béranger, Frankreichs Sängerkönig, als einfacher Buchdruckergehülfe an. Er hat, wie wenig Andere, durch sein Leben den Beweis geliefert, daß der Mensch sich selbst helfen kann, wenn der rechte Muth und der rechte Wille seine Brust schwellen. Er bekennt in seiner Selbstbiographie: „Aus dem Schoße der Armuth und Dunkelheit, worin ich zu athmen begann und meine früheste Jugend zubrachte, habe ich mich selbst zum Wohlstande und zu einem gewissen Grade von Berühmtheit in der Welt emporgeschwungen." Josef Garibaldi, Italiens hochherziger Befreiungsheld, begann seine Laufbahn als Matrose. Der am 14. April 1865 durch Mörderhand gefallene Präsident der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, stammte von Bauern ab und war selbst in seinen jüngeren Jahren Bauer und Schiffsknecht. Er besorgte, gleich seinem Nachfolger, seine Selbstbildung aus geliehenen Büchern und studirte Abends nach Erledigung seiner sonstigen Geschäfte.

Wie der größte Dichter Englands, so sind auch die beiden größten deutschen Dichter echte Kinder des Volkes gewesen. Schiller's Voreltern waren ihres Handwerks ehrsame Dorfbäcker. Sein Vater wurde zum Wundarzt erzogen, ging dann unter die Soldaten, anfangs als Feldscheerer eines bairischen Husarenregiments, und mußte sich mühselig durchschlagen im Kriege und im Frieden, bis er seine militärische Laufbahn mit Hauptmannsrang beschloß. Goethe's Urgroßvater, Hans Christian Goethe, lebte um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu Artern, in der Grafschaft Mansfeld und trieb dort das Handwerk eines Hufschmieds. Einer seiner Söhne, Friedrich Georg, lernte die Schneiderprofession und wanderte nach Frankfurt am Main, wo er zweimal verheirathet war und mit seiner zweiten Frau die Gastwirthschaft zum Weidenhof bekam. Aus dieser Ehe wurde 1710 Johann Caspar Goethe, der Vater des Dichters, geboren, welcher sich den Studien widmete und in der Folge zum kaiserlichen Rath ernannt wurde; seine Vermögensverhältnisse waren, mit denen von Schiller's Vater verglichen, sehr behaglicher Art.

Ueberraschend groß ist die Zahl der Pfarrerssöhne, die es zu hoher Auszeichnung brachten. So waren Francis Drake, dem Europa die Einführung der Kartoffeln verdankt, und Horace Nelson, die beiden größten britischen Seehelden, die Söhne von Geistlichen. An diese beiden Kriegsmänner reiht sich eine ehrfurchtgebietende Schaar großer Gelehrter und Dichter. Wir nennen die Naturforscher Karl v. Linné und Gotthilf Heinr. von Schubert, die Geschichtsforscher Johannes v. Müller und Theodor Mommsen, den großen Arzt Ernst Ludwig Heim, den Sprachforscher Joh. Christoph Adelung, die Schriftsteller und Dichter Josef Addison, James Thomson, Oliver Goldsmith, Gotthold Ephraim Lessing, Gottfr. August Bürger, Chr. Fürchtegott Gellert, Mathias Claudius, genannt der Wandsbecker Bote, Jean Paul Friedrich Richter, Ludwig Uhland, Johann Gottfried Kinkel und den Turnvater Ludw. Jahn.

Zwei deutsche Schriftsteller der Gegenwart, deren dichterische Erzeugnisse in kürzester Zeit eine allgemeine Verbreitung und Beliebtheit erlangten, fordern uns schließlich noch zur Betrachtung ihres Lebensganges auf, insofern dieser nämlich ganz verschieden ist von der ruhigen und geraden Entwickelungsbahn, auf welcher sich die Heranbildung unserer meisten Gelehrten und Schriftsteller zu vollziehen pflegt. Diese beiden Männer heißen Friedr. Wilh. Hackländer und Friedr. Gerstäcker. Der erstere gründete ein vielgelesenes illustrirtes Wochenblatt „Ueber Land und Meer," der andere reiste selbst weit über Land und Meer und ver-

arbeitete seine reichen Reisebeobachtungen zu meisterhaften Schilderungen des überseeischen Lebens.

Herr Hackländer verlor früh Vater und Mutter. Eine mittellose Waise trat er in seinem 14. Lebensjahre als Lehrling in eine Modewaarenhandlung ein, verließ jedoch diese Stellung schon nach wenig Jahren wieder, um bei der preußischen Artillerie einzutreten. Da sich indeß, seiner Tüchtigkeit ungeachtet, seine Hoffnungen auf Beförderung nicht verwirklichten und er überdies bei einem Mannöver schwer an der rechten Hand verletzt wurde, so nahm er seinen Abschied, und kehrte in seinen früheren Stand zurück, wo er nun das eigenthümliche Mißgeschick erfuhr, daß drei Kaufleute, in deren Handlungen er thätig war, nach einander stockten, so daß am Ende Niemand den gleichsam ominösen Lehrling ins Geschäft nehmen wollte. Hackländer aber hielt, wie alle tüchtig angelegten Naturen, in dieser kritischen Lage Kopf und Herz muthig oben und half sich selbst, da Niemand ihm helfen wollte. Er ging nach Stuttgart, griff zur Feder und begann seine glänzende schriftstellerische Laufbahn mit den „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden."

Auf ähnlichen Umwegen kam Gerstäcker dahin, ein Mann der Feder zu werden. Auch er verlor schon in zartem Knabenalter seinen Vater und kam zu einem Oheim, der ihn nach zurückgelegter Schulzeit zu einem Kaufmann in die Lehre gab. Sein feuriger und unruhiger Sinn war jedoch nicht für die trockene Einförmigkeit des Comptoirlebens geschaffen, sondern mächtig zog es ihn hinaus in die große Welt, nach deren Bekanntschaft es ihn unwiderstehlich verlangt hatte, seitdem durch die Lektüre des Robinson Crusoe ein heftiger Wandertrieb in seiner Brust angefacht worden war. Demgemäß verließ er das Comptoir, erlernte in Vorbereitung auf seine erste amerikanische Reise die Landwirthschaft und schiffte sich, ein kaum 20jähriger Jüngling, im Jahr 1837, mit kargen Mitteln ausgerüstet, nach New-York ein. Hier erging es ihm, wie es schon so vielen seiner Landsleute vor ihm ergangen war; er verlor durch Gaunerhand Alles, was er mit sich genommen hatte. Trotz dieser verzweifelten Lage litt es sein unabhängiger Sinn nicht, seine Angehörigen um Unterstützung anzurufen. Mit dem kecken Muth der Jugend der eigenen Kraft vertrauend, suchte er in dem fremden Lande Arbeit, wo und in welcher Gestalt sie sich finden ließ, und begann seine romantischen Kreuz- und Querfahrten durch die sämmtlichen nordamerikanischen Freistaaten. Er suchte sich nun abwechselnd bald als Heizer auf einem Dampfboot, bald als Farmerknecht, Silberschmied, Pillenschachtelfabrikant, Chocoladenmacher, Holzhauer, Koch u. s. w. durchzuschlagen, so gut es ging, und lernte endlich in den Urwäldern mit der Büchse umgehen, die er bald so meisterlich handhabte

und mit solcher Leidenschaft führte, daß er eine Zeitlang die Jagd berufsmäßig trieb. Im Jahre 1842 übernahm er einen Gasthof in Louisiana, gab denselben aber bereits im nächsten Jahre wieder auf und kehrte sehnsuchtgetrieben in die Heimath zurück. Hier hörte er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß inzwischen Abschnitte aus den der Mutter dann und wann zugeschickten Tagebüchern von dem Belletristen Dr. Robert Heller — der noch gegenwärtig als Feuilletonist der „Hamburger Nachrichten" mancher jungen Kraft durch seine ermunternden Beurtheilungen förderlich unter die Arme greift — in dessen Zeitschrift „Rosen" veröffentlicht worden seien. Und als ihm nun eine Verlagsbuchhandlung den Antrag stellte, sein ganzes Tagebuch gesammelt herauszugeben, that er dies in seinen „Streif- und Jagdzügen durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's."

Je schwerer es bei uns verhältnißmäßig dem Manne aus dem Volke gemacht wird, sich durch eigene Kraft emporzuarbeiten, um so mehr ist die Thatsache, daß die Zahl solcher Männer dennoch sehr groß ist, geeignet, einen hohen Begriff von der Tüchtigkeit zu geben, welche der Masse des deutschen Volkes innewohnt. In England liegen die Verhältnisse sehr viel günstiger für den gemeinen Mann. Dort giebt es nur einen Staat, herrscht, wie eine Sprache, nur ein Gesetz, wird, mit einem Worte, Jeder als Engländer angesehen und geachtet. Englands freie, demokratische Verfassung und der durchaus volksthümliche und volksfreundliche Geist, der alle seine Einrichtungen und Zustände durchweht, stellt ferner jeder Kraft, mag sie nun von unten oder von oben kommen, die gleiche Anerkennung und Berücksichtigung in Aussicht. Es gehört dort zu den gewöhnlichen Vorkommnissen, daß Männer aus den unteren Volksklassen in die Reihen des Landesadels aufsteigen, wodurch dieser nicht nur stetig gekräftigt und verjüngt, sondern auch immer fester und inniger an die Interessen des Volkes überhaupt gefesselt wird. Dort erhält das Verdienst meist „seine Kronen," während sich bei uns das Bürgerthum noch vielfältig hinter den, an und für sich ganz verdienstlosen, Geburtsadel zurückgesetzt sieht, welcher z. B. in der Armee und der Diplomatie ein fast unbedingtes Vorrecht behauptet. „Die englische Aristokratie," sagt ein deutscher Schriftsteller, *) „hängt nicht gleich dem deutschen Adel zwischen Thür und Angel, zwischen Thron und Bürgerthum, mit halbem Einfluß und halbem Besitz: von Geschlecht zu Geschlecht verjüngt sie sich im bürgerlichen Blute, in das alle nachgeborenen Kinder eingetaucht werden (bekanntlich erbt nur der älteste Sohn eines Lords oder Baronets den vollen Titel und den ganzen Landbesitz des Vaters), und die Bürgerstochter, die

*) Geographische Charakterbilder von A. W. Grube. 5. Aufl. Bd. 1. S. 277.

einen Lord heirathet, tritt vor ihre neuen Standesgenossen mit denselben Ansprüchen auf Achtung, als wenn ihr Urahn zur Tafelrunde König Arthur's gezählt hätte. Daher das hohe Ansehen und die bedeutende Macht, deren sich das englische Patriciat bis zu dieser Stunde erfreut, unbeneidet von dem Bürgerstande und ein schützendes, nicht blos verbindendes Mitglied zwischen Thron und Volk. Scheint die Krone in ihren Vorrechten bedroht, so hält der Adel seinen starken Schild den Pfeilen der Demokratie entgegen; zeigt aber der Thron Gelüste, die ihm von der Verfassung eingeräumten Befugnisse zu überschreiten, dann stellt sich eben dieser Adel auf die Seite des Volkes und hilft dessen Rechte schützen und wahren."

Seinerseits hat der Bürgerssohn nicht nöthig, scheu zu dem Adel als zu etwas Unerreichbarem hinaufzublicken. Der Weg steht auch ihm offen, und der Bürgerliche, der nicht von Geburt, sondern durch sein eigenes Verdienst eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnimmt, tritt in das Haus der Lords und hat Sitz und Stimme neben dem ältesten Pair des Königreichs." In England ist der Adliche meist Hand in Hand mit dem Bürger gegangen, wo es galt, die Freiheiten des Landes zu schützen; in Deutschland dagegen ist der Adel nur zu häufig, in unbegreiflicher Verkennung seines eigentlichen Berufes und wahren Vortheils, den Bestrebungen des Bürges und Bauers mit schonungsloser Härte und Willkür entgegengetreten. Man denke an den fürchterlichen Bauernkrieg (1523 bis 1525), den ein neuerer Geschichtsschreiber „einen gräßlichen Naturschrei der gedrückten Menschheit" genannt hat; man denke ferner an Friedrich Barbarossa's barbarische Zerstörungszüge gegen die lombardischen Städte (1154, 1158, 1174) — und vergleiche damit die Thatsache, daß der englische Adel dem Könige Johann ohne Land im Jahre 1215 den berühmten Landesgrundvertrag, die Magna charta, abnöthigte, welcher die Grundlage der heutigen englischen Verfassung geworden ist. Das deutsche Volk sollte darum das Andenken an einen Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Freiherrn von Stein, Kaiser Josef II., Kaiser Heinrich I. oder der Städtebauer u. A. m., die unermüdlich für das Wohl des Volkes strebten, mit dankbarster Liebe verehren.

All' die angeführten Beispiele und Belege zu dem Grundsatze, „daß Gott Denen hilft, die den Muth und Willen haben, sich selbst zu helfen," dienen zum sprechenden Beweise, daß weder hoher Rang noch Reichthümer unerläßliche Vorbedingungen für höhere Strebungen und Erfolge sind. Wären sie es dennoch, wie käme es dann, daß die Welt seit unvordenklichen Zeiten so tief in der Schuld Derjenigen steht, denen das Schicksal

den Besitz solcher Vorzüge versagte? Wir möchten weit eher behaupten, daß zu viel Gunst äußerer Umstände der inneren Entwickelung und Veredelung des Menschen in den meisten Fällen mehr schadet als nützt; denn eine behagliche und mit Ueberflüssen aller Art ausgestattete Lebensstellung legt keine Anstrengungen, keinen Kampf mit Schwierigkeiten auf, erweckt nicht jenes stählerne Kraftbewußtsein in der Menschenbrust, welches die Mutter großer Thaten ist. Mangel und Dürftigkeit hingegen lassen ja höchstens die enge Wahl zwischen emporringender Arbeit oder sittlichem und wirthschaftlichem Untergange; der Mensch muß in diesem Falle, wenn er nicht betteln oder stehlen gehen soll, alle seine Kräfte anspannen, muß mit Entbehrungen und Widerwärtigkeiten aller Art ringen und umgehen lernen, und erarbeitet sich so, wenn sein Streben nicht umsonst war, im Schweiße seines Angesichts das stolze Bewußtsein: „Du dankst Alles, was Du bist und hast, der eigenen Kraftanstrengung!“

Wahre Größe wird nicht angeboren, läßt sich nicht erkaufen, es sei denn durch tapfere persönliche Arbeit. Wer Muth, Ausdauer, Thatkraft, Fleiß und einen rechtschaffenen Charakter besitzt, der besitzt das volle Anlagekapital, welches zur Selbsthülfe, d. h. zur Erreichung der Lebensbestimmung durch die Selbstbethätigung der persönlichen Kräfte gehört.

Zweiter Abschnitt.

Erfinder und Gewerbtreibende.

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Schiller (Lied von der Glocke).

Durch nichts bekundet sich die schaffende Thatkraft, der gesunde Sinn, das praktische Können eines Volkes so sehr, als durch dessen Strebungen und Leistungen auf dem Gebiete der Industrie oder des Gewerbefleißes. Ein Blick auf die Völker zeigt dies. Bei welchem modernen Volke wären die genannten Eigenschaften wohl in stärkerer Ausbildung und glücklicherer Vereinigung zu finden, als beim englischen Volke? Auf Grund des Vorhandenseins dieser geistigen Voraussetzungen — und nicht blos darum, weil England großen Reichthum an Kohlen und Eisen hat — ist der Engländer seit ungefähr zwei Jahrhunderten, oder etwa seit dem Zeitpunkte, wo das englische Verfassungsleben feste und bleibende Formen gewonnen hatte, in der Industrie allen übrigen Völkern siegend vorangeschritten. Der thatkräftige Geist des Briten hat die an sich todten Schätze seines Landes gehoben, verarbeitet und mit ihrer Hülfe die englische Weltindustrie geschaffen, deren Großartigkeit uns die höchste Achtung vor der Tüchtigkeit der englischen Volkskraft abnöthigt. Wie die englischen Kriegsflotten die Meere, so beherrschten auch einst die Waaren des gewerbfleißigen

englischen Volkes den Weltmarkt, und alle Völker waren den Bürgern Englands tributpflichtig für die Erzeugnisse ihrer Arbeit. Die gediegene Güte derselben erwarb ihnen überall Beliebtheit und dauernden Absatz, und die Bezeichnung „englische Waare“ hatte lange Zeit dieselbe Bedeutung, wie „beste Waare.“ Aus dieser Zeit stammt die nachgerade lächerlich und zur Unsitte gewordene Sitte deutscher Fabrikanten, ihre Waaren mit englischer Aufschrift zu versehen, und in den unteren Volksklassen Rußlands soll noch heute der Ausdruck „englisch“ sprüchwörtlich gebraucht werden, um etwas in seiner Art Unübertreffliches damit anzudeuten.

Seit den letzten fünfzig Jahren ward dem britischen Volke indeß die gewerbliche Alleinherrschaft immer mehr streitig gemacht. Ein neuer, kräftig-frischer Fortschritts-Geist durchzog, nach der Niederwerfung des französischen Eroberers, belebend alle Lande und regte auf allen Gebieten des Lebens und Strebens zu thatkräftigem Handeln an. Den langen blutigen Kriegen folgte der ersprießlichere Wettstreit der Völker in den Beschäftigungen des Friedens. Mit in erster Reihe ward das Gewerbewesen von dieser Strömung ergriffen und fortgetragen. Die lange Unterbrechung des englischen Handels hatte die Völker des Festlandes in gewerblicher Hinsicht auf die eigenen Kräfte und Hülfsquellen angewiesen, und damit die Lösung des Abhängigkeitsverhältnisses von der englischen Industrie angebahnt. Seitdem hat, in allmählicher Entwickelung, die festländische Industrie diejenige Englands in vielen Beziehungen eingeholt, in manchen sogar überholt. Rüstig und mit großartigem Erfolge hat namentlich das deutsche Volk gearbeitet, den Vorsprung, den England ihm abgewann, wieder auszugleichen, und sich seine ehemalige glänzende Stellung unter den Industrievölkern zum zweiten Male zu erringen. Besitzt der Deutsche auch nicht die rasche und unternehmungskühne Thatkraft des Engländers, so besitzt er dafür eine stille, besonnene und rastlose Ausdauer, welche jene fast ersetzt, und in Zukunft Großes leisten wird, wie sie es in der Vergangenheit schon gethan hat.

Welcher Deutsche wüßte nicht, daß sein Vaterland vor Zeiten, als es noch politisch eins und mächtig war, wie damals kein anderes Land Europa's, in Hinsicht des Handels und der Gewerbe einen ähnlichen Rang unter den europäischen Völkern einnahm, wie unlängst England? Diese Blüthenzeit des deutschen Gewerbelebens umfaßt in ungefährer Begrenzung die Zeit vom 13. Jahrhundert bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts. In dieser Periode hatte der mächtige deutsche Städtebund, die „Hansa,“ (1244—1630) den Welthandel ausschließlich in Händen. Bereits im 13. Jahrhundert ward bei uns die Leinweberei, die Wollzeugweberei und Tuchmacherkunst, besonders in den kunstreichen und gewerbthätigen Städten Augsburg, Nürnberg, Frankfurt am Main,

eifrig betrieben. Die Nachkommen des Webers Hans Fugger in Augsburg arbeiteten sich, vor allen Andern, zu mächtiger Bedeutung im Handel empor. Ihr Reichthum begünstigte wieder Künste und Gewerbe. Im nördlichen Deutschland blühte in dieser mittlern Zeit, besonders in Braunschweig, Goslar, Magdeburg, Stettin, deutsche Industrie, und Holz-, Leder-, Glas-, Metall- und Steinarbeiten wurden daselbst in Menge von Zünften und Gilden gefertigt. Unter den Zweigen des Gewerbefleißes, welche sich in Deutschland zuerst in großartiger Gestalt zeigten, steht unstreitig der Bergbau obenan, welcher auf dem Harze schon 978, im sächsischen Erzgebirge 1167 und in Böhmen 1292 begann, und dem sich bald die Eisenindustrie zugesellte, besonders in Westphalen und Oesterreich. Deutsche Bergleute, die unter der Regierung der Königin Elisabeth (1558—1603) nach England berufen wurden, um dort den Bergbau emporzubringen, brachten die mit einem Geleise versehenen, hölzernen Bahnen in die dortigen Kohlendistrikte mit, aus denen sich später die Eisenbahnen entwickelten, welche anfänglich nur zum Zwecke der Kohlenbeförderung erbaut wurden, bis man, nach Erfindung des Dampfwagens, welcher zuerst auf Kohlenbahnen in Gebrauch war, auf den Gedanken kam, sich der Eisenbahnen als eines allgemeinen Transportmittels zu bedienen.

In Metallwaaren aller Art leistete besonders Nürnberg Außerordentliches, und früher als irgendwo fing man hier an, fabrikmäßig zu arbeiten. Die Stadt Nürnberg mag wohl überhaupt als die glänzendste Vertreterin Dessen gelten, was der deutsche Bürgerstand Tüchtiges und Rühmenswerthes geleistet hat. Steht sie doch in der Geschichte der Erfindungen allen übrigen deutschen Städten voran. Hier erfand Peter Hele die Taschenuhren, Nürnberger Eier genannt, Rudolph die Ziehplatte zum Drahtziehen, Heinrich Traxdorf das Pedal, Hans Lobsinger die Windbüchse und die Presse, um Figuren in Metalle zu pressen, Christoph Denner die Klarinette, Hans Meuschel verbesserte die Posaune, Erasmus Ebner erfand das Messing, Joh. Baptist Homann versah ganz Deutschland mit Landkarten und Globen, deren erster bekanntlich durch den Nürnberger Martin Behaim verfertigt wurde und noch heute im Behaim'schen Hause zu Nürnberg aufbewahrt wird.

Auch die Glasfabrikation wurde in Deutschland (in Böhmen und Thüringen) früher als in andern Ländern bedeutend. Neben den Woll- und Leinwebereien standen die Färbereien in so großem Ansehen, daß England z. B. noch im 16. Jahrhundert seine rohen Tuche in Deutschland färben ließ. Ebenso nahm die aus Venedig hereingebrachte Strumpfwirkerei in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, namentlich im sächsischen Erzgebirge, einen derartigen

Aufschwung, daß die Engländer im Auslande nicht mehr konkurriren konnten, und viele deutsche Strumpfwaaren selbst nach England in den Handel kamen. Im 14. Jahrhundert wurde die Seidenweberei eingeführt und 1390 die erste deutsche Papiermühle errichtet.

So glücklich hatte sich die deutsche Industrie entwickelt, als der fürchterliche dreißigjährige Krieg (1618—1648) seine Furien über unsere unglücklichen Gaue losließ und mit Feuer und Schwert den besten Theil der Bevölkerung und der Volkskraft vertilgte. Als endlich der westphälische Frieden der namenlos schrecklichen Kriegsplage, deren Nachwehen zum Theil bis in unsere Zeit hereinreichen, ein Ziel setzte, da hatte Deutschland ungefähr zwei Drittheile seiner Bewohner eingebüßt. Weite Landschaften, welche vor dem Kriege reich angebaut und bevölkert gewesen waren, lagen verwildert und menschenöde, hunderte von Dörfern waren vom Erdboden verschwunden. In Nürnberg ward bald nach dem Friedensabschlusse ein Gesetz erlassen, welches zeitweilig gestattete, zwei Frauen zu ehelichen. Wie sehr die Industrie heruntergekommen war, beweist die Thatsache, daß z. B. in Augsburg, wo noch im Jahre 1610 allein 475,184 Stück Barchent gewebt worden waren, nach dem Kriege von 6000 Meistern nur 500, von 80,000 Einwohnern nur noch 18,000 übrig waren, und in welchem Zustande!

Während das deutsche Reich, wie Jemand, der aus tödtlicher Krankheit erstanden ist, in langer, todtenhafter Ruhe langsam wieder von seinen tausend Wunden zu neuer Kraftansammlung genas, hatten sich die Schwerpunkte der Industrie von Deutschland nach Frankreich, England und den Niederlanden verlegt. Letztere, welche ja doch nur von einem losgerissenen Zweige des deutschen Volkes besessen werden, bildeten vorzüglich die Tuchfabrikation zu hoher Vollkommenheit aus; und als die spanische Herrschaft mit schwerem und blutigem Drucke auf dem Lande der von den Römern einst wegen ihrer trotzigen Tapferkeit und Freiheit gefürchteten Bataver lag, da wanderten, namentlich während der Schreckensregierung des Herzogs von Alba (1567—1573), viele der reichsten und geschicktesten Tuchmacher nach England aus und legten dort den Grund zur künftigen industriellen Größe ihres neuen Vaterlandes. Im 17. Jahrhundert ward ferner die Seidenweberei von den wegen Aufhebung des Edikts von Nantes, worin den Hugenotten freie Religionsübung zugesichert worden war, zahlreich aus Frankreich eingewanderten, geschickten Seidenarbeitern in England eingeführt. Seitdem gewannen Englands Gewerbeverhältnisse rasch an Umfang und Bedeutung. Aber noch fehlte dem klassischen Lande der Steinkohle der wichtigste Bundesgenoß seiner industriellen Thätigkeit — die Dampfmaschine. Mit der Erfindung und Einführung derselben hebt erst das eigentliche Weltreich der englischen Industrie an.

Der Keimgedanke der gewaltigen Erfindung wird dem um's Jahr 200 v. Chr. lebenden Mathematiker Hero von Alexandrien zugeschrieben. Fast zwei Jahrtausende hindurch schlummerte derselbe, bis er endlich, gleich dem Weizenkorne in der Hand der egyptischen Mumie, den Boden fand, in dem er lebenskräftig sproß und Früchte zeitigte, die der ganzen Menschheit zu Gute kamen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts veröffentlichte ein wegen seines evangelischen Glaubens nach Deutschland geflüchteter französischer Gelehrter, Dionysius Papin, in den Leipziger Acta eruditorum einen Aufsatz, betitelt: Nouvelle manière de produire à peu de frais de forces mouventes extremement grandes (Neues Verfahren, mit geringem Kostenaufwande bewegende Kräfte von außerordentlicher Mächtigkeit zu erzeugen), worin er die Idee einer Dampfmaschine entwickelte und zeigte, wie mit Hülfe derselben ein Schiff durch Räder leicht und rasch fortbewegt werden könne. Wirklich fuhr ein solches Dampfschiff im Jahre 1707 auf der Fulda, zwischen Kassel und Minden, also genau ein Jahrhundert vor Robert Fulton's Fahrt auf dem Hudsonflusse zwischen Neu-York und Albany. Allein Papin's Zeit war noch nicht reif für das Verständniß der Erfindung; die Mindener Schiffer zerstörten, eine Konkurrenz für ihr Gewerbe befürchtend, seinen Dampfer, als derselbe in die Weser einlaufen wollte. Nun wurden die Bestrebungen für die Erfindung und Vervollkommnung der Dampfmaschine ein volles Jahrhundert hindurch ausschließlich auf englischem Boden fortgesetzt, bis es dem praktischen Geiste an sich einfacher, englischer Männer gelang, die wunderbare Maschine in allen Theilen korrekt herzustellen.

Unter den Männern, die sich um die Erfindung der Dampfmaschine verdient gemacht haben, nimmt ohne Frage James Watt die erste Stelle ein. Watt gehörte zu den fleißigsten, beharrlichsten und beobachtendsten Menschen, die je im Dienste der Menschheit gearbeitet haben. Geboren 1736 zu Yveenock in Schottland, zeigte er von Jugend auf eine besondere Vorliebe zu einsamer Arbeit und Forschung, namentlich im Bereiche mechanischer Beschäftigungen. Lebhaft, lernbegierig und gründlich wie er war, verabsäumte er keine Gelegenheit, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben und seinen Geist durch Selbststudium zu bilden. Nur ein Jahr konnte er den Unterricht eines berühmten Verfertigers mathematischer Werkzeuge in London benutzen, weil ihn anhaltende Kränklichkeit nach Schottland zurückzukehren nöthigte. Hier gründete er in Glasgow ein selbstständiges Geschäft und kam bald in den Ruf solcher Tüchtigkeit, daß er, 21 Jahre alt, von der dortigen Universität zum Inspektor des mathematischen und physikalischen Kabinets ernannt wurde. Während er das Geschäft eines Verfertigers mathematischer Werkzeuge trieb, bekam er den Auftrag, eine

Orgel zu bauen. Watt war ohne alles musikalische Gehör; das hielt ihn jedoch nicht ab, den Auftrag anzunehmen. Entschlossen vertiefte er sich in das Studium der Harmonielehre, begann den Bau und — lieferte ein gutes Instrument. Ebenso thatkräftig verfuhr er, als ihm die Universität das Modell einer Newcomen-schen Dampfmaschine zur Ausbesserung übergab. Ehe er sich dieser Arbeit unterzog, ging er mit gewohnter Gründlichkeit Alles durch, was die Wissenschaft bis dahin über die Natur der Wärme, Dämpfe u. s. w. ermittelt hatte, und gleichzeitig war er mit scharfem Eifer bemüht, seine Kenntnisse in der Mechanik und im Baufache zu ergänzen. Erst nachdem er sich in dieser gründlichen Weise vorbereitet hatte, legte der gewissenhafte Mann Hand an's Werk. Aus der bloßen Ausbesserung des mit vielen Mängeln behafteten Modells wurde nun freilich eine so vollständige und wesentliche Verbesserung der Newcomen'schen Maschine, daß man Watt als den zweiten Erfinder, ja als den eigentlichen Schöpfer der Dampfmaschine ansehen kann; denn nach seiner Verbesserung ist es erst möglich geworden, die Dampfmaschine, die früher nur zur Hebung des Wassers benutzt wurde, zur unmittelbaren Bewegung von Mühlwerken, Dampfschiffen und Dampfwagen anzuwenden.

„Bei der atmosphärischen Dampfmaschine Newcomen's," sagt Wackernagel *) in seinem Buche „Naturkräfte und Menschenarbeit," worin der Gewerbtreibende eine anschauliche und gediegene Belehrung über die wichtigsten in sein Fach einschlagenden Dinge findet — „wird der Dampf unter dem Kolben durch eine beträchtliche Menge eingespritzten kalten Wassers verdichtet, dadurch werden aber die Wände des Cylinders mit abgekühlt. Um nun das Emporsteigen des Kolbens zu bewirken, mußte neuer Dampf eingelassen werden; da aber der Cylinder abgekühlt war, so ging von diesem Dampf eine beträchtliche Menge, und somit auch viel Brennmaterial verloren, um erst den Cylinder wiederum auf 80° R. zu erhitzen. So ging es mit jedem Kolbenhub. Bei dem Niedersteigen des Kolbens mußte der Cylinder bis unter 30° abgekühlt, und bei jedem Emporsteigen mußte er bis auf 80° erwärmt werden. Watt stellte sich nun die Aufgabe, den Dampf zu verdichten, ohne den Cylinder abzukühlen. Er sann lange nach, und stellte die mannigfaltigsten Versuche an, — wegen Mangel an Mitteln sah er sich genöthigt, Arzneiflaschen zu benutzen, — endlich kam er auf den Gedanken, den Dampf in einem besonderen, vom Cylinder getrennten Gefäße zu verdichten, welches deshalb den Namen Convensator (Verdichter) führt. Dieser glückliche Gedanke war der erste Schritt auf der

---

*) 5. Auflage, S. 182.

glänzenden Laufbahn, welche Watt's Namen unsterblich gemacht hat."

Watt war, wie wir so eben hörten, arm, hatte wenig Freunde, lebte in fast ununterbrochenem Kampfe mit äußeren Widerwärtigkeiten, war in jedem Betracht auf sich selbst gestellt. Sogar dann noch, als seine Maschine schon regelmäßig arbeitete, schien das Ende seiner Schwierigkeiten in weitere Ferne als jemals gerückt zu sein. Er hatte sich mit dem Doctor Roebuck, einem unternehmenden Manne, verbunden, und von diesem unterstützt, baute er eine Maschine für eine Steinkohlengrube, die, von Zeit zu Zeit verbessert, endlich eine hohe Vollkommenheit erlangte. Eben war er beschäftigt, eine neue Maschine im Großen zu bauen, als sein Theilhaber durch fehlgeschlagene Grubenspekulationen so außerordentliche Verluste erlitt, daß er außer Stande war, die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen. Watt sah sich so mit einem Schlage in seine frühere drangvolle Lage zurückgeworfen, und es gehörte eine eiserne Ausdauer, wie er sie besaß, dazu, um auch jetzt nicht an der Zukunft zu verzweifeln. Aus dieser traurigen Lage ward er durch die Dazwischenkunft eines Mannes befreit, der über ein bedeutendes Kapital verfügte, großen Einfluß und Unternehmungsgeist besaß und ein Geschäftsmann war durch und durch. Dieser Mann, dessen Vermittlung die Welt die Erhaltung und Einführung der Watt'schen Erfindung verdankt, war Matthew Boulton, der „Vater von Birmingham," wie ihn die Verehrung seiner Landsleute genannt hat; mit ihm trat Watt im Jahre 1773 in Verbindung.

Boulton stellt sich als ein von Watt gänzlich verschiedener Mann dar, doch ergänzten sich ihre beiderseitigen Begabungen zur schönsten Harmonie. Watt war eine echte Erfinder-Natur, vorzugsweise stillem Sinnen und einsamer Arbeit zugeneigt, aber entschieden abhold dem unruhigen Geschäftstreiben und Geschäftsverkehr mit der Außenwelt, Dinge, welche sich nun einmal nicht von der Leitung größerer industrieller Unternehmungen trennen lassen. Er erklärte wiederholt, daß er lieber einer geladenen Kanone gegenüberstehen, als eine Rechnung oder ein Geschäft abschließen wolle, und höchst wahrscheinlich würde er, ohne Boulton's geschäftskundigen Beistand, niemals einen nennenswerthen Geldgewinn aus seiner großen Erfindung gezogen haben. Worin Watt sich schwach bewies, darin gerade lag Boulton's größte Stärke. Von seinem Vater, der Besitzer einer Stahlfabrik war, hatte er eine treffliche Erziehung erhalten, die er durch angestrengte Selbstthätigkeit nach allen Richtungen hin weiter und reicher ausbaute. Im Jahre 1762 kaufte er, um dem väterlichen Fabrikgeschäfte eine größere Ausdehnung zu geben, bei Soho, eine Stunde von Birmingham, eine öde Strecke Landes, und aus der Wüste erhob sich

nach und nach eine Fabrikstadt, deren Einwohnerzahl sich gegenwärtig auf 20,000 Seelen belaufen dürfte. Er war vor Allem Geschäftsmann in des Wortes höchster Bedeutung, aber auch den Wissenschaften und Künsten war er eifrig zugethan. Nachdem er sich mit Watt verbunden hatte, galten alle seine Bestrebungen nur dem einen Ziele, die Watt'sche Dampfmaschine zur allgemeinen Arbeitskraft für den vaterländischen Gewerbfleiß zu erheben. Diese Aufgabe war nicht so leicht, wie sie nach unseren heutigen Anschauungen erscheinen möchte. Haß und Vorurtheil der Menge stellten sich anfänglich der allgemeinen Einführung der neuen Maschine entgegen, und Watt und Boulton hatten schon 300,000 Thaler auf die Maschine verwendet, ehe sie den geringsten Ertrag genossen. Mit Stolz sagte Boulton einst zu einem Freunde, der ihn in Soho besuchte: „Ich verkaufe hier, was alle Welt zu besitzen wünscht — Kraft.“ „Er hatte,“ fährt jener Freund fort, „700 Arbeiter unter sich. Er machte mir den Eindruck, als sei er ein eiserner Herzog, und er schien ein Vater seiner Leute zu sein.“ Rechtschaffenheit war die Grundlage aller seiner Handlungen, und von ihm kann man sagen, daß sich unter seinen hinterlassenen Reichthümern kein Schilling befunden habe, der auf unredlichem Wege erworben worden wäre. Als er begraben wurde, da folgten seinem Sarge, Thränen im Auge, Tausende von Arbeitern, deren Ernährer, Freund und Berather er im Leben gewesen war.

Eine Reihenfolge von bedeutenden Mechanikern hat in allmählicher, stufenweiser Vollendung die Dampfmaschine geschaffen, deren Leistungen alles weit hinter sich zurücklassen, was die Alten von Cyklopen, und andern Ungeheuern fabelten. Erst nachdem es den opfervollen Bemühungen jener wackern Männer gelungen war, die Dampfkraft in den Dienst des Menschen zu stellen, konnte der menschliche Geist von tausend sittlich und geistig abstumpfenden Beschäftigungsarten erlöst werden. Das ist ja eben der größte Gewinn, den die Menschheit aus der Dampfmaschine zieht, daß sie den Menschen, indem sie ihm die meisten mechanischen Verrichtungen aus der Hand nimmt, immer mehr davor schützt, selbst zur todten Maschine herabzusinken! —

Es war eine der ersten großen Folgen der Watt'schen Erfindung, daß damit der Grund zu der riesigen Baumwollenmanufaktur Englands gelegt wurde. Der Mann, dessen Name am engsten mit der Gründung dieses Industriezweiges verflochten ist, war Richard Arkwright, von dessen niedriger Abkunft wir schon oben hörten. Man hat ihm, wie auch Watt und Stephenson, die Ursprünglichkeit als Erfinder absprechen wollen. Jedoch mit Unrecht. Arkwright steht zur Spinnmaschine in demselben Verhältniß, wie Watt zur Dampfmaschine, Stephenson zur Lokomotive.

Er sammelte die zerstreuten Fäden, welche der Scharfsinn vor ihm gesponnen, und verwob sie, nach durchaus selbstständigem Plane, zu einem neuen und eigenthümlichen Stoffe.

Die älteste Vorrichtung zum Spinnen ist die Spindel, ein von der Mitte nach den Enden sich zuspitzender Stab, welcher zum Umschwung unten mit einer Scheibe oder einem Ringe versehen war. Dieses Werkzeug war allgemein im Gebrauch, bis der Steinmetz Jürgens in Wolfenbüttel 1530 das Spinnrad erfand und damit die Möglichkeit gab, die Spinnerei auf den heutigen hohen Grad ihrer Vervollkommnung zu bringen. Etwa 30 Jahre bevor Arkwright seine Erfindung machte, nahm ein gewisser Lewis Paul ein Patent auf eine von ihm erfundene Spinnmaschine, welche sich jedoch in der Praxis nicht bewährte. Eine zweite Spinnvorrichtung, welche ein anderer englischer Mechaniker Namens Thomas High ersann, fiel nicht brauchbarer aus.

Richard Arkwright, dem endlich der große Wurf gelang, war ein Sohn der untersten Volksschicht. Als jüngster unter den dreizehn Sprößlingen armer Eltern, erblickte er 1732 zu Preston das Licht der Welt. Er hat niemals eine Schule besucht und keinen andern Unterricht genossen, als den er sich selbst ertheilte, weshalb ihm die Kunst des Schreibens bis an's Ende viel zu schaffen machte. Der Vater gab den Knaben zu einem Barbier in die Lehre, und als seine Lehrzeit abgelaufen war, miethete er einen kleinen Keller und begann das Barbiergeschäft selbstständig zu treiben. Ueber dem Eingange des Kellers befand sich ein Schild mit der Inschrift: „Kommt zum unterirdischen Barbier — er rasirt für einen Penny (10 Pfg.).“ Nachdem er das Geschäft einige Jahre fortgesetzt, verließ er den Keller und ward reisender Haarhändler. Zu jener Zeit waren die Perücken Mode und machten einen wichtigen Zweig des Barbiergeschäfts aus. Arkwright reiste, überall Haar aufkaufend, im Lande umher, und pflegte regelmäßig die verschiedenen Dienstboten-Märkte (wie sie hie und da auch noch bei uns zu Lande vorkommen, z. B. in Bremen) zu besuchen, um den jungen Mädchen für Geld und Schmeichelworte ihre langen Flechten abzuhandeln.

Von Kindheit auf hatte Arkwright Freude an mechanischen Beschäftigungen gefunden, und auch jetzt füllten diese seine meiste freie Zeit aus. Mit großem Eifer arbeitete er allerlei Modelle zu Maschinen aus, und wie so viele selbstgebildete und erfinderische Köpfe seines Schlages gab er sich alle erdenkliche Mühe, das Perpetuum mobile zu ersinnen. Er trieb diese Nebenbeschäftigungen mit solcher Hingebung, daß er sein Geschäft darüber vernachlässigte, das wenige Geld verlor, welches er erspart hatte, und in große Armuth gerieth. Seine Ehehälfte hatte schon längst mit wachsendem Verdrusse dem geheimnißvollen Treiben ihres Mannes, welches

ihr eine unnütze Zeit- und Geldvergeudung zu sein däuchte, zugesehen. Eines Tages, als Arkwright eben zu einem Freunde gegangen war, zertrümmerte sie, in einem Anfalle von Wuth, alle seine Modelle, in denen sie die Ursache der eingerissenen Noth zu erkennen glaubte. Als Arkwright wieder in's Zimmer trat und die Trümmer seiner geliebten Modelle am Boden liegen sah, übermannte ihn anfänglich der Zorn; dann aber ward er gefaßter und erklärte seiner Frau so ruhig als möglich, daß sie ein großes Verbrechen begangen habe, welches er ihr niemals verzeihen könne. Er ließ sich in der Folge von ihr scheiden.

Auf seinen Reisen durch das Land hatte Arkwright einen Uhrmacher mit Namen Kay kennen gelernt, der ihm bei einigen Theilen seiner Perpetuum mobile-Maschine hülfreiche Hand geleistet hatte. Dieser Mann soll seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Verbesserung der Spinnmaschine hingelenkt und ihn, allerdings nur in rohen Umrissen, mit dem Prinzip des Spinnens mit Walzvorrichtung bekannt gemacht haben. Tief ergriffen von dieser Idee, sann er, da Kay ihm weitere Anhaltspunkte nicht zu geben vermochte, Tag und Nacht über die Ausführung derselben nach.

Um sich desto ungetheilter seinen Bestrebungen überlassen zu können, gab er nunmehr seinen Haarhandel ganz auf und wendete all' seine Zeit und Kraft auf die Herstellung eines Modells seiner verbesserten Spinnmaschine. Nachdem er damit zu Stande gekommen war, stellte er dasselbe in einem öffentlichen Lokale aus. Er war um diese Zeit noch so arm, daß einst, als sein Erscheinen bei einer Wahl nöthig war, und sein schäbiger Anzug ihn daran gehindert haben würde, eine Anzahl Freunde eine Summe Geldes zusammenschoß und ihn von Kopf bis zu Fuß anständig kleiden ließ.

Die Schaustellung seiner Maschine an einem Platze (Preston), wo so viele Arbeiter von ihrer Hände Fleiß lebten, erwies sich als ein sehr gefährliches Unternehmen. Von Zeit zu Zeit ließ sich von draußen her verdächtiges Geschrei, wie von aufgeregten Volkshaufen, hören, und Arkwright, dem warnend das traurige Schicksal der Jenny-Maschine (diese Spinnmaschine, 1763 von Hargreaves erfunden und nach seiner Tochter benannt, war kurz vorher vom Pöbel zerstört worden) vor der Seele stand, überlegte, daß es gerathener sein möchte, das Modell einzupacken, und an einem weniger gefährlichen Orte wieder aufzustellen. Demgemäß begab er sich nach Nottingham, wo er mehrere dortige Bankiers für seine Erfindung zu interessiren suchte. Man wies ihn an die Herren Strutt und Need, von denen der erstere den Strumpfwirkerstuhl für gerippte Strümpfe erfunden hatte. Strutt begriff schnell die großartigen Vorzüge der verbesserten Spinnmaschine und verband sich mit dem Erfinder derselben. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in demselben Jahre (1769) wo Arkwright ein

Patent auf seine Spinnmaschine nahm, auch Watt sich seine Dampfmaschine patentiren ließ. Die erste Baumwollenspinnerei, welche noch mit Pferden in Betrieb gesetzt wurde, errichteten die Genossen in Nottingham, und kurz darauf wurde eine zweite, von weit größerem Umfange, zu Cromford in der Grafschaft Derby erbaut und mit Wasserkraft betrieben, aus welchem Grunde die Spinnmaschine in England water-frame (Wasser-Rahmen) genannt wird.

Arkwright's Schwierigkeiten waren indeß noch lange nicht zu Ende. Er hatte seine Maschine noch in allen ihren Theilen zu vervollkommnen. Sie war in seinen Händen ein Gegenstand unausgesetzter Abänderungen und Verbesserungen, bis sie schließlich im höchsten Grade brauchbar und einträglich wurde. Der endliche Erfolg war auch hier wieder die Frucht langwieriger und beharrlicher Anstrengung. Jahre hindurch war der Gang des Unternehmens so entmuthigend und verlustbringend, daß Arkwright's Theilhaber ernstlich mit dem Vorsatze umging, sich mit den geringen Ueberbleibseln seines Vermögens von ihm zu trennen. Inmitten dieser bedrängten Lage klammerte sich Arkwright an den ihm zur Ueberzeugung gewordenen Gedanken, daß er, trotz aller trüben Erfahrungen der Gegenwart, doch noch dereinst in einer Kutsche fahren werde. Strutt, ärgerlich über die erlittenen Verluste, machte ihm die bittersten Vorwürfe, hielt ihm sogar, in Gegenwart Anderer, Proben ihres Garnes vor und rief ihm zu: „Schönes Zeug, das einem Manne Kutsche und Pferde einbringen kann! schönes Zeug das, voller Knoten und Ungleichheiten!“ Als die Aussichten endlich heller wurden, erhoben sich die Arbeiter der Gegend und eine der Spinnereien wurde, im Beisein einer starken Abtheilung Soldaten und Polizei, von einem wüthenden Volkshaufen demolirt. Ja, es kam zum Leidwesen aller redlich Gesinnten dahin, daß Arkwright's Patent gewaltsam aufgehoben wurde. Und dennoch stand und überwand der unverzagte Mann. Er gründete in verschiedenen Theilen des Landes neue Spinnereien; auch kam nach dem Erlöschen seines Gesellschaftsvertrages mit Strutt die Spinnerei zu Cromford in seinen alleinigen Besitz. Bald war er der König des Industriezweiges, den er gegründet hatte.

Als er 1792 auf seinem schönen Schlosse zu Cromford starb, hinterließ er ein Vermögen von 500,000 Pf. St. (3,333,333⅓ Thaler).

Arkwright war, wie Watt, ein unermüdlich fleißiger und außerordentlich thatkräftiger Mann. Er lebte und webte ganz für seine industrielle Thätigkeit. In einer Periode seines Lebens nahm die Anlage, Einrichtung und Leitung seiner zahlreichen Fabriken ihn dermaßen in Anspruch, daß er beständig von 4 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends thätig war. In seinen Mußestunden suchte er den

versäumten Jugendunterricht nachzuholen. Noch im 50. Jahre seines Lebens nahm er eine englische Sprachlehre zur Hand, um sich in Styl und Rechtschreibung zu vervollkommnen. Auf seinen Reisen fuhr er immer vierspännig, um raschmöglichst sein Ziel zu erreichen. So wurde ein schlichter Mann, der von Haus aus weder einen hochtönenden Namen noch Reichthümer besaß, aber statt dessen einen unversiegbaren Schatz von Ausdauer, Fleiß und gesundem Menschenverstand, der Gründer eines Industriezweiges, welcher, seit bald hundert Jahren, Millionen von Menschen Nahrung gegeben hat.

Um durch klar redende Zahlen dazuthun, welchen Umschwung Watt's und Arkwright's Erfindungen für die englische Industrie zur Folge hatten, setzen wir eine bezügliche Notiz aus Schulze-Delitzsch's Arbeiterkatechismus *) her. Dort lesen wir: „Im Jahre 1785 stellte Watt die erste Dampfmaschine in einer Baumwollenfabrik auf, und gleich darauf wurde die mechanische Spinnmaschine von Arkwright erfunden. Während die in England verarbeitete rohe Baumwolle im Jahre 1785 nur gegen 18,000,000 Pfd. betrug, war sie 1849 auf 775,000,000 Pfd., 1856—57 auf 877,000,000, also nahezu auf das Fünfzigfache gestiegen, und die Zahl der Arbeiter in den damit beschäftigten Fabriken, trotz der Maschinen, unendlich vermehrt, so daß nach einer Schätzung im Jahre 1849 in Großbritannien 1,300,000 Menschen von diesem Industriezweige lebten. Dieselbe Erfahrung bietet die Eisenproduktion. Während im Jahre 1740 in England und Wales nur 17,000 Tonnen (à 2000 Pfd.) Roheisen gewonnen wurden, betrug jetzt das Erzeugniß, Schottland hinzugerechnet, 1,386,000,000 Tonnen!"

Wie wahr es ist, daß die Größe und das Gedeihen eines Landes auf dem Fleiß, der Thatkraft und Tüchtigkeit der einzelnen Bürger beruht, kann ferner der Lebensgang eines andern ausgezeichneten „Arbeiters", Josiah Wedgwood's, des Gründers der Potteries (Töpfereien) in der englischen Grafschaft Stafford, lehren. Dessen Vater lebte als armer Töpfer zu Burslem, dem heutigen Mittelpunkte der Potteries, und war kaum im Stande, nothdürftig für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen. Er starb, als der kleine Josiah eben in's elfte Lebensjahr ging, und schon in diesem zarten Alter mußte der Knabe die Dreharbeit an seines älteren Bruders Töpferscheibe verrichten. Von Schulbesuch konnte dabei wenig die Rede sein, und was der erwachsene Mann später an Kenntnissen besaß, hatte er sich durch eigene Belehrung erworben.

---

*) S. 41.

Um die Zeit, wo der Knabe Wedgwood die Erstlingsschritte auf seiner nachmals so glänzenden Laufbahn that, waren in England kaum die ersten, rohen Anfänge einer Topfwaarenindustrie vorhanden, welche nicht einmal zur Befriedigung des einheimischen Bedürfnisses, geschweige denn zur Ausfuhr hinreichend waren; und massenweise strömten daher, namentlich die geringeren Sorten der Waare, vom Auslande auf die englischen Märkte. Der Porzellanbedarf für die Häuser der Reichen ward größtentheils durch theure chinesische Einfuhren gedeckt; denn noch war in England kein Porzellan von annähernd genügender Härte bereitet worden. Das Töpfergut, welches in der Grafschaft Staffort verfertigt wurde, war von rohester Beschaffenheit und mußte noch meist durch die Arbeiter selbst oder deren Familien, oder aber durch Hausirer, die ihre Vorräthe auf dem Rücken schleppten, über das Land vertrieben werden.

Wedgwood arbeitete noch bei seinem Bruder, als er von den Kinderblattern befallen wurde, welche eben damals sehr bösartig auftraten. Er lag längere Zeit schwer krank darnieder, und die Nachwehen der Krankheit scheinen sich auf sein linkes Bein geworfen zu haben, so daß dieses abgenommen werden und Josiah die Töpferscheibe verlassen mußte. Einige Zeit nach diesem Ereigniß verband er sich mit einem Arbeiter Namens Whieldon. Schon jetzt zeigte sich bei ihm ein entschieden ausgesprochener Sinn für künstlerische Ausstattung der Töpferwaaren. Ihm genügte es nicht mehr, daß die Erzeugnisse seines Gewerbes eine blos zweckmäßige Form hatten; sondern er trachtete danach, seinen Fabrikaten, neben tüchtigem Gehalt und zweckentsprechender Einrichtung, auch eine, mit ihrer jedesmaligen Bestimmung im Einklang befindliche, sinnvoll schöne Gestalt zu geben. In diesem Bestreben legte er sich mit Eifer auf die Verfertigung von thönernen Messergriffen, die er dem Achat und Schildpatt nachzuahmen suchte, von Tellern, denen er die Form von Blättern lieh, von Schüsseln, die er den Melonen nachbildete, u. s. f. Da Whieldon sich abgeneigt zeigte, ihm auf diesem Wege der Fabrikation zu folgen, so trennte sich Wedgwood von ihm und schlug in einem kleinen Häuschen in Burslem seine selbstständige Werkstätte auf, wo er in der Richtung seines Geschmackes angestrengt zu arbeiten fortfuhr. Sein Geschäft gewann rasch und stetig an Ausdehnung und Bedeutung. Nicht lange währte es, so konnte er schon einige Gehülfen anstellen, die sich nach Verlauf einiger Jahre auf Hunderte vermehrten. Er war in allen Dingen, die auf seinen Beruf Bezug hatten, ein scharfer und gründlicher Beobachter. Unter andern Bemerkungen, auf die sein Scharfblick ihn führte, war auch diese: daß kieselhaltiger Thon, welcher vor dem Glühen schwarz war, bei sehr heftiger Hitze eine weiße Farbe annahm. Diese

Beobachtung leitete den denkenden Mann auf die Erfindung des Steinguts.

Wedgwood begann nun, die nacheinander von ihm erfundenen Steingutarten in einem großartigen Maßstabe zu fabriciren, darunter besonders das weiße, sanft anzufühlende Steingut (white china), und die, nach Art der Milchfarbe sich etwas in's Gelbliche ziehende, ordinaire Fayence (cream-coloured ware), welche weit und breit große Berühmtheit erlangte. Die Veredelung der Thonwaaren nach Gehalt und Gestalt war das große bis an's Ende seiner Tage mit Begeisterung verfolgte Ziel seines Lebens. Alles was der Mann unternahm, griff er mit der vollen Wucht seiner Kräfte an, wobei ein starker Wille, fest wie seine granitharte Terracotta, sein Thun durchdrang und seine Bestrebungen zum Siege verhalf. Er arbeitete überall nach streng wissenschaftlichen und künstlerischen Grundsätzen und lebte darum stets im Verkehr mit Männern der Wissenschaft und mit Künstlern, unter denen ihn namentlich der berühmte englische Bildhauer, John Flaxman, dem wir später wieder begegnen werden, mit künstlerischen Musterzeichnungen versah. Stillstand war seinem Streben fremd. Nie that er sich selbst genug. Selbst als seine Erzeugnisse schon eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hatten, fuhr er rastlos fort, über neue Verbesserungen nachzudenken, und obgleich von ihm eine neue Epoche der Töpferkunst datirt, war der bescheidene Mann doch stets des Dafürhaltens, daß er höchstens die Umrisse zur Neugestaltung derselben geliefert habe, deren Ausführung einer späteren Zeit vorbehalten sei. Er verfertigte das erste Tafelgeschirr rein englischer Arbeit für den königlichen Tisch, und ward dafür, als der erste unter den Töpfern Englands, zum „Königlichen Töpfer" ernannt, ein Ehrentitel, auf den Wedgwood sich mehr zu Gute that, als wenn er zum Ritter geschlagen worden wäre. Von allen Seiten wurden ihm kostbare Porzellangefäße zur Nachahmung anvertraut, worin er Bewunderungswürdiges leistete. Seine Nachbildungen antiker Vasen waren von prachtvoller Arbeit und glichen den Vorbildern auf das Genaueste. Durch sorgfältiges Studium war es ihm gelungen, die — den alten Etruriern wohlbekannte, doch schon seit den Römerzeiten in Vergessenheit gerathene — Kunst, auf gebrannten Thon zu malen, wieder zu entdecken. Auch erfand er einen Pyrometer (Wärmemesser), welcher bei seinen Lebzeiten unter allen Pyrometerarten die anerkannt beste war. Er war außerdem ein warmer Beförderer gemeinnütziger Unternehmungen. So dankt England das Zustandekommen des Trent- und Merseykanals, welcher die Wasserverbindung zwischen der West- und Ostküste der Insel vervollständigte, hauptsächlich seiner Vermittlung. Ebenso legte er, da sich die Verkehrswege des Pottery-Bezirks in einem elenden Zu-

stande befanden, eine zwei deutsche Meilen lange Kunststraße durch dasselbe an. Der Ruf seiner Schöpfungen war so weltweit erklungen, daß Besucher aus allen Theilen Europa's nach seinen verschiedenen Fabrikanlagen kamen. Unter diesen glänzte namentlich die zu einer kleinen Stadt angewachsene Kolonie zu Etruria, welche er nach den alten Etruriern, den heutigen Florentinern, die uns so schöne, mit den herrlichsten Malereien geschmückte Vasen hinterlassen haben, benannt hatte.

Wedgwood's unsterbliches Verdienst ist es, die vor ihm im Zustande der Rohheit vegetirende Töpferbeschäftigung zu einer Kunst erhoben zu haben, welche eine großartige Bedeutung für den Handelsverkehr des britischen Reiches erlangte und Tausende von Familien in Brod setzte. Noch im Anfange des 18. Jahrhunderts war der Pottery-Bezirk nur von wenigen Landleuten bewohnt, die grobe Töpferwaaren verfertigten. Heute leben dort, in 14 kleineren Städten, die im Laufe der Zeit zu einer größeren Stadt zusammengewachsen sind, über 84,000 Menschen, deren Gewerbthätigkeit einen jährlichen Ertrag von etwa 1,800,000 Pfund Sterling (12,000,000 Thaler) abwirft. Wedgwood's schöner Wahlspruch verdiente es, in goldenen Buchstaben von allen Fabriken herabzuglänzen auf die Schaaren der fleißigen Arbeiter; er lautete: „Reinheit in Arbeit, Reinheit in Sitte."

Kehren wir jetzt auf vaterländischen Boden zurück!

Von allen Erfindungen, welche der menschliche Geist hervorgebracht, hat keine, weder vorher noch nachher, tiefer und befruchtender eingegriffen in die Entwickelung der ganzen Menschheit, als die Erfindung der Buchdruckerkunst, die, wie jedes Kind weiß, durch den Deutschen Joh. Gutenberg gemacht worden ist. Man hatte sich, bis dieses Ereigniß eintrat, nothdürftig genug mit geschriebenen Büchern beholfen, eine Arbeit, welche meist von Mönchen verrichtet und der darauf verwendeten Zeit und Mühe, sowie des kostbaren Pergamentes wegen, auf welches geschrieben ward, so hoch bezahlt wurde, daß nur reiche Leute sich Bücher anzuschaffen vermochten, so daß selbst die Büchersammlung des Kaisers Karl IV. nur aus 114 Bänden bestand.

Schon ehe Gutenberg seine Erfindung gemacht hatte, gab es außer den geschriebenen auch gedruckte Bücher. Die Verfertigung der Spielkarten und ferner der Holzschnitte mittelst kleiner Holzbrettchen, auf welche man die Figuren erhaben einschnitt, diese dann mit Farbe bestrich und abdruckte, hatte um's Jahr 1420 darauf geführt, die Buchstaben einer Seite verkehrt auf ein Brett zu schneiden, anzuschwärzen und abzudrucken, wobei man bereits, statt des theuren Pergaments, das Lumpenpapier anwendete. Besonders druckte Lorenz Coster zu Harlem in Holland

viele Bücher auf diese Weise, weshalb die Holländer sich die Erfindung der Buchdruckerkunst zugeschrieben haben. Der Bücherdruck war jedoch erst dann erfunden, nachdem der Mainzer Bürger Joh. Gutenberg nach langem Nachdenken und Versuchen auf den Gedanken gekommen war, mit beweglichen Buchstaben zu drucken, die er anfänglich noch auf buchene Stäbe (Buchstaben) schnitt, später mit Hülfe der sogenannten Matrize oder Mutterform in Blei und Zinn goß. So weit hatte Gutenberg, nach unsäglichen Anstrengungen und unter häufigen Nahrungssorgen — ein in der Bürgerschaft seiner Vaterstadt ausgebrochener Zwist hatte ihn, mit Verlust seines Vermögens, nach Straßburg vertrieben, wo er bis 1444 in kümmerlicher Lage lebte — seine Erfindung gefördert, als er sich, nach Mainz zurückgekehrt, im Jahre 1450 behufs Herstellung der ersten gedruckten Bibel, mit dem reichen Mainzer Bürger Joh. Fust verband, einem ebenso klugen wie habgierigen Manne, welcher die großen Vortheile der neuen Kunst schnell begriffen hatte und nun kein Mittel scheute, sie für sich auszubeuten. Nach fünfjähriger rastloser und mühsamer Arbeit war das große Werk vollendet und hiermit das Ziel erreicht, nach welchem der Erfinder sein halbes Leben hindurch mit begeistrungsvoller Ausdauer hingestrebt hatte. Die Kosten des ganzen Druckes betrugen ungefähr 4000 Gulden, von denen Fust ungefähr die Hälfte und Verwandte von Gutenberg die andere Hälfte beigesteuert hatten. Nach dieser ersten Erprobung der neuen Erfindung traten indeß auch die Mängel derselben zu Tage. Gutenberg und Fust sannen unermüdlich auf neue Mittel der Vervollkommnung, aber erst nachdem der scharfsinnige Schönschreiber Peter Schöffer den Genossen beigetreten war, gelang es namentlich dem Scharfblick dieses Mannes, die Buchdruckerkunst auf die Höhe der Leistungsfähigkeit zu heben, welche sie bis zur Erfindung der Schnellpresse gehabt hat. Gutenberg ward von seinen Theilhabern um die Früchte seiner großen Erfindung und aller seiner opfervollen Anstrengungen betrogen; denn Fust, der sich in den Alleinbesitz der Druckerei und des Geheimnisses zu setzen strebte, klagte gegen Gutenberg auf Wiederersatz der gemachten Auslagen, und da dieser nicht zahlen konnte, so erreichte der Schändliche seinen Zweck und Gutenberg stand wieder arm wie zuvor in der Welt. Aber mit dem Verlust des Vermögens sank ihm nicht der Muth. Unterstützt von einem braven Mitbürger gründete er eine neue Druckerei, deren Einrichtung viel Zeit und noch mehr Mühe kostete, da Gutenberg Alles, was dazu gehörte, mit eigener Hand verfertigen mußte. Nachdem er bis an's Ende seiner Tage im Besitze dieser Officin (Werkstatt) geblieben, ist der große Mann im Jahre 1497 arm, kinderlos und von der Mitwelt unbeachtet gestorben. Im Jahre 1837 ward seinem Andenken in

seiner Vaterstadt ein von Thorwaldsen modellirtes Standbild errichtet.

Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein hatte man fortgefahren, mit der Handpresse zu drucken; da ersann, abermals ein Deutscher, Friedr. König, geb. zu Eisleben 1775, eine Maschine, welche viel schneller, viel billiger und statt mit Menschenhand, mit Dampf druckte.

König war schon während der Erlernung des Druckens auf die Mängel der Handpresse aufmerksam geworden und richtete seitdem sein ganzes Denken und Trachten mit unerschütterlicher Ausdauer auf die Herstellung einer zweckmäßigeren Druckmaschine. Nachdem er als Setzer und Drucker gelernt, studirte er, um dem Bedürfniß nach höherer Bildung zu genügen, fremde Sprachen, Geschichte, Philosophie und ganz besonders Mathematik und Mechanik. Mit theoretischen und praktischen Kenntnissen gehörig ausgerüstet, begann er an der Ausführung seiner Idee zu arbeiten. Da ereilte ihn, mitten in seinen Versuchen, eine Druckmaschine zu konstruiren, das harte Mißgeschick, sein ganzes Vermögen zu verlieren, und vergebens sah er sich im Vaterlande, vergebens auch in Rußland, wo man ihn durch leere Versprechungen täuschte, nach Unterstützung um. Endlich fand er diese in London, wohin er im Jahre 1807 gegangen war. Er verband sich hier mit dem reichen Buchdrucker Th. Bensley, der die nöthigen Geldmittel zur Ausführung von K.'s Plan und Erlangung der Patente, herzugeben bereit war. Im gleichen Jahre schloß König auch ein inniges, freundschaftliches wie geschäftliches, Bündniß mit Ant. Fr. Bauer, einem Mechaniker aus Stuttgart, der zu K.'s Erfindung der Schnellpresse eine ähnliche Stellung einnimmt, wie Schöffer zu jener der Buchdruckerkunst.

Im Jahre 1811 war die erste Schnellpresse vollendet, eine Flachdruckmaschine, auf welcher als erste Arbeit, ein Bogen des „Annual register" gedruckt wurde. Obgleich diese Maschine bereits 800 Abdrücke in der Stunde lieferte, so war mit ihr die praktische Ausführung der Erfindung doch nur so zu sagen erst eingeleitet. Auf Grund der bei Verfertigung der ersten Schnellpresse gemachtrn Erfahrungen ward 1812 zum Bau einer zweiten Schnellpresse unter Anwendung des cylindrischen Drucks, geschritten, der bald eine dritte, mit Verbesserung einzelner Partien derselben, folgte. Durch Anwendung des cylindrischen Drucks war das Problem der Schnellpresse in der Hauptsache gelöst. Die Leistungen dieser verbesserten einfachen Cylinder-Druckmaschine waren so befriedigend, daß der Eigenthümer der „Times" sofort zwei Doppelmaschinen bestellte, deren Bau zwei Jahre in Anspruch nahm. Am 29. November 1814 begannen beide Doppelmaschinen ihre Thätigkeit und die an diesem Tage

erscheinende Nummer der „Times“ machte das staunende Publikum durch folgenden Leitartikel mit der Erfindung bekannt:

„Unsere Zeitung vom heutigen Tage übergiebt dem Publikum das praktische Resultat der größten Verbesserung, welche die Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung erfahren hat. Der Leser dieses Paragraphen hält jetzt einen der vielen tausend Abdrücke der „Times“ in der Hand, die vorige Nacht durch einen mechanischen Apparat gedruckt wurden. Ein fast organisches System von Maschinerie ist erfunden und ausgeführt worden, welches, während es den Menschen von den mühevollsten Anstrengungen des Druckens befreit, alle menschlichen Kräfte an Schnelle und Wirksamkeit weit hinter sich läßt. Um das Publikum in den Stand zu setzen, die Größe der Erfindung nach ihren Wirkungen richtig zu schätzen, führen wir an, daß, nachdem die Buchstaben gesetzt und in die sogenannte Form geschlossen sind, wenig mehr für Menschenhände zu thun übrig bleibt, als diesen bewußtlosen Agenten zu bedienen und zu beaufsichtigen. Die Maschine wird blos mit Papier versehen; sie selbst führt die Form hin und her, trägt die Farbe auf die Form, bringt das Papier auf die mit Farbe geschwärzte Form, druckt den Bogen ab und liefert ihn in die Hände des Wärters. Zu derselben Zeit geht die Form zurück, um von Neuem gefärbt zu werden und dem nachfolgenden, bereits unterwegs befindlichen Bogen zu begegnen, während die Vertheilung der Farbe beständig vor sich geht; und das Ganze dieser complicirten Verrichtungen wird mit einer solchen Schnelligkeit und Gleichzeitigkeit der Bewegung vollführt, daß in einer Stunde nicht weniger als 1100 Bogen *) gedruckt werden. Daß die Vollendung einer Erfindung dieser Art, die nicht die Wirkung des Zufalls, sondern das Resultat mechanischer, im Geiste des Künstlers methodisch geordneter Kombinationen ist, von vielen Hindernissen und vielem Verzug begleitet sein muß, wird gern zugegeben werden. Unser Antheil an diesem Ereigniß beschränkt sich blos auf die Anwendung dieser Erfindungen in unserm eigenen Geschäft unter Vertrag mit den Patentinhabern; doch Wenige können sich vorstellen, wie vielen getäuschten Erwartungen hinsichtlich der Zeit der Vollendung und welch' banger Besorgniß, selbst bei diesem beschränkten Antheil, wir eine lange Zeit hindurch unterworfen waren.“

„Ueber die Person des Erfinders haben wir Weniges hinzuzufügen. Die beste Lobpreisung, die wir dem Erfinder der Druckmaschine darbringen können, ist in vorstehender Beschreibung von

---

*) während mit der Handpresse bisher höchstens 250 Bogen in der Stunde gedruckt werden konnten. Jetzt ist die Schnellpresse auf einen solchen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß die raschesten Maschinen in derselben Frist zehn Mal so viele Bogen liefern, wie jene zuerst in der Times-Druckerei aufgestellten Doppelmaschinen.

der Mächtigkeit und Nützlichkeit seiner Erfindung begriffen. Nur das wollen wir noch hinzufügen, daß er von Geburt ein Sachse und sein Name König ist, und daß die Erfindung unter der Leitung seines Freundes und Landsmannes: Bauer ausgeführt worden ist."

Das Aufsehen, welches dieser große Erfolg erregte, zog bald andere Aufträge nach sich. König und Bauer sannen inzwischen auf immer neue Verbesserungen. Das Ergebniß dieser Bestrebungen war die sogenannte Schön- und Widerdruck-Maschine, welche die Bogen gleichzeitig auf beiden Seiten bedruckt. Eine Maschine dieser Art ward 1816 in der Druckerei von Bensley und Sohn aufgestellt. Während König so von Erfolg zu Erfolg schritt, verleidete ihm die selbstsüchtige Handlungsweise seines Theilhabers Bensley dermaßen seinen Aufenthalt in England, daß er es vorzog, unter Verzichtleistung auf alle Aussichten und Vortheile, welche ihm die dort genommenen Patente eröffneten, nach Deutschland zurückzukehren. Er wendete sich nach Baiern, verband sich mit Bauer und errichtete im Jahre 1817 in den Räumen des ehemaligen Prämonstratenserklosters Oberzell bei Würzburg unter der Firma: König und Bauer eine Maschinenbauwerkstätte nebst allem Zubehör, Eisengießerei u. s. w. Die Schwierigkeiten, welche sich den Freunden jetzt entgegenstellten, waren von der Art, daß nur Männer von so zäher Ausdauer und so eiserner Thatkraft, wie König und Bauer, derselben Schritt für Schritt Herr werden konnten. Da galt es die Grundsätze der Selbsthülfe in allerschärfste Anwendung zu bringen, da mußte mit unsäglicher Geduld und Mühe, Alles erst aus dem Rohen heraus geschaffen werden. „Es fehlte," wie es in einem Berichte in Max Wirth's deutschem Gewerbskalender für 1866 heißt, „gänzlich an kundigen Arbeitshänden; gelernte Mechaniker waren nach den langen Kriegsjahren, die allen industriellen Sinn und Thätigkeit zerstört hatten, kaum zu finden, eigentliche Maschinenarbeiter gab es damals in Deutschland sozusagen gar nicht; es galt also, solche erst zu schaffen aus den Bewohnern der umliegenden Dörfer. Die meisten Vorrichtungen und Arbeitsapparate mußten sie sich selbst herstellen, den Drehhaken, Hammer oder Feile in der Hand Mann für Mann anlernen, mühsam, mit unsäglicher Geduld ihnen die Handhabung von Werkzeugen beibringen, welche sie theils noch nie gesehen und deren Zweck ihnen fremd war. Eine Scheuer ward zur Eisengießerei hergerichtet, aus zwei Weinfässern ein Kastengebläse hergestellt, nothdürftig, doch hinreichend, um mit dessen Hülfe in Tiegeln die Theile für ein Cylindergebläse zu gießen. Mit eben so kümmerlichen Behelfen mußten fast alle Apparate, einer nach dem andern, gewonnen werden. Wie unendlich mühsam diese Aufgabe war, und wie schwere Opfer an Zeit und Geld ihre Lösung

erforderte, kann nur derjenige würdigen, welcher weiß, auf welch' niedrigem Standpunkte sich bei uns vor 50 Jahren die Mechanik befand, wie jämmerlich alle mechanischen Hülfsmittel und wie schwer diese zu beschaffen waren. Vier sorgenvolle Jahre der angestrengtesten Thätigkeit erforderte die Vollendung der ersten zwei Schnellpressen, welche 1822 von der Decker'schen Geheimen Oberhofbuchdruckerei zu Berlin bezogen wurden; bald folgte eine weitere für die J. G. Cotta'sche Buchdruckerei in Augsburg. Bis zum Jahre 1825 waren bereits 7 Schnellpressen an verschiedene größere Druckereien Deutschlands geliefert."

Doch viele schwere Stürme rüttelten an dem Bestande des jungen Geschäfts, bis dieses feste Wurzel geschlagen hatte. Die politischen Bewegungen der ersten 30er Jahre hatten mehrere Jahre das Ausbleiben aller und jeder Aufträge zur Folge, wodurch König und Bauer genöthigt waren, den Bau weiterer Maschinen auf das geringste Maaß zu beschränken. Die Buchdruckergehülfen (besonders in Deutschland und Frankreich) traten der Verbreitung einer Erfindung, von welcher sie die Vernichtung ihres Erwerbes befürchteten, feindlich entgegen, ja zerstörten sogar an manchen Orten die schon arbeitenden Schnellpressen. In dieser trüben Zeit, wo die Zukunft sich fast hoffnunslos gestaltete, beschloß König — im 58. Lebensjahre — seinen Lebenslauf, der nichts als Mühe und Arbeit im Dienste einer großen Idee gewesen war, deren Verwirklichung eigentlich erst die Zeitungsliteratur und mit ihr die öffentliche Meinung, geschaffen hat. Der 17. Januar 1833 war sein Todestag. Seine Arbeiter trauerten um ihn wie um einen Vater. Unter Bauer's umsichtiger Verwaltung hob sich nach und nach das Geschäft wieder. Der mit seltener Schärfe des Geistes begabte, rastlos thätige Mann, welcher die Leistungsfähigkeit der Maschine fortwährend durch neue und wichtige Verbesserungen vermehrte, stand der Fabrik nun 20 Jahre lang ganz allein vor. Schon im Jahre 1838 wurde die 100ste Schnellpresse abgeliefert, und ihre Zahl hatte sich bis kurz vor seinem Tode (27. Februar 1860) auf 600 gesteigert. Seit Bauer's Tode wird die Anstalt unter Leitung zweier Söhne König's in trefflichem Gedeihen fortgeführt. Bereits sind mehr als 1000 Schnellpressen aus den Werkstätten des ehemaligen Klosters hervorgegangen, welche über ganz Europa zerstreut, der Aufklärung und Bildung durch schnellste Gedankenverbreitung den mächtigsten Vorschub leisten.

Gehen wir nun zur Betrachtung der deutschen Gewerbeverhältnisse oder vielmehr zu dem Leben und den Leistungen einiger unserer hervorragendsten Gewerbetreibenden über, um aus der Anschauung dessen, was diese Vorkämpfer deutscher Industrie gethan, ein möglichst treues Gesammtbild von der Entwickelung und den Errungen-

schaften des deutschen Gewerbfleißes seit den letzten Jahrzehnten, zu gewinnen.

Wir sahen schon oben, daß Deutschland sich vor Zeiten zu der bedeutendsten Stellung unter den Industrievölkern Europa's hinaufgearbeitet hatte; daß dann der dreißigjährige Krieg — eine Frucht der unseligen Religionsspaltung deutscher Bürger, die leider noch heute fortbesteht und lähmend auf Alles einwirkt — diese Entwickelungsblüthe des deutschen Volkes verdarb.

Seit einem halben Jahrhundert indeß hat unser Volk den gewerblichen Wettstreit mit den übrigen Völkern wieder thatkräftig aufgenommen und ist seitdem in manchen Fällen sogar siegreich daraus hervorgegangen. So ist es noch gar nicht so lange her, daß in Deutschland fast ausschließlich englische Bleistifte im Gebrauch waren, während heute, nicht nur bei uns, sondern auch im Auslande, vorzugsweise mit dem deutschen Bleistift aus der Fabrik von A. W. Faber in Stein bei Nürnberg gezeichnet wird. Woher kommt das? Antwort: früher war der englische, heute ist der deutsche Bleistift der vorzüglichere. Die Entwickelungsgeschichte der Firma, deren Anstrengungen es nach jahrelangen Bemühungen gelang, diesen Triumph deutscher Industrie zu erringen, beweist abermals, daß selbsthelfende Thaten fast immer gelingen müssen, wenn sie ein tüchtiges Streben zur Unterlage haben.

Im Jahre 1760 siedelte sich Caspar Faber, der Gründer des Geschäfts, ein schlichter aber strebsamer Mann, in Stein bei Nürnberg an, erwarb sich ein kleines Häuschen nebst Gärtchen und begann hier im nächsten Jahre Bleistifte für die Nürnberger Kaufleute zu verfertigen. Wie gering das Kapital war, mit welchem der erste Faber arbeitete, geht aus einem noch heute in der Familie aufbewahrten Inventar aus dem Jahre 1786 hervor, das mit einem Baarvermögen von 59 Gulden abschließt. Was der Fleiß der Woche geschaffen hatte, wurde regelmäßig am Sonnabend, in einen Korb verpackt, nach Nürnberg abgeliefert. Diese Abhängigkeit vom Nürnberger Handel gereichte indeß dem jungen Geschäft keineswegs zum Segen. Die mittelalterliche Blüthe der Nürnberger Gewerbthätigkeit war längst verwelkt, und eine neue hatte sich, der lähmenden Zunftverhältnisse wegen, noch nicht wieder entfalten können. Die kleinlichen Verhältnisse der zünftigen Gewerbgliederung erzeugten kleinliche Anschauungen in den Gewerbkreisen. Man stemmte sich hartnäckig gegen die Einführung neuer Arbeitsmethoden, wenn auch diese augenfällig vortheilhafter waren als die alten, bis endlich, da der Absatz der „Nürnberger Waare" gänzlich in's Stocken zu gerathen drohte, die Kaufleute jene von ihren Lieferanten forderten, worauf allmählich ein Umschwung zum Besseren eintrat.

Auch das Faber'sche Geschäft war, durch das periodische Darniederliegen des Nürnberger Handels, in seinem Wachsthum aufgehalten worden, und es war deshalb keine geringe Aufgabe für den Sohn des Gründers, Anton Wilhelm Faber, dessen Name derjenige der Firma wurde, und seit 1810 für Georg Leonhard Faber, den Vater des gegenwärtigen Geschäftsinhabers, nicht nur den Bestand der Fabrik aufrecht zu erhalten, sondern noch dazu den Grund zu großartigerem Aufschwunge derselben zu legen. Diesen herbeigeführt zu haben, ist namentlich das Verdienst des gegenwärtigen Besitzers.

Johann Lothar Faber, welcher nach dem 1839 erfolgten Tode des Vaters die Leitung des Fabrikgeschäfts übernahm, hatte sich bis zu seinem 19. Jahre eine möglichst umfassende kaufmännische Bildung in Nürnberg zu erwerben gesucht, wobei jedoch auch das Studium der in seine väterliche Fabrik einschlagenden Verhältnisse nicht versäumt worden war. In Paris und London, wohin er sich zu weiterer Ausbildung gewendet, gingen dem aufgeweckten und beobachtenden jungen Manne ganz neue Lichter über die Forderungen der Industrie auf. Im Angesicht des riesigen Verkehrs dieser Weltstädte, der sich unter den Segnungen freier Gewerbzustände zu solcher Großartigkeit entwickelt hatte, trat ihm wehmüthig das Bild der im Zunftbann verkümmerten Lage der heimischen Industrie vor die Seele, und der Vorsatz keimte in seiner Brust, das väterliche Gewerbe aus seiner Beschränkung herauszuführen und ihm, im Wettkampfe mit dem Auslande, eine Weltstellung zu bereiten.

Im August 1839 trat er an die Spitze der väterlichen Fabrik, die etwa noch 20 Arbeiter bei einem jährlichen Umsatz von ungefähr 12,000 Gulden beschäftigte, und unverzüglich begann er seine großartige reformatorische Thätigkeit. Es war ein langer und schwerer Kampf, den er gegen zähe Vorurtheile und einen eingefleischten Schlendrian zu kämpfen hatte; aber er war entschlossen, ihn siegreich durchzuführen und setzte, begeistert von der Großartigkeit seines Ziels, seinen vollen Menschen dafür ein. Der Wahlspruch „Wahrheit, Sittlichkeit, Fleiß!" diente seinem Handeln als Leitstern.

Vorerst beschränkte er sich noch auf die Verfertigung geringer und billiger Bleistiftsorten. Dann ging er nach und nach zu feineren Sorten höheren Preises, so besonders zu den schnell in Künstlerkreisen beliebt gewordenen, sogenannten Polygradesbleistiften, über, und als die Kurzsichtigkeit der Nürnberger Kaufleute deren Abnahme von der Hand wies, bereiste er selbst ganz Deutschland, Rußland, Oesterreich, Belgien, Holland, Frankreich, England, Italien und die Schweiz und knüpfte an allen bedeutenden Plätzen Handelsverbindungen an, die alsbald eine mächtige Stei-

gerung der Nachfrage zur Folge hatten, mit welcher eine entsprechende Erweiterung der Fabrikgebäude Hand in Hand ging. Diese wurden hell und luftig angelegt, um des Arbeiters Loos so freundlich wie möglich zu gestalten und ihm dadurch vermehrte Lust und Liebe zur Arbeit einzuflößen. Auch ward durch billige und zweckmäßig eingerichtete Wohnungen für das materielle Wohl des Arbeiters und seiner Familie gesorgt. Und während der Fabrikherr seine Bleistifte in allen Weltgegenden heimisch machte; während auf allen Landes- und Weltindustrieausstellungen die Faber'schen Stifte mit dem ersten Preise gekrönt wurden; während er im Jahre 1849 auch in New-York ein umfangreiches Zweiggeschäft unter der Leitung seines jüngsten Bruders Eberhard errichtete; — vergaß der edle Mann nicht seiner treuen Arbeiter zu Hause, deren Fleiß und Geschicklichkeit ihm ja seine riesigen Erfolge hatten gewinnen helfen.

„Daran gewöhnt, seine Arbeiter als Menschen, als seine Mitmenschen zu betrachten," heißt es in einem Aufsatze der trefflich redigirten kulturhistorischen Zeitschrift „Unsere Tage," *) über die A. W. Faber'sche Bleistiftindustrie, „ließ er in ihrem Interesse Fabrikstatuten verfassen, die die Pflichten und Rechte jedes Einzelnen genau regelten und namentlich das moralische Wohlverhalten des Arbeiters betrafen. Durch sie wurde tüchtigen und älteren Arbeitern unter bestimmten Verhältnissen eine Lohnerhöhung zugesichert, der Sinn für Sparsamkeit und Einrichtung einer Sparkasse in ihnen erweckt und für Krankheits- und Sterbefälle ein besonderer Fond gestiftet. Die Anlegung einer Bibliothek verschaft dem Arbeiter Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern; für die kleinen Kinder ist durch Errichtung einer Kleinkinderbewahranstalt gesorgt, und zur Beförderung des Schulwesens unterstützte er aus eigenen Mitteln den Bau eines Schulhauses. Durch Gesangvereine, sommerliche Vergnügungen und dergleichen wußte er das gesellige Leben des Arbeiters zu veredeln. Auch für das Seelenheil derselben trug der Fabrikherr die nöthige Sorge und ließ, da er auf anderem Wege nicht zum Ziele gelangen konnte, aus eigenen Mitteln eine schmucke Kirche bauen und errichtete eine eigene Pfarrei."

Johann Lothar Faber war der Erste, der, natürlich zunächst nur in seinem besonderen Fache, die heimathliche Industrie in befruchtende Verbindung mit den Ideen des Auslandes brachte. Sein Bleistift, bei dessen Verfertigung bis auf den heutigen Tag alle erreichbaren Verbesserungen prompt angewendet wurden, ist der weltbeste nach dem Urtheil der größten Maler der Neuzeit, wie eines Cornelius, Kaulbach, Lessing, Horace Vernet, welche sich natürlich nur des besten Zeichenmaterials, gleichviel welcher Fabrik, bedienen.

*) Jahrgang 1864, S. 630 ff.

Und wie Wedgwood's künstlerisch ausgestattete Thongefäße ein Mittel wurden, im Volke Sinn und Verständniß für klassische Kunst zu erwecken, so wurden die A. W. Faber'schen Bleistifte in der ganzen Welt Verkünder der deutschen Kraft und Intelligenz; denn Johann Lothar Faber (das ist ein Verdienst, um das ihn jeder deutsche Gewerbetreibende beneiden kann) war auch der Erste unter den deutschen Industriellen, der muthig und vaterländisch genug dachte, jeden einzelnen seiner Bleistifte mit dem Namen der Firma zu versehen.

Als dem Geschäfte aus der allmählichen Erschöpfung der vorhandenen Graphitlager ein unbesiegbares Hinderniß zu erwachsen drohte, traf die ebenso erfreuliche wie unerwartete Nachricht ein, daß ein Russe, mit Namen Peter Alibert, in der Nähe von Irkutsk, nahe der Grenze von China, ein Graphitlager entdeckt habe, dessen Mächtigkeit sich derjenigen der englischen Grube von Borrowdale vollkommen gleich stellt. Alibert stellte Faber, als dem größten Bleistiftfabrikanten der Neuzeit, das Lager zu ausschließlicher Ausbeute an, und nach genauester Prüfung des neuen Rohstoffes schloß die Faber'sche Fabrik einen dahin lautenden Vertrag ab, so daß wir seit dem Jahre 1856 nur noch mit sibirischem Graphit Faber'scher Verarbeitung zeichnen. Kurze Zeit nach diesem glücklichen Ereigniß,, im Jahre 1861, beging die Firma ihr 100jähriges Geschäftsjubiläum, das sich, in seiner grußartigen Bedeutung, zu einer national-deutschen Feier gestaltete.

Wenn es somit durch Tüchtigkeit, Ausdauer und thatkräftigste Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel dahin gekommen ist, daß die deutsche Bleistiftindustrie der englischen den Rang abgelaufen hat, so wollen wir über dem Siege doch nicht undankbar vergessen, daß diese das Vorbild und gleichsam die Mutter jener gewesen ist. In noch höherem Grade gilt dies von der Maschinenindustrie, worin unsere deutschen Fabriken die Leistungskraft der englischen Maschinenbauanstalten seit einer Reihe von Jahren wenigstens erreicht haben. Man nehme, um die Richtigkeit dieser Behauptung an einer der wichtigsten und schwierigsten Maschinen darzuthun, die Locomotive, welche noch Jahre lang nach dem Aufkommen der Eisenbahnen bei uns fast ausschließlich aus englischen Werkstätten bezogen wurde. Heute dagegen wird nahezu der ganze Lokomotivenbedarf für unsere Bahnen durch unsere einheimischen Maschinenbauereien gedeckt. —

Von den etwa 4350 Lokomotiven, welche Ende 1862 auf sämmtlichen deutschen und österreichischen Eisenbahnen liefen, waren nur 540 vom Auslande, die übrigen, $^7/_8$ der Gesammtzahl, aus deutschen Werkstätten bezogen worden. Am meisten geliefert hatten Borsig in Berlin (1283), die Maschinenfabrik der österr. Staatseisenbahn-Gesellschaft in Wien (580), Maffei in München (420),

Günther in Wiener Neustadt (243), die Maschinenfabrik in Eßlingen (239), Keßler in Karlsruhe (etwa 200), Egestorff in Hannover (200), Hartmann in Chemnitz (168).

Wir besuchen in Gedanken eine der hervorragendsten unter diesen Werkstätten, welche den Ruhm und die Ehre der deutschen Industrie dem Auslande gegenüber so glänzend vertreten, und zwar gilt unser Besuch einem Manne, welcher sich durch ungewöhnliche Tüchtigkeit, Thätigkeit und Thatkraft, vom einfachen Arbeiter zu einem der bedeutendsten Fabrikinhaber Deutschlands emporgeschwungen hat. Der Name dieses seltenen Mannes ist Richard Hartmann. Er wurde, als der Sohn eines Weißgerbermeisters, am 8. November 1809 zu Barr bei Straßburg im Elsaß geboren, und erlernte in seiner Vaterstadt das Zeugschmiedhandwerk. Und auf die Lehrjahre folgten die Wanderjahre. Nach gutem alten Handwerksbrauche griff er, als er ausgelernt, zu Felleisen und Wanderstab und ging auf die Wanderschaft. Doch nicht in die mächtige Weltstadt an der Seine zog es ihn, sondern über den deutschen Rhein lenkte der Geselle die Schritte, um auf deutschem Boden Arbeit zu suchen und womöglich eine feste Existenz für sich zu gründen. So arbeitete er nacheinander in Mannheim, Neustadt a. d. H., Jena und endlich in Chemnitz bei dem Vater der Chemnitzer Maschinenbauer, dem 1857 verstorbenen C. G. Haubold sen. Seine tüchtigen Leistungen erwarben ihm bald das Vertrauen seines Arbeitgebers in einem so hohen Grade, daß ihm der Posten des Accordmeisters übertragen wurde. In dieser trefflichen Schule entwickelte sich sein technischer Blick und seine nachmals so bedeutende Geschäftsgewandtheit, und es währte nicht lange, so fühlte er sich stark genug zum Betriebe eines selbstständigen Geschäfts.

Aller Anfang ist nach dem Sprüchwort schwer, und, fügen wir hinzu, wenn das Ende gut sein soll, auch klein. Das bewährte sich auch hier wieder, und dieses Beispiel ist so recht dazu geeignet, dem deutschen Arbeiter, der Lust und Kraft die Bahn der Selbstständigkeit zu beschreiten in sich verspürt, zum ermunternden Vorbilde zu dienen. Nicht wie Borsig in Berlin vier Wochen nach ihm, mit einem halben Hundert, sondern nur mit drei Arbeitern eröffnete Hartmann im Jahre 1837 seine eigene Werkstätte. Sachsen war damals in der Baumwollenspinnerei dem übrigen Deutschland voraus. Diesem Umstande trug der junge Anfänger Rechnung, indem er sich zunächst, mit Aufbietung aller Kräfte, auf die Verfertigung der hierhergehörigen Maschinen legte. Allein er mußte bald inne werden, daß sein Kapital nicht ausreichend sei, dem Betriebe seiner Werkstätte die gewünschte Ausdehnung zu geben. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ging Hartmann Verbindungen mit Andern ein; zuerst mit K. Illing und

dann mit A. Götze, einem als Techniker wie als Geschäftsmann gleich tüchtigen Manne, der gegenwärtig der Actienspinnerei zu Chemnitz als Director vorsteht. Nun blühte das junge Geschäft rasch empor, um so mehr, da man das Glück hatte, in der Kontinue, einer die Spinnerei des Streich- und Tuchgarns ungemein fördernden Maschine, eine Erfindung zu machen, die sehr bald allgemein Anklang und Eingang fand. Bis zur deutschen Industrieausstellung in München (1854) waren aus Hartmann's Werkstätte gegen 2400 Stück dieser Maschinen hervorgegangen.

Im Jahre 1842 trennte sich Hartmann von Götze, da jeder der beiden Männer das Bedürfniß fühlte, selbstständig in der Richtung seiner besonderen Bestrebungen fortzuschreiten. Zwei Jahre darauf ließ Hartmann den Bau eines neuen Fabrikgebäudes in Angriff nehmen. Sein Bestreben ging unablässig dahin, das Höchste in seinem Fache zu leisten. Die genaue und solide Arbeit seiner Maschinen verschaffte diesen einen immer zunehmenden Absatzkreis. Nicht lange, so waren die ursprünglichen Fabrikräume zu eng geworden für den stetig wachsenden Betrieb. Anbau nach Anbau entstand. Der Anlage einer Eisen- und Metallgießerei folgte die Aufnahme des Dampfmaschinenbaues, dann des Dampfkesselbaues in den Beschäftigungskreis der Werstatt, und zehn Jahre nach der ersten Einrichtung der Fabrik (1847—48) trat zu dem Uebrigen noch der Lokomotiven- und Tenderbau hinzu. Nachdem 1855 die Verfertigung der Turbinen und Tangentialräder, darauf der Bau der wichtigen Werkzeugmaschinen hinzugekommen war, bedeckte die Fabrik 1857 einen Flächenraum von nahezu 80,000 Quadratellen. Dort loderten 80 Schmiedefeuer, und schafften, unterstützt von 6 Dampfmaschinen mit einer Triebkraft von 150 Pferden, 1500 Arbeiter, denen, unter der Oberleitung des Fabrikherrn, 80 tüchtige Werkführer übergeordnet waren. Um die neuesten und besten Hülfsmaschinen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, bereiste Hartmann, von seinem Ingenieur begleitet, England und Frankreich, und es war eine Frucht dieses zweiten Ausfluges in die Welt, daß schon 1857 die Niete für die Dampfkessel auf der Maschine angefertigt und mit der Maschine wiederum den Kesseln selbst angesetzt werden konnte.

So war die Lage der Dinge, als im Jahre 1860 ein entsetzliches Unglück über Hartmann's Schöpfungen hereinbrach. Eine Feuersbrunst legte in der Nacht zum 18. Juli die größere Hälfte derselben in Asche. 800 Arbeiter waren mit einem Schlage beschäftigungslos geworden, und ihr Brodherr sah im Verlaufe weniger Stunden zerstört, was der angestrengte Fleiß vieler Jahre aufgebaut hatte. Doch der Mann, der so Großes hatte in's Leben rufen können, verlor auch jetzt nicht den festen Halt in seiner Brust, wo es darauf ankam, besonnen zu bleiben und thatkräftig

zu handeln. „In urkräftigen Menschen," sagt unser Diesterweg, „die sich bewußt sind, daß sie nur das Rechte und Wahre wollen, steigert jedes Hinderniß die Kraft." Ein solcher urkräftiger Mensch ist Hartmann. Das Beispiel von Seelengröße, welches er nach jener Katastrophe gab, fordert zur höchsten Bewunderung auf, und je einziger und großartiger sich diese That der Selbsthülfe im Unglück" darstellt., um desto mehr glauben wir es unsern Lesern schuldig zu sein, die ganz vorzügliche Schilderung derselben in einem Aufsatz über „Richard Hartmann" in „Unsere Tage," *) hier zur Erhebung und Herzerfrischung wörtlich mitzutheilen. Also: „Auch nicht ein Mann des Arbeiterheeres wurde entlassen; alle Hände mußten sich im Gegentheil in erhöhter Thätigkeit regen, um den großen Schaden in der kürzesten Frist zu beseitigen. Theils wurden die Arbeiter verwendet, um die Brandstätte aufzuräumen und die Maschinen, bei denen Hülfe möglich war, auszubessern, theils wurden sie zur Aufführung eines Holzbaues von 400 Fuß Länge auf dem jenseits der Straße belegenen Grundstück beschäftigt. In der unversehrt gebliebenen Werkstatt waren alle Hände vollauf beschäftigt mit der Herstellung von neuen Hülfsmaschinen, um die zerstörten zu ersetzen, und was nicht durch die eigene Thätigkeit beschafft werden konnte, wurde mit großen Opfern angekauft.

„Man kann wohl sagen, daß hier unmöglich Scheinendes geleistet wurde. Schon nach drei Wochen hatte der Lokomotivenbau eine Unterkunft in der Kesselschmiede gefunden, nach vier Wochen war die Arbeit in dem interimistisch aufgeführten Holzbau wieder in vollem Gange, und drei Wochen später fanden die ersten Ablieferungen von Maschinen statt. Am 3. August wurde der erste Ziegel zum Neubau auf der Brandstätte gelegt, am 16. das Fundament der neuen großen Dampfesse begonnen, am 28. die ersten Balken gelegt und am 20. September das erste Dach gedeckt. Am 29. November feierte Hartmann mit seinen Arbeitern, die ihm bei diesem Unglück so getreulich zur Seite gestanden hatten, den Richtschmauß, und zu dieser Zeit war auch die innere Ausrüstung bereits zum großen Theil vollendet. Nach einem halben Jahre war jede Spur jener Unglücksnacht vertilgt und Alles wieder in der gewohnten Thätigkeit.

„Hier bewährte sich die alte Fabel von dem Phönix. Bedeutend räumlicher und stolzer waren die Gebäulichkeiten aus der Asche auferstanden. Die Werkstätten nahmen jetzt einen Raum von über 100,000 Quadratellen ein, und darin sind gegen 500 Hülfsmaschinen (260 Drehbänke, 70 Hobelmaschinen, 80 Bohrmaschinen, 30 Stoßmaschinen) und 1800 Arbeiter thätig, so daß dieses Werk nach Größe und Vielseitigkeit unbedingt die erste Stelle unter den

*) Jahrgang 1863, S. 521 ff.

65 Maschinenbauanstalten in Sachsen einnimmt. Auch im übrigen Deutschland sind nicht viele Werkstätten zu finden, die den Hartmann'schen voraus sind, und was die Vielseitigkeit anbetrifft, sucht man eine solche Werkstätte in England selbst vergebens."

Auf den Industrieausstellungen zu München (1854) und neuerdings in London wurden die zahlreich ausgestellten Hartmann'schen Maschinen durch die höchsten Ehrenmedaillen ausgezeichnet, und ihre hohe Vorzüglichkeit nöthigte den englischen Fachmännern das ehrliche Geständniß ab, daß sich diese Maschinen aus der deutschen Fabrik ihren besten an Güte gleichstellten. Am 9. April 1858 wurde die hundertste Locomotive aus Hartmann's Werkstatt an die sächsische Eisenbahnverwaltung abgeliefert, und was ihr Erbauer bis dahin, zur Ehre und zum Ruhme der deutschen Industrie, gethan, konnte nicht schöner und zutreffender ausgesprochen werden, als es in den folgenden, bei jener Gelegenheit geschriebenen Worten geschehen ist:

„Die Hartmann'schen Leistungen erfreuen sich eines anerkannten Rufes, und er hat rühmlich mit dazu beigetragen, daß der deutsche Maschinenbau dem von England und Frankreich wetteifernd zur Seite treten kann, und nur Undeutsche vermögen noch ihre Blicke nach auswärts zu wenden und das Heimische zu mißachten."

Unter vielen andern deutschen Industriellen, welche sich durch Thatkraft und Beharrlichkeit aus beschränkten Verhältnissen zu großartigen Stellungen hinaufgerungen haben, nimmt Heinrich Christian Meyer, der Gründer der größten Stockfabrik, ein hervorragendes Interesse in Anspruch. Sein Vater lebte, als das Söhnlein (am 4. Juni 1797) zur Welt kam, als Tischler in dem hannover'schen Dorfe Nesse, siedelte jedoch im Jahre 1803 nach Hamburg über. Von dieser Reise blieb dem Sohne eine lebhafte Erinnerung, da sein erster Austritt in die Welt durch Hunger bezeichnet wurde. Seine Mutter nämlich, die nichts Genießbares für ihn bei sich führte, hängte dem Knaben eine Tasche um und bedeutete ihm, sich in einem Bauernhause an der Landstraße etwas zu essen geben zu lassen. Dieses Verlangen der Mutter, das wohl mit recht betrübtem Gesichte ausgesprochen worden sein wird, erfüllte das Gemüth des 6jährigen Kindes mit so heftigem Schmerze, daß es sich von dem Wege nach dem bezeichneten Hause abwendete und so lange heftig weinte, bis ihm ein alter Schäfer unaufgefordert ein Stückchen Brod schenkte. Der Vater, der ein in seinem Fache sehr geschickter Mann war, scheint in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Hamburg sein leidlich gutes Auskommen gehabt zu haben. Als sich aber nach und nach der Kindersegen mehrte, als noch dazu die Kontinentalsperre (1807) und mit ihr allgemeine Geschäftslosigkeit und große Theuerung aller Lebensbedürfnisse eintrat, da stellte sich auch im Meyer'schen Hause große Noth ein.

Der Knabe mußte von seinem 8. Jahre an dem Vater bei der Arbeit zur Hand gehen, und zwar begann dieser jetzt Stöcke zu machen, die er dutzendweise an jüdische Händler absetzte. Diese drückten jedoch die Preise so tief herab, daß der Vater es vorzog, den Sohn, etwa vom 9. oder 10. Jahre an, mit einem Kasten, der die am Tage vorher gefertigten Stöcke enthielt, auf die Straße zu schicken, um hier seine Waare feilzubieten. Häufig geschah es, daß man zu Hause mit der größten Sehnsucht auf das von ihm erlöste Geld wartete, und strenge Vorwürfe trafen den kleinen Händler, wenn der Ertrag seiner Verkäufe ungenügend befunden wurde. Das war nun allerdings öfter der Fall und theilweise selbst verschuldet; denn ein lebhafter Knabe, wie er war, mochte er weit lieber umherspringen und spielen, als sich mit dem schweren Kasten abschleppen, und so ward oft die beste Verkaufszeit über einem muthwilligen Streich versäumt.

Der kleine Meyer pflegte sich meist in der Nähe der Börse (dem Versammlungsorte der Kaufleute) mit seinem Stockvorrath aufzustellen. Von den Herren, die damals die Börse besuchten, erinnerte er sich besonders dankbar eines Herrn Winter, der ihm häufig einen Stock abkaufte, uamentlich wenn der sonst so muntere Knabe eine betrübte Miene zeigte. Ebenso dankbar gedachte er eines Arztes, der ihm einst im Vorbeigehen den Rath ertheilte, doch um Gottes willen Thee von isländischem Moose zu trinken, wenn er am Leben bleiben wolle. Meyer hatte sich damals durch das Stehen in Wind und Wetter bei dünner Kleidung, eine heftige Erkältung zugezogen. Durch Anwendung des angerathenen Mittels ward das Uebel bald beseitigt. Schulunterricht erhielt der Knabe nur in einer Abendschule, deren Leistungen indeß höchst mittelmäßiger Art gewesen sein müssen, da Meyer nachmals oft versichert hat, daß deren Vorsteher namentlich in der Austheilung von Prügeln Ungewöhnliches leistete.

Als am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1812 die bekannte Massenaustreibung Hamburger Einwohner durch die Franzosen erfolgte, mußte auch Meyer, der jetzt sechzehn Jahre alt war, mit seiner Mutter und drei jüngeren Geschwistern die Stadt verlassen. Der Vater, der krank in Hamburg zurückblieb, konnte ihm nur wenige Thaler mit auf die Reise geben. So armselig ausgerüstet, fuhren die Fünfe auf einem kleinen Fahrzeuge nach Stade. Beim Landen wäre Meyer fast in den Wellen der Elbe um's Leben gekommen; er stürzte in's Wassec, wurde aber, trotzdem bereits tiefes Dunkel herrschte, glücklich gerettet. In Stade waren der Vertriebenen so viele, daß kein Unterkommen mehr zu finden war. Die arme Meyer'sche Familie mußte daher, noch in derselben Nacht, auf einem Bauerwagen weiter und fand endlich in einem Dorfe unweit Bremerlehe gastliche Aufnahme. Nachdem er hier Mutter

und Geschwister untergebracht, war es Meyer's erste Sorge, sich nach Arbeit umzusehen. Der erste Bauer, den er um Beschäftigung bat, fragte ihn: „Ja, was versteht Er denn eigentlich?“ Diese trocken geäußerte Frage hat Meyer nie vergessen; es überrieselte ihn kalt bei derselben, da er sich selbst keine andere Antwort darauf zu geben vermochte, als „Nichts!“ — Dem Bauer aber antwortete er: „O, Alles!“ „„Alles?““ wiederholte der Fragsteller; „„so kann Er also auch eine Bettstelle mahagonifarbig anmalen?““ „Ja wohl kann ich das,“ bestätigte ihm Meyer. „„Nun denn, so male Er mir eine an,““ schloß der Bauer dieses merkwürdige Gespräch. Meyer, der weder von der verlangten, noch von irgend welcher Malerei auch nur das Geringste verstand, fing nun an den Bauer auszufragen, wie man wohl dort zu Lande die Oelfarbe „am liebsten“ angemacht sähe, ging, als er durch dessen Antwort einiges Licht erhalten, zu einem Krämer, bei dem er schon schärfere Fragen stellen konnte, und zuletzt zum Apotheker. Als er sich auf diese Weise hinlänglich zurechtgefragt hatte, kaufte er die nöthigen Farben, bereitete sie bestmöglich zu und bemalte dem Auftraggeber die Bettstelle, nach dessen Begriffen so schön, daß ihn dieser dringend weiter empfahl, also, daß Meyer im Stande war, durch Anstreichen von Häusern und ähnliche Arbeiten so viel zu verdienen, daß er die Seinigen ernähren und noch obendrein seiner Mutter, die eine große Kaffeefreundin war, diesen damals außerordentlich theuren Luxusartikel spenden konnte, worüber er die lebhafteste Freude empfand. Nicht minder glücklich stimmte es ihn, seinem Vater bei seiner Rückkehr das mitgegebene Geld zurückerstatten und ihn außerdem noch mit einigen Geschenken an Eßwaaren erfreuen zu können.

Nach seiner Wiederankunft in Hamburg fühlte Meyer einen ganz außerordentlichen Drang zur Thätigkeit, „eine wahre Wuth, etwas zu schaffen,“ wie er sich ausdrückte. Er hatte während der sechs Monate seines Fortseins gelernt, sich selbst zu helfen und zu vertrauen. Um seine praktischen Fertigkeiten zu vermehren, ging er zu einem Drechsler in die Lehre, dessen allerdings geringe Kenntnisse er sich innerhalb weniger Monate aneignete. Von dort trat er in das Geschäft seines Vaters zurück, und half diesem Fischbein reißen, welches der alte Meyer zum Bewinden eines von ihm erfundenen Stockes gebrauchte. Hier arbeitete der Jüngling von 4 Uhr Morgens bis 12 Uhr Nachts. Das Geschäft ging so gut, daß der Vater täglich seinen Wein trinken konnte. Im Frühling des Jahres 1816 verlangte Meyer einen festen Wochenlohn von 12 Mark (4 Thaler 24 Sgr.), da er sich zu verheirathen gedenke, erhielt jedoch vom Alten den Bescheid: „Einen dummen Jungen wie Dich, kann ich mir binnen 4 Wochen zulehren und umsonst haben!“ Diese wenig überlegte Antwort des Vaters verdroß ihn

sehr und veranlaßte ihn, eine Stelle als Werkführer bei einer Fischbeinfabrik in Bremen anzunehmen, welche indeß noch vor Ablauf des Jahres ihre Zahlungen einstellte. Meyer ward jedoch wenig von dieser plötzlichen Unterbrechung seiner Thätigkeit berührt. Er hatte in seinen Freistunden Stöcke verfertigt und widmete sich, nach dem Falle des Bremer Geschäfts, ausschließlich diesem Gewerbzweige. Zu Ostern 1817 wanderte er, mit einem Vorrath selbgefertigter Stöcke, zu Fuß nach Leipzig und hatte die Freude, seine Stöcke zu unerwartet hohen Preisen zu verkaufen. Mit dem Erlös dieses ersten Meßgeschäfts kehrte er zu bleibendem Aufenthalte nach Hamburg zurück, richtete sich bescheiden mit seiner Frau ein — er hatte sich schon vor der Abreise nach Bremen im Jahre 1816 verheirathet — und arbeitete mit äußerster Anstrengung an der Vergrößerung seines Geschäfts.

Von Anfang an machte er sich eine genaue Buchführung über alle Geschäftsereignisse zur festen Regel, und am Ende eines jeden Jahres wurden sämmtliche Bücher abgeschlossen und die Bilanz gezogen, um den genauen Stand des Vermögens zu ermitteln. Aus den noch vorhandenen Inventarien geht hervor, daß Meyer im Juli 1816 sein Geschäft mit einem Kapital von 500 Mark Courant (200 Thalern) begann, welches er bis zu seinem Tode, im Jahre 1848, ungefähr vertausendfacht hatte. Außer der Fabrikation von Spazierstöcken, Fischbein und Elfenbein betrieb er seit 1828 auch einen Mahagoniholzhandel, welcher ihm jedoch viele und schwere Sorge bereitete, ehe er sich gründliche Kenntnisse in diesem Artikel erworben hatte. Im Jahre 1835 trat sein Schwiegersohn, Herr Traun, in's Geschäft ein; im nächsten Jahre ward der Bau eines neuen Fabrikgebäudes begonnen, und am 18. October 1836 konnten die neuen Räume mit 166 Arbeitern bezogen werden, deren Zahl sich bis zu seinem Tode auf 280 hob und seitdem auf 700 gestiegen ist.

Meyer zeichnete sich als Geschäftsmann besonders durch eine ungewöhnliche Intelligenz, rasche Benutzung gegebener Verhältnisse und eine unbeugsame Rechtlichkeit in Erfüllung übernommener Verpflichtungen aus. Seiner Familie war er der liebevollste Vater, seinen Freunden der treueste Freund. Mit väterlicher Sorgfalt war er bemüht, das Wohlergeben seiner Arbeiter zu fördern. Im Jahre 1828 errichtete er eine Kranken- und Sterbekasse für diese, deren Zahl sich damals auf 60 belief. Die Einrichtung dieser Kassen war so zweckmäßig, daß sie den heilsamsten Einfluß auf die sittliche Haltung seiner Arbeiter ausübte, und bei seinem Tode konnten ungefähr 30,000 Mark Ct. (12,000 Thaler) aus denselben unter die Arbeiter vertheilt werden. Außerdem kaufte er einen eignen Begräbnißplatz für seine Leute. Ihr geistiges Wohl lag ihm nicht minder warm am Herzen, wie er

denn z. B. eine besondere Ausgabe von Zschokke's „Stunden der Andacht“ für sie drucken ließ. Nicht lange nach seinem Tode wurde dem verdienstvollen Manne, auf öffentlichem Platze, ein schönes Gedächtnißmal errichtet — eine granitne Spitzsäule mit der einfachen Inschrift: „H. C. Meyer. Von seinen Freunden.“

An den leuchtenden Vorbildern der vorstehenden industriellen Vorkämpfer Deutschlands mögen sich unsere Arbeiter zu freudiger und muthiger Nachfolge stärken. Nur dem Menschen kann überall geholfen werden, der den Muth besitzt, sich selbst zu helfen und seines Glückes eigner Schmied zu werden. Diese Wahrheit findet abermals ihre Bestätigung durch das Beispiel eines anderen deutschen Arbeiters, der die Ehre der deutschen Arbeit im Auslande, wie selten Einer, vertritt.

Heinrich Daniel Rühmkorff, gegenwärtig wohl der erste Mechaniker Frankreichs, ist im Jahre 1803 in Hannover geboren. Nachdem er seine Lehrzeit bei einem dortigen Mechaniker beendet hatte, trat er, gleich Hartmann, die handwerksübliche Wanderschaft an, und lenkte seine Schritte, doch in umgekehrter Richtung, gleichfalls über den Rhein. Er ging nach Paris und London, wo er je zwei Jahre verweilte, um sich endlich in Paris bleibend niederzulassen. Anfangs arbeitete er hier noch in fremden Werkstätten, so namentlich bei Charles Chevalier, dessen Mikroskope lange Zeit für die besten gegolten haben. Im Jahre 1839 kam der Geist der Selbstständigkeit über Rühmkorff, der sich inzwischen Werkmeisterrang verdient hatte, und er beschloß, sich auf eigene Füße zu stellen. Zu dem Ende richtete er seine Wohnstube zugleich zur Werkstatt ein. Kann es wohl eine rührendere Illustration zu dem Schiller'schen „Meister muß sich immer plagen!“ geben, als diese Verschmelzung von Wohn- und Werkstätte? Und Rühmkorff plagte sich, wie es einem wackeren Meister geziemt. Bei der französischen Industrieausstellung im Jahre 1844 wurde ihm für seine vortrefflichen Leistungen die silberne Ehrenmedaille zuerkannt. Dieselbe Auszeichnung erfuhren seine außerordentlich genau und schön gearbeiteten Apparate auf der französischen Industrieausstellung von 1849. Die kargen Mußestunden, die ihm zwischen seinen angestrengten Berufsarbeiten blieben, benutzte er eifrig zur Erweiterung und Vertiefung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse; denn das Höchste in seinem Fache zu leisten war sein Grundsatz, und kein Stück verließ seine Schwelle, an welches er nicht den Maßstab der strengsten Forderungen legen konnte. Bei so musterhafter Ausführung seiner Apparate waren dieselben doch noch verhältnißmäßig wohlfeil. Mit seltenem Hellblick für die Haupterfordernisse irgend eines physikalischen Apparats verband er eine sicher und leicht arbeitende Hand und einen reinen, edlen Geschmack. War im Auslande

ein neues Instrument erfunden worden, und Rühmkorff war über die Einrichtung desselben nicht ganz genau unterrichtet, so sparte er nicht Mühe noch Kosten, sich in den Besitz desselben zu bringen. Sein feiner, sinnender Geist führte ihn die geheimnißvollen Pfade des Erfinders. Alle Zweige der Physik verdanken ihm die, oft sehr wesentliche, Verbesserung zahlreicher Apparate. Unter seinen Erfindungen nimmt der nach ihm benannte Induktionsapparat, mittelst dessen es zuerst gelang, dem galvanischen Strom Funken zu entlocken, wie sie sonst nur sehr kräftige Elektrisirmaschinen erzeugten, die erste Stelle ein. Auf der großen Industrieausstellung von 1855, wo Rühmkorff seinen Apparat zuerst ausgestellt hatte, ehrte man den Erfinder durch Verleihung einer Medaille erster Klasse und des Ordens der Ehrenlegion, wozu in demselben Jahre noch die Societé d'encouragement eine werthvolle goldene Medaille fügte. Um der Achtung und Anerkennung der französischen Gelehrten für die großartigen Leistungen des deutschen Mechanikers einen entsprechenden Ausdruck zu geben, sprach ihm die Akademie der Wissenschaften zu Paris, auf den Bericht des berühmten Physikers Pouillet, am 14. März 1859 den Preis Trémont, im Betrage von 5500 Franken (1466⅔ Thlr.), auf fünf aufeinanderfolgende Jahre zu. Dieser Preis sollte, nach dem Willen des hochherzigen Stifters, einem unbemittelten Gelehrten ertheilt werden, dessen Arbeiten und Versuche eine Entdeckung oder Verbesserung von großer Wichtigkeit für die Wissenschaft oder die Industrie in Aussicht stellten. Im Jahre 1864 ist unserm Landsmanne eine noch höhere Auszeichnung widerfahren. Unter mehreren Bewerbern, die würdig mit ihm wetteiferten, erkannte ihm der niedergesetzte Ausschuß, als dem Würdigsten, für seinen Induktionsapparat den großen kaiserlichen Preis von 50,000 Franken (13,333⅓ Thlr.) zu, welchen Napoleon III. „für die wichtigste Anwendung der Elektricität" gestiftet hatte.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Zusammensetzung des Rühmkorff'schen Inductionsapparats näher einzugehen. Wer sich mit der Beschaffenheit und den staunenswerthen Leistungen desselben bekannt zu machen wünscht, den verweisen wir auf den Aufsatz „Heinr. Dan. Rühmkorff" in „Unsere Tage"*), mit dessen erhebenden Schlußworten wir diesen Abschnitt würdig abschließen wollen:

„Trotz der vielen Auszeichnungen, die Rühmkorff zu Theil geworden sind, und trotzdem sich der Ruf seiner Werkstätte mit jedem Tage vergrößert, hat er doch die schlichte Einfachheit des Arbeiters treu bewahrt. Wenn auch bereits weißes Haar sein Haupt bedeckt, so ist doch sein Antlitz noch so frisch, ja fast

*) Jahrgang 1865, S. 673 ff.

blühend, daß er noch lange thätig wirken kann. Für alle Zeit aber wird er ein Musterbild und eine belebende Hoffnung für den strebsamen Arbeiter bleiben. Er hat ihnen den Weg gezeigt, wie man sich aus einer ganz untergeordneten Stellung emporarbeiten und im reiferen Alter die wohlverdiente Belohnung für die Opfer und die Entbehrungen in der Jugend ernten und genießen kann. Was Rühmkorff heute ist, hat er allein sich selbst zu verdanken, seinem regen Fleiß, seiner unermüdlichen Ausdauer und seiner Selbstverleugnung, welche die größte Achtung verdient. Sein Wissen hat er nicht in der Schule, sondern erst viel später und nach und nach erworben, durch eignes Nachdenken, durch das fleißige Studium von guten Büchern und durch die Vorlesungen einiger Professoren.

Dritter Abschnitt.

Die Selbsthülfe und das Genossenschaftswesen.

Die Selbsthülfe, der streng durchgeführte Satz, daß durch vernünftigen Gebrauch der eigenen Kraft und gehörige Wirthschaft ein Jeder, auch der ganz Unbemittelte, sich eine angemessene Existenz sichern, sich emporarbeiten kann und soll, und daß Niemandem ein Recht auf fremde Unterstützung zusteht: mit einem Worte, die Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit auf dem Felde des Erwerbes ist die alleinige gesunde Grundlage, auf welcher der gesammte Haushalt der Gesellschaft beruht.

Schulze-Delitzsch.

Durch die ganze beseelte Schöpfung geht, wie ein rother Faden, ein Zug der Selbsthülfe. Die Bedürfnisse, die mit jedem Wesen geboren werden, heischen Befriedigung, wenn der Lebensproceß dauern soll. Der Selbsterhaltungstrieb zwingt zur Anstrengung, welche die Befriedigung der Bedürfnisse vermittelt. So lange ein Geschöpf noch nicht zur Selbstsorge reif ist, übernehmen, nach dem Laufe der Natur, seine Erzeuger die Fürsorge für dasselbe. Mit der fertigen Ausbildung der Eigenkraft hört ebenso naturgemäß diese Liebespflicht auf und tritt die Selbsthülfe in ihre Rechte ein. Wir haben diesen Vorgang in der vernunftlosen Thierwelt täglich vor Augen. Der Vogel bekümmert sich nur so lange um sein Junges, als dieses noch nicht selbst die Schwingen gebrauchen kann. Dann tritt gemeiniglich Entfremdung ein. So ist's überall in der Welt des Vernunftlosen. Darum ist die Selbsthülfe ein Naturgesetz, auf dessen Beobachtung die Welterhaltung beruht. Reichen hinwiederum die Kräfte eines oder weniger Einzelwesen nicht aus

zur Befriedigung ihrer eigenthümlichen Bedürfnisse an Schutz oder Nahrung oder Wohnung, so sehen wir die in der Trennung unzureichenden Einzelkräfte sich zu einer großen Gesammtkraft zusammenschließen, und nun geht's. An der Ameise und Biene können wir diese Erscheinung am bequemsten beobachten. Bienenstöcke und Ameisenhaufen sind thierische Genossenschaften mit dem naturtrieblichen Grundsatz der Selbsthülfe. Und welche wunderbare Werke führen diese kleinen Wesen nicht dadurch aus, daß sie ihre, einzeln betrachtet, so winzigen Kräfte vereinigen und alle auf ein Ziel hinarbeiten!

Was in beregter Beziehung vom Thiere gilt, geht nicht weniger den Menschen an; denn der Mensch steht vollständig in der Natur und ist ihren Gesetzen unterworfen. Nur daß er, vermöge seines denkenden Geistes, diese Gesetze erkennen und sich dieselben, nach Maßgabe der Vernunft, für seine Zwecke dienstbar machen kann, erhebt ihn über das dem Naturtriebe willenlos gehorchende Thier und läßt ihn an Höheres denken, als an die bloße Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse. Er hat ein selbstbewußtes, um seiner selbst willen vorhandenes Seelenleben und strebt daher, dieses durch harmonische Ausbildung seiner Körper- und Seelenkräfte so vollkommen als möglich zu entwickeln. Je vollständiger diese gelingt, je besser wird er im Stande sein, sich selbst zu helfen, für sich selber einzustehn. Gehörig entwickelt, denkt der freie Mensch mit seinem freien Willen zunächst daran, in unabhängiger Berufsstellung für sich selbst zu sorgen und seine persönlichen Bedürfnisse durch seine persönliche Anstrengung, oder mit andern Worten, durch die auf Befriedigung künftiger Bedürfnisse gerichtete, planmäßige Thätigkeit, die wir Arbeit nennen, zu befriedigen. Je größer nun diese persönlichen Bedürfnisse sind, je höher und weiter das Ziel ist, das sich der menschliche Geist gesteckt hat, um so mächtiger wird sich nothwendig der Drang der Selbsthülfe offenbaren. Der Lazaroni in Neapel ist schon zufrieden, wenn ihn nur nicht hungert und dürstet, und seine verhältnißmäßige Bedürfnißlosigkeit findet ihren Ausdruck in seiner Trägheit. Einen vollendeten Gegensatz zu diesem Pflanzendasein bildet das fieberhafte Arbeitsleben eines englischen Kaufmannes, der sich in den Genuß des ganzen ungeheuren Apparats der modernen Civilisation zu setzen strebt.

Der Trieb der Selbsthülfe ist wohl in jedem zum Leben geborenen Organismus vorhanden. Nicht so die Fähigkeit zur Selbsthülfe. Ein Schwachsinniger oder Einfältiger z. B. würde, sich selbst überlassen, so gut umkommen, wie etwa ein ausgesetzter Kanarienvogel. Solchen Unglücklichen, denen von vorn herein die Voraussetzungen zur Selbsthülfe abgehen, muß die fürsorgende Hand der Liebe das zur Erhaltung Nöthige darreichen. Jedem

Andern steht dagegen in der Regel kein Recht auf fremde Unterstützung zu. Vorübergehende Nothstände bedingen höchstens eine vorübergehende Beihülfe Anderer, wenn das Uebel nicht bleibend gemacht werden soll.

Aber es giebt, außer jenen Hülflosen, eine große Anzahl Menschen, die, obschon gesund und arbeitstüchtig, dennoch, auf Grund ihrer eigenthümlichen Stellung in der modernen Gesellschaft, in der Vereinzelung nur theilweise zu unabhängiger oder gar reicher und angesehener Lebensstellung sich emporzuarbeiten vermögen. Dies sind die sogenannten Arbeiter und kleinen Handwerker, letztere hauptsächlich seit allgemeinerer Einführung der überlegenen Fabrikindustrie. Welche Fülle kerngesunder Kraft ist gerade in diesen Bevölkerungsklassen vorhanden, und dennoch sollte hier die Unzulänglichkeit der Eigenkräfte zur Erwerbung wirthschaftlicher Unabhängigkeit die Regel und nicht die Ausnahme bilden? Wie stimmt das zu dem Grundsatze der Selbsthülfe? Die Antwort lautet in den Worten des verehrten Gründers der deutschen Genossenschaften, Schulze-Delitzsch's: „Was Du nicht allein vermagst, dazu verbinde Dich mit Andern, die das Gleiche wollen," und: „mehrere kleine Kräfte vereint bilden eine Großkraft." Das ist der Grundgedanke des auf dem Grundsatze der Selbsthülfe beruhenden Genossenschaftswesens, welches so alt ist, wie unsere Geschichte.

„Gleich beim ersten Auftreten der germanischen Stämme," läßt sich Schulze-Delitzsch in einem Aufsatze über „die nationale Bedeutung der Genossenschaften" vernehmen,*) — „begegnen wir den Genossenschaften bei ihnen, als einer Grundform ihres nationalen Lebens, in welche sich ihr ganzes Gemeinwesen gliedert. So finden wir sie in engern und weitern Kreisen, für öffentliche und Privatverhältnisse, als das Element, welches den gesellschaftlichen und staatlichen Verband vermittelt. Der Stamm-Genossenschaft fügte sich die Gau- oder Mark-Genossenschaft ein, und wie die Volksgemeinde, das Organ der ersteren, in offener Versammlung über Krieg und Frieden und die wichtigsten Interessen des Stammes entschied, so sprach der Ding der Gaugenossen im Ganzen oder in Abtheilungen (nach Hundertschaften) Recht, und der Umstand der dazu gehörigen Freien ordnete die einschlagenden Angelegenheiten. In gleicher Weise bestimmten die Märker, die Genossen im Besitze einer Feldmark, über die darauf bezüglichen Verhältnisse, besonders über das gemeinschaftliche Eigenthum an Wald und Weide und dergl. Bei Kriegs- und Beutezügen endlich bildeten sich Kampfgenossenschaften unter ge-

*) Gartenlaube, Jahrgang 1865, Nr. 16 und 17.

wählten Führern (Herzogen), ja selbst eine Anzahl Stämme trat zeitweis zu einem solchen Verbande zusammen, bei gemeinsamer Gefahr oder zu einem großen gemeinschaftlichen Unternehmen. So ist z. B. das Brechen der römischen Macht im Teutoburger Walde einer solchen Vereinigung deutscher Stämme zu danken."

„Dabei erscheint als höchst bemerkenswerth: Die charakteristischen Merkmale, welche die genossenschaftlichen Verbände von damals kennzeichnen, sind im Wesentlichen dieselben, die wir noch heute, trotz der veränderten Aufgabe, an unseren Genossenschaften wahrnehmen. Mit der Einordnung ihrer Glieder in eine machtvolle Gemeinschaft vereinigen sie den freiesten Spielraum für das individuelle Gebahren, die Eigenart eines Jeden. Gerade in der Solidarität, dem Einstehen Eines für Alle und Aller für Einen, bieten sie dem Einzelnen erst die sichere Unterlage für seine politische Geltung, in der Gegenseitigkeit die beste Gewähr für seine Selbstständigkeit. Wie Jeder der Gesammtheit der Genossen verantwortlich war, standen diese wiederum für ihn ein, was in der Gesammtbürgschaft der engeren Genossenschaftskreise (der Zehntschaften) bei unerlaubten Handlungen einen prägnanten Ausdruck fand. Aber nicht blos die Solidarität der Pflicht, wie sie sich in dieser Haft kund giebt — nein, ganz besonders die Solidarität des Rechts gilt uns als der eigentliche Schlußstein der Organisation, der es hauptsächlich bewirkt, das die freie Persönlichkeit in der Gesammtheit nicht untergeht, sondern die beste Stütze in ihr findet. Die volle Selbstbestimmung und Selbstverwaltung unter unmittelbarer Betheiligung aller Genossen bei Ordnung der gemeinsamen Angelegenheiten sind es, welche schon damals den Gipfelpunkt des Ganzen bildeten, wie wir noch jetzt in unsern Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften unverrückbar daran festhalten. Und so erblicken wir in diesen genossenschaftlichen Verbänden Hort und Kern der Freiheit und Selbstregierung unseres Volkes, eines der bedeutsamsten Momente seiner Geschichte."

Mit der Zeit jedoch stellte sich, bei fortwährender Bedrohung der Reichsgrenzen durch auswärtige Feinde, das dringende Bedürfniß einer einheitlichen Gewalt nach außen, sowie einer höchsten Gewalt im Innern heraus, vor welcher die Macht der Stammes- und Gauverbände immer mehr zurücktrat. Die herkömmliche Selbstregierung des Volkes machte allmählich der Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten durch den König und seine Beamten Platz. Die amtliche Thätigkeit dieser letzteren ward im Laufe der Zeit zum erblichen Privatbesitz gewisser Familien, von denen die mächtigsten sich endlich vollständig von der Oberherrlichkeit des Reichsoberhauptes

losmachten und hierdurch die Vielstaaterei und die politische Zerrissenheit Deutschlands schufen. Der alte germanische Geist der Selbstverwaltung und Wehrhaftigkeit schwand mehr und mehr vor dem sauern Kampf um das äußere Dasein, während das politische Dasein unseres Volkes durch die staatliche Centralisation und den dadurch ermöglichten geordneten Widerstand gegen feindliche Völkerschaften gerettet wurde. Die vielen kostspieligen Heereszüge, bei denen damals jeder freie Mann persönlich Dienste leisten mußte, stürzten nach und nach eine große Anzahl kleiner und mittlerer Grundbesitzer in Schulden und brachten eine Menge derselben, in Folge der persönlichen Schuldhaft, in die Abhängigkeit ihrer Gläubiger, der mächtigeren meist adeligen Grundbesitzer. Da konnte es nicht ausbleiben, daß viele der bisherigen Freien in die verschiedenen Grade der Unfreiheit und Hörigkeit bis herab zur Leibeigenschaft und förmlichen Knechtschaft sanken.

Aus und neben den drei scharf von einander gesonderten Geburtsständen der Adeligen, Freien, und Knechte entstanden allmählich geschlossene Berufsstände, unter denen die einflußreichsten, der Kriegerstand, der Stand der Hof- und Reichsbeamten, der Priesterstand waren. So entwickelte sich aus dem Volksstaate der Ständestaat, der an die Stelle der Rechtsgleichheit das ausschließende Kasten-Vorrecht setzte. Der Adelsstand, welcher sich, nach Einführung der theuren und lange Uebung beanspruchenden schweren Reiterei, den Kriegsdienst zur Hauptbeschäftigung erkoren hatte, mißbrauchte die dadurch erlangte Machtstellung zu Willkürhandlungen aller Art, die sich, nach oben wie nach unten, immer unleidlicher und frecher geltend machten. Die Folge davon waren innere Fehden ohne Zahl, Schutzlosigkeit der Reichsgrenzen, Verluste herrlicher Reichslande. Raubritter machten alle Wege und Gegenden unsicher. Das einzige Recht (?) war das Faustrecht.

In dieser Zeit der Gewalthätigkeiten und Rechtslosigkeit ging die Bildung der Städte vor sich, hinter deren festen Wällen ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung, Freie sowohl wie namentlich auch Unfreie, Schutz suchte und fand. Es entstanden jene mittelalterlichen Genossenschaften, die Zünfte (von ziemen), Innungen (von einigen) und Gilden (von gelten), unter deren schützender Obhut der junge Bürgerstand zu ungemeiner Kraft und Bedeutung erstarkte, Handel, Künste und Gewerbe keimten und zu mächtigem Aufschwunge gediehen und somit die Bedingungen einer besseren nationalen Zukunft sich hoffnungsvoll gestalteten. Seit Gründung der Universitäten (Prag 1349, Wien 1365, Heidelberg 1386, Leipzig 1409, Tübingen 1477, Wittenberg 1502, Jena 1558) verpflanzte sich auch die

Pflege der Wissenschaften aus den Klöstern in die Ringmauern der Städte. Als die herrlichste Frucht des neuaufgekommenen Bürgerstandes (die Masse der Bevölkerung bestand ursprünglich aus Ackerbauern) brach sich der Grundsatz der freien Arbeit Bahn, welcher den alttestamentlichen Fluch der Arbeit in den höchsten Segen verwandelte und die Arbeit selbst zum gewaltigsten Kulturhebel erhob. Vor dem in äußerem Wohlstande und innerer Bildung stolz aufblühenden Bürgerthume mußte sich der auf Vorrechte gegründete Ständestaat, der im Feudalstaate seinen Höhepunkt erreicht hatte, in unaufhaltsamer Auflösung zersetzen, und mit ihm zugleich verfielen auch die Zünfte, „diese mitten im Flusse erstarrten Genossenschaften," weil ihre Entwickelung nicht Schritt gehalten hatte mit dem in steter Veränderung und Erweiterung begriffenen Bedürfnißkreise des Volkes. „Nicht einen Bruchtheil der Arbeiter mit Vorrechten ausstatten und vor den übrigen begünstigen; nein, gleiches Recht, gleichen Raum zur Entwickelung für Alle!" so lautet jetzt die Losung. Und ist das Ziel weiter gesteckt, so ist auch ein guter Theil des Weges gegen sonst zurückgelegt. Nicht um Rechts- und Vermögensfähigkeit, nicht um Sicherheit der Person und des Eigenthums haben die Handwerker und Arbeiter mehr zu kämpfen. Diese Bedingungen zum Emporkommen gewährt ihnen heute der Staat. Vielmehr gebricht es ihnen an den wirthschaftlichen Mitteln, und sie befinden sich größtentheils thatsächlich nicht in der Lage, um die gegebene rechtliche Möglichkeit sich möglichst zu Nutzen zu machen. Und hier, von der wirthschaftlichen Seite muß die Frage angefaßt werden, um mittelst der Selbstständigkeit im Erwerb die gesellschaftliche Stellung zu erringen, in welcher alle höheren humanen und politischen Strebungen ihren Stützpunkt finden. „Kapital und Bildung" — Besitz der äußeren Arbeitsmittel und körperliche, intellektuelle und sittliche Tüchtigkeit — das sind die Factoren, an welche in der modernen Gesellschaft der Erfolg geknüpft ist. Sie den Arbeitern in höherem Grade als bisher zu Gebote zu stellen, das ist die Aufgabe."

„Bereits schreitet man rüstig, wenn auch erst in kleineren Kreisen, an ihre Verwirklichung, und hoffnungsvolle Anfänge liegen vor. Wieder sind es die freien Genossenschaften, in welche sich die Handwerker und Arbeiter schaaren, um das Ziel zu erreichen. Unsere Arbeiter-, Handwerker- und Bildungsvereine, unsere Wirthschafts- und Erwerbsgenossenschaften, in ihnen organisiren sich die in ihrer Vereinzelung Machtlosen zu einer Großkraft. Sie, die wahren „Innungen unserer Zeit" sind berufen, das große Princip der freien Arbeit in seiner ganzen Tragweite, die Volleinbür-

gerung der Arbeiter im Staat und in der Gesellschaft durchzuführen. Fester Zusammenschluß, Erproben der eigenen Umsicht und Thatkraft, Selbstständigkeit und rühriges Eingreifen in die nächsten Kreise des täglichen Lebens, in Haushalt und Erwerb, damit müssen wir beginnen, von da muß alles Weitere ausgehen. Das ist die Vorschule der Selbstregierung und Selbstverwaltuug in Staat und Gemeinde, die Schule, aus der freie Männer, tüchtige Menschen und wackere Bürger hervorgehen, das ist die Saat, aus der unserem Vaterlande das Heil entsprießt. Es ist der dritte Anlauf, den das deutsche Volk mittelst der Genossenschaften nimmt, den Ausbau seiner nationalen Zukunft zu bewirken. Durch ihre Stammes- und Kampfesgenossenschaften stürzten die alten Deutschen die römische Weltherrschaft. In ihren Zünften legten die deutschen Handwerker im Mittelalter den Grund zum Stadtbürgerthum, zum sogenannten dritten Stande. Das Ziel, welchem die gegenwärtige Arbeiterbewegung mit ihren Bildungs-, Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften zustrebt, ist größer. Nicht einen vierten Stand zu gründen, wie man sich unglücklich ausdrückt, sondern den Ständestaat mit allen Resten der Privilegien der alten Geburts- und Berufsstände völlig zu beseitigen, das gleiche Recht für Alle an die Stelle der Vorrechts begünstigter Minderheiten zu setzen und der politischen Freiheit in Bildung und Wohlstand der Massen die allein dauernde sociale Unterlage zu geben — darauf müssen alle Strebungen gerichtet werden. Der Geist der Genossenschaft ist der Geist der modernen Gesellschaft. Hat er erst das Wirthschaftsleben der Nation durchdrungen, so kann es nicht fehlen, daß er von da aus auch das öffentliche Leben erobert und unserer staatlichen Entwickelung neue dauernde Grundlagen schafft.“ *)

Seitdem durch das Aufkommen der Fabriken das Kapital im industriellen Verkehre eine Großkraft geworden war welche überall das Bestreben zeigte, sich die Arbeit dienstbar zu machen, hatte sich die Lage des kleinen Gewerbtreibenden und besitzlosen Arbeiters stetig verschlechtert.

Wir wollen gleich hier bemerken, daß das Kapital nach Schulze-Delitzsch **) in folgenden drei, zu aller gewerblichen Thätigkeit unerläßlichen Dingen besteht:

1. in Rohstoffen zur Verarbeitung;
2. in Werkzeugen zur Arbeit, und
3. in Subsistenzmitteln während der Dauer der Arbeit, oder, was für den, welcher andere Arbeiter beschäftigt, dasselbe

---

*) Schulze-Delitzsch in dem genannten Aufsatze.

**) Arbeiterkatechismus S. 21.

ist: in einem Fond zur Zahlung von Arbeitslöhnen. Gemünztes Geld, an sich lediglich eine Zwischenwaare zur Erleichterung des Tausches, kann nur insofern Kapital genannt werden, als jene drei Vorbedingungen zu gewerblicher Thätigkeit dafür angeschafft werden können.

Der deutsche Kleinmeister, der entblößt war von größeren Mitteln zur Wahrnehmung der wichtigeren Vortheile für seinen Betrieb, und der noch überdies durch den Zunftzwang an jeder freieren Bewegung gehindert wurde, mußte bald die Erfahrung machen, daß er in seiner Vereinzelung nicht mit den Leistungen des Großbetriebes konkurriren könne. Ebenso war der in der Abhängigkeit des Kapitals stehende Fabrikarbeiter nur in Ausnahmefällen im Stande, die weite Kluft zwischen seiner Arbeit und dem Kapitale auszufüllen und sich zu gewerblicher Selbstständigkeit emporzuarbeiten.

Bereits war im Jahre 1848 der Nothstand in den Handwerker- und Arbeiterkreisen, welcher durch diese Wandelung der gewerblichen Verhältnisse in Frankreich und Deutschland herbeigeführt worden war, zu einer socialen Krankheit von drohender Ausdehnung gediehen. Verschiedene, zwar wohlmeinende, aber den eigentlichen Sitz des Uebels gänzlich mißkennende Männer schlugen allerhand, theils verkehrte, theils unmögliche Mittel der Abhülfe vor, wie z. B. Staatsbürgschaft, Unterstützung aus dem Staatssäckel, Einführung sogenannter Nationalwerkstätten, welche im Laufe der Jahre die ganze Privatindustrie verschlingen sollten u. dgl. m., durch deren konsequente Durchführung, wenn diese überhaupt im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, allmählig nicht allein die persönliche Freiheit, sondern auch die Sittigung und geistige Tüchtigkeit der Arbeiter und Handwerker hätte untergraben werden müssen.

Die leicht erregbaren nothleidenden Arbeiter von Paris glaubten diesen Irrlehren und brachen in wilder Empörung gegen die Kapitalisten los, um das im Wege der Gewalt zu erlangen, was ihrer Arbeit nicht erreichbar schien. Der Aufstand konnte nur in Strömen Blutes erstickt werden und kostete, in der bekannten Junischlacht (23.—27. Juni 1848), an 20,000 Menschen das Leben.

Einen ganz entgegengesetzten Verlauf nahmen die Dinge in dem besonneneren Deutschland, wo die Sachlage eine nicht weniger schlimme war. Hier erstand dem Arbeiter und Kleinmeister in Hermann Schulze-Delitzsch ein Freund und Helfer, der, — kerngesund in seinem Fühlen, praktisch und genial in seinem Denken, thatkräftig, ausdauernd und besonnen in seinem Handeln und dabei ausgerüstet mit höchster volksthümlicher Rednergabe und ungewöhnlichem Organisationsgeschicke, — inmitten der her-

einbrechenden Kalamität in der auf dem Grundsatze der freien Selbsthülfe beruhenden Genossenschaft das natürlichste, zweckmäßigste und sittlich beste Auskunftsmittel fand, um den Arbeiter und Handwerker in Besitz von Kapital und Bildung zu setzen und ihm dadurch den Weg zur Selbstständigkeit im Erwerbe aufzuschließen.

Schulze-Delitzsch entstammt nicht den Volkskreisen, für deren Hebung er sein Leben mit opferfreudiger Liebe eingesetzt hat. Er wurde am 29. August 1808 in dem preußischen Landstädtchen Delitzsch, unweit Leipzig, geboren, wo sein Vater damals Bürgermeister war. Der junge Schulze empfing den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt und bereitete sich sodann auf der Nikolaischule in Leipzig zum Studium der Rechte vor, dem er auf der dortigen und der Haller Universität oblag. Nachdem er, im zweiundzwanzigsten Jahre, die erste Prüfung als Kandidat der Rechte bestanden hatte, erhielt er Beschäftigung als Auskultator *) in dem Oberlandesgericht zu Naumburg. Seine Mußestunden benutzte er fleißig zur Vervollständigung seiner Kenntnisse auf den Gebieten der Geschichte, Philosophie und deutschen Literatur. Die Gerichtsferien wurden zu einer Wanderung durch den skandinavischen Norden verwerthet, als deren dichterische Ausbeute im Jahre 1838 sein „Wanderbuch“ erschien.

Nach einer kurzen Thätigkeit als Assessor (Beisitzer) beim Berliner Kammergericht, ward er im Jahre 1841 als Patrimonialrichter (Einzelrichter) in seine Vaterstadt berufen. Freudig folgte er diesem ehrenvollen Rufe, ließ sich jedoch zuvor vom Staate die folgenden Bedingungen förmlich bestätigen: daß man ihn in den Listen nach seinem Dienstalter fortführe, und daß ihm jederzeit der Rücktritt in den Staatsdienst offen stehe. Seine Einzelstellung als Richter verschaffte dem scharf beobachtenden Manne vielfache Gelegenheit, tiefe Einblicke in die Lebensverhältnisse der Bevölkerung zu thun und namentlich auch Erfahrungen über die Lage und Bedürfnisse des Handwerkerstandes zu sammeln. Die Liebe und das Vertrauen, welches er sich durch sein allzeit hülfbereites, liberales und umsichtiges Benehmen erwarb, hatten zur Folge, daß ihn der Delitzscher Kreis 1848 in die Nationalversammlung nach Berlin abordnete. Hier zum Vorsitzenden des Ausschusses zur Untersuchung des Nothstandes der Handwerker und Arbeiter ernannt, studirte er in den 1600 Bittschriften, die aus allen Theilen Deutschlands einliefen, die sociale Krankheit aus erster Hand.

Was die Bittsteller kurzsichtig forderten: Wiederherstellung der

---

*) So werden Diejenigen genannt, die sich durch Arbeiten in einem Gerichte auf das Richteramt vorbereiten.

alten Zunftverfassung mit ihren verderblichen Verbietungs- und Bannrechten, war nicht dazu geeignet, dem Handwerk seinen verlorenen goldenen Boden wiederzugeben. Schulze erkannte mit durchdringendem Scharfblick, daß das gerade Gegentheil von dem einzutreten habe, daß der Freiheit, wie im politischen, so auch im gewerblichen Leben des Volkes, eine Gasse geöffnet und Gewerbefreiheit und Freizügigkeit an die Stelle der mit den Forderungen der Zeit in Widerspruch gerathenen Zunft gesetzt werden müsse. Er hatte sich ferner durch den Augenschein davon überzeugt, daß der Handwerker in seiner Vereinzelung dem Großkapitale gegenüber machtlos sei, und daß, um ihm diesen, neben Bildung und sittlicher Tüchtigkeit, wichtigsten Hebel des Erfolges im Erwerbsleben erreichbar zu machen, ein Zusammenschluß der getrennten kleinen Kräfte in einheitlich zusammenwirkende, genossenschaftliche Verbindungen mit dem Grundsatze der Selbsthülfe, Selbstverantwortlichkeit und Gegenseitigkeit, der einzig rechte Weg zum Ziele sei.

Als im November des Jahres 1848 die Soldaten Wrangels die preußische Nationalversammlung zersprengt hatten, wendete sich Schulze nach seiner Vaterstadt zurück, um seine Reformideen praktisch zu erproben. Auf seinen Betrieb traten in Delitzsch 56 Meister der Schuster-Innung zu einem Verbande zusammen, um hinfort ihren Bedarf an Leder gemeinschaftlich zu Großhandelspreisen zu kaufen. Nachdem auch die Kammer von 1849, in welche Schulze ebenfalls für Delitzsch gewählt wurde, aufgelöst worden war, stellte man Schulze-Delitzsch wegen seiner Miturheberschaft am Steuerverweigerungsbeschlusse von 1848 vor die Geschworenen von Berlin. In glänzender Rede führte er selbst seine Vertheidigung und ward freigesprochen. Alle Belastungszeugen, welche die Reaktion aus Delitzsch gegen ihn verschrieben, stellten ihrem verehrten Abgeordneten das ehrendste Zeugniß aus! Tausende von Abdrücken trugen seine Vertheidigungsrede unter alles Volk. In Berlin und Potsdam gab man ihm Festmahle. Seine Rückreise nach Delitzsch glich einem Triumphzuge. Berittene Landleute mit Fackeln holten ihn dort ein; Feste wurden ihm zu Ehren veranstaltet, ein Ehrenbecher dem an seiner Ehre Gekränkten überreicht.

Da die Bewegung die Aufhebung der Patrimonialgerichte zur Folge gehabt, so war Schulze, der Weib und Kind zu versorgen hatte, und nun auf einmal amt- und erwerblos geworden war, in die Nothwendigkeit versetzt, beim Justizminister Simons um Wiederanstellung im Staatsdienste einzukommen. Zwar war die durch ihre frühere Zusage gebundene Regierung nicht in der Lage, ihn abschlägig bescheiden zu können; doch schickte

sie den unbequem gewordenen Beamten, um seinen demokratischen Eifer abzukühlen, als Kreisrichter nach Wreschen, an der posen-polnischen Grenze. Diese Gegend, die jedes Reizes bar ist, und von einer rohen, in fremder Zunge redenden Bevölkerung bewohnt wird, hat man sehr charakteristisch das preußische Sibirien genannt, und eine Versetzung dorthin ist einer Verbannung gleichzuachten. Konnte man wohl etwas Anderes beabsichtigt haben, als ihn hier, wo ihm die Abwickelung eines Wustes von seit einem halben Jahrhundert aufgestauten polnischen Konkursprocessen aufgebürdet wurde, mürbe und stumpf zu machen? Doch Schulze, der zu arbeiten gelernt hatte und vor keiner menschenmöglichen Anstrengung zurückschreckte, bewerkstelligte in anderthalbjähriger Riesenarbeit die Ausmistung dieses Augias-Stalles. Indeß war selbst eine Gesundheit von so stählerner Natur, wie er sie besaß, einer solchen furchtbaren Zumuthung nicht gewachsen. Körperlich wie geistig einer Erholung dringend bedürftig suchte er, auf ein Zeugniß des Kreisarztes fußend, um die Erlaubniß nach, die ihm auf Grund der preußischen Ferienordnung der Gerichte zustehende Ferienreise antreten zu dürfen. Demungeachtet fand der Justizminister es für gut, dem Gesuch seine Bewilligung zu versagen. Umsonst machte der Director des Kreisgerichts die ernstlichsten Gegenvorstellungen, umsonst erklärten Schulze's Amtsgenossen einstimmig: „er habe für sie Alle gearbeitet und möge die ganzen Ferien zu seiner Erholung benutzen; sie würden ihn mit Freuden vertreten," — der Minister verharrte auf seinem Sinn. Diesem willkürlichen Verfahren gegenüber gab es nur den einzigen Ausweg der Selbsthülfe. Im Bewußtsein seines guten Rechts betrat Schulze denselben. Um sich wegen des eigenmächtigen Schrittes zu rechtfertigen, reiste er geraden Weges nach Berlin und stellte sich dort persönlich dem überraschten Justizminister vor. Dieser wollte ihm nun „allenfalls" die Benutzung eines schlesischen Bades gestatten, untersagte ihm jedoch den Besuch seiner Heimath. Als der gemaßregelte Beamte, nachdem er die Salzburger Alpen bereist, dennoch seine Vaterstadt besuchte, that ihm der Minister im Verordnungswege kund, „daß ihm von jetzt an kein Urlaub mehr ertheilt und von seinem Gehalt der Betrag eines Monats gekürzt werden solle." Solcher Maßregelungen und Plackereien müde, nahm und erhielt Schulze seine Entlassung.

Ledig aller anderweiten Pflichten weihte Schulze-Delitzsch fortan seine besten Kräfte dem Bestreben, das deutsche Handwerk zu erlösen aus Armuth, Abhängigkeit und Selbstentwürdigung, und ließ sich zunächst in Delitzsch nieder, um der Entwickelung des dort gestifteten jungen Handwerkervereins durch persönliches Eingreifen zu Hülfe zu kommen und von hier aus durch Rede und Schrift im ganzen Vaterlande zur

Bildung von Genossenschaften anzuregen. Neuerdings hat er, der als immer wiedergewählter Abgeordneter, treu seinem Wahlspruche: Kein socialer Fortschritt ohne politische Freiheit, keine politische Freiheit ohne socialen Fortschritt, auch auf dem politischen Felde eine außerordentliche Rührigkeit entfaltet hat, abwechselnd in Berlin und in Potsdam seinen ständigen Aufenthalt genommen.

Wir gehen nunmehr zur Betrachtung der Genossenschaften selbst über. Diese zerfallen, nach ihren besonderen Bestimmungen, in zwei Hauptgruppen. Erstens in solche Vereine, die lediglich Bildungszwecken dienen, wie die Handwerker-, Gewerbe-, volkswirthschaftlichen und Bildungs.Vereine; ferner in solche, welche „die Förderung des Erwerbs und Haushalts ihrer Mitglieder, die materielle Seite der Frage, unmittelbar zum Gegenstand haben,"*) Diese letzteren werden wiederum in zwei Unterarten geschieden, je nachdem man entweder die Vorbedingungen zu einem lohnenden Gewerbebetrieb oder aber diesen selbst als Hauptzweck der Vereinigung ins Auge faßt. Wir geben die nähere Auseinandersetzung dieser beiden Genossenschaftsarten nach dem Wortlaut des mehrgenannten „Arbeiterkatechismus" von Schulze-Delitzsch, dessen Anschaffung nicht allein jedem Handwerker und Arbeiter, sondern überhaupt jedem deutschen Manne, der sich an der Meisterhand des Verfassers einführen lassen will in das Verständniß einer der wichtigsten und schwierigsten Fragen unserer Zeit, nicht warm genug empfohlen werden kann. Es heißt dort: **)

„Zu der ersteren Art der Genossenschaften zählen wir insbesondere:

1. Die Vorschuß-, Kredit-, Darlehns-Vereine, Volksbanken und dergl., welche den Bedarf ihrer Mitglieder an Baarschaft und Kredit vermitteln;

2. Die Rohstoff-Vereine, in denen Handwerker und Arbeiter derselben Branche zu gemeinschaftlichem Bezuge der Rohstoffe im Großen, wohl auch zu gemeinsamer Anschaffung von Maschinen und kostspieligen Arbeitsvorrichtungen zusammentreten (die erwähnte Delitzscher Schuster-Verbindung war ein derartiger Verein);

3. Die Konsumvereine, in denen man sich zum Ankauf nöthiger Lebens- und Wirthschaftsbedürfnisse vereinigt, um sich ebenfalls die Vortheile des Großbezugs zu sichern;

4. Die Krankenkassen endlich und Gesundheitspflegvereine,

---

*) Katechismus S. 126.
**) Ebend.

wo man sich durch die Vereine billigere Medikamente und ärztliche Behandlung verschafft.

Zu den Genossenschaften der zweiten Art gehören dagegen:

1. Die sogenannten Magazinvereine zum gemeinschaftlichen Handel mit den Arbeitserzeugnissen der Mitglieder, welche jedoch von diesen in ihren eigenen Geschäften verfertigt und im Vereinsmagazine für ihre Privatrechnung verkauft werden;

2. Die eigentlichen Genossenschaften zum gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebe, in welchen die Produktion und der Verkauf der Arbeitserzeugnisse auf Rechnung und Gefahr der Gesammtheit geschieht."

„Die Haupt-Grundsätze," fährt unser Gewährsmann weiterhin fort, *) „welche sämmtlichen vorstehenden Arten der Genossenschaft vermöge ihrer gemeinsamen Basis gemeinsam sind, fassen sich etwa folgendergestalt zusammen:

1. Diejenigen, für welche die Genossenschaft in Bezug auf irgend ein Bedürfniß in Wirthschaft und Erwerb zu sorgen übernimmt, müssen Mitglieder und Träger des ganzen Unternehmens sein, Gewinn und Verlust desselben tragen, weil sich eben nur auf diese Weise die sociale Selbsthülfe in unseren Vereinen organisiren läßt;

2. Nicht nur bei dem Ausfall, den materiellen Erfolgen des Vereins-Geschäfts, sondern auch bei dessen Leitung und Verwaltung, bei dem geistigen Theil der Geschäftsaufgabe also, müssen sie sich persönlich betheiligen, durch Uebernahme der speciellen Verwaltungsfunktionen sowohl, wie durch Theilnahme an den Vereinsbeschlüssen, durch welche die oberste Entscheidung in den Vereinsangelegenheiten von der Gesammtheit der Mitglieder geübt wird;

3. Die Bildung des zum Vereinsgeschäft erforderlichen Fonds geschieht durch baare Einlagen der Mitglieder, welche durch fortlaufende Beisteuern und Zuschreibungen der auf die Einzelnen fallenden Gewinnantheile (Dividenden) allmählich zu Geschäftsantheilen von entsprechender Höhe gebracht werden müssen, wie es Umfang und Risiko des Unternehmens, die Vermögensverhältnisse der Mitglieder bedingen.

4. Um für den außerdem jedenfalls erforderlichen Kredit einen soliden Halt zu finden, übernehmen sämmtliche Mitglieder für die Vereinsschulden die solidarische Gesammthaft;

5. Endlich wird grundsätzlich die sonst im Geschäftsleben herrschende Ausschließlichkeit in den Genossenschaften abgestreift, indem man nicht die Vortheile des Unternehmens möglichst Wenigen zu sichern sucht, sondern dasselbe im Gegentheil auf

*) Katechismus S. 127 ff.

möglichst Viele erstreckt, und die Bedingungen des Zutritts demgemäß so regelt und so allgemein hält, daß sie von jedem ordentlichen, tüchtigen Arbeiter, der den ernsten Willen hat, sich selbst zu helfen, erfüllt werden können, weil gerade bei einer zahlreichen Betheiligung am Verein dessen Zwecke am leichtesten und vollständigsten für Alle erreicht werden.".

Jeder der in eine Genossenschaft Eintretenden muß vor allem tüchtige innere Eigenschaften in diese mitbringen; denn die Vereinigung vermag zwar die äußerlichen Bedingungen des Erfolges in Wirthschaft und Erwerb, wie z. B. Kapital, Kredit, Großbetrieb zu ermöglichen, aber nicht auch Ersatz zu geben für das Fehlen der geistigen und sittlichen Vorbedingungen, von denen das Gedeihen des ganzen Unternehmens abhängt. „Durch eine Anzahl unfähiger Einzelner wird nie eine fähige Gesammtheit gebildet."

Nicht weniger hoch als die materiellen Vortheile, welche das Genossenschaftswesen den Betheiligten darbietet, ist die sittliche Einwirkung desselben auf die Haltung der arbeitenden Klassen anzuschlagen. „Was für ein Segen der Besitz eines kleinen Kapitals für den Arbeiter ist," sagt Schulze-Delitzsch, *) „welches ihm einen Halt in Erwerb und Wirthschaft bietet, ihm die geschäftliche Selbstständigkeit ermöglicht oder doch in Aussicht stellt, ist gar nicht zu sagen! Je schwerer der erste Schritt hier den Betheiligten fällt, desto sicherer zieht er weitere nach sich. Man hat einen greifbaren, einen bleibenden Vortheil vor sich und sieht, daß redliche Arbeit und Sparen zu Etwas helfen, daß man vorwärts kommt. Muth und Lust zum Erwerb wachsen, und das Gefühl größerer Sicherheit giebt größere Kraft und Ausdauer.

„Indessen beruht die nicht hoch genug anzuschlagende sittliche Einwirkung des Genossenschaftslebens keineswegs blos auf dieser Ermöglichung der eigenen Kapitalbildung und des Kredits für die Genossen. Das Gefühl, einer Verbindung, welche Geltung und Bedeutung im Verkehr hat, anzugehören, wirkt ebenso wohlthätig in dieser Beziehung auf die Mitglieder ein. Wie kläglich ist oft die Rolle, welche der kleine Handwerker, der unbemittelte Arbeiter im Verkehr spielen, wenn sie z. B. bei Bezug ihrer Rohstoffe oder Lebensbedürfnisse, bei Aufnahme der benöthigten Gelder, die Zwischenhändler und Geldnegocianten mit den kleinsten Partien und Summen und auf langen Borg in Anspruch nehmen müssen!

„Theuere Preise und schlechte Waare, hohe Zinsen und wucherische Bedingungen sind hier die Regel, da jene Geschäftsmänner auf Verluste gefaßt sein müssen, die bei dem Gewinn mit in

*) Arbeiterkatechismus S. 131 ff.

Anschlag kommen. Und der Betheiligte darf sich kaum beklagen, muß sich diesen Nachtheilen und Demüthigungen aller Art fügen, um nur wiederkommen zu dürfen. Wie anders in der Genossenschaft! Hier ist er Mitinhaber des Geschäfts, welchem er seinen Bedarf entnimmt, steht auf eigenen Füßen und braucht sich bei Niemandem zu bedanken. Rechte und Pflichten sind Allen gleich zugemessen, die Bedingungen mäßig, wie sie sonst nur im Großverkehr vorkommen, und obenein fließt der Geschäftsgewinn in die eigene Tasche. Das giebt Selbstgefühl. Man ist etwas durch eigene Kraft, man tritt den Andern ebenbürtig entgegen. Und daraus erwächst allmählig Selbstachtung. Man hält auf sich, man darf dem Verein keine Schande machen, die Ausschließung wäre geradezu Entehrung. Natürlich wirkt dies auf die ganze Lebenshaltung der Leute zurück, auf ihr Wirthschaften und Haushalten, wie auf ihre gewerbliche Tüchtigkeit und Solidität. Und nach alledem glaube ich nicht zu viel zu behaupten, wenn ich es ausspreche: daß es kaum ein wirksameres Mittel zur sittlichen Hebung des Arbeiterstandes giebt, als unsere Genossenschaften."

An die sittliche Segenswirkung, die das Genossenschaftsleben in seinen Kreisen ausübt, schließt sich der geistige Gewinn, den der kleine Gewerbsmann und Arbeiter aus demselben zieht. Hören wir auch darüber das Gutachten des Vaters der deutschen Genossenschaften. Er sagt:*) „Weiter haben wir die ebenso mächtige Steigerung der geschäftlichen Erfahrung und Einsicht, welche den Mitgliedern durch die Vereinsgeschäfte erwächst, in Anschlag zu bringen. Der kleine Handwerker, in seinem engbegrenzten, lokalen Verkehr mit dem kleinlichen Geschäftszuschnitt, der Lohnarbeiter in fremden Etablissements — wie selten kommt es bei ihnen zum rechten Verständniß der weitern Beziehungen, der innern und äußern Bedingungen ihrer Thätigkeit, von welchem doch zum guten Theil der Erfolg abhängt! In mechanischen Verrichtungen, im drängenden Bedürfniß des Augenblicks geht ihre ganze Kraft und Sorge auf und läßt sie an Vervollkommnung ihres Betriebes, an weitern Aufschwung nicht denken. Erst in den Vereinen eröffnen sich ihnen weitere geschäftliche Aussichten. Der Bezug und Absatz im Großen nöthigt sie über blos lokale Beziehungen hinwegzusehen, sich um kaufmännische Kenntnisse und Erfahrungen zu bemühen. Außer der mechanischen Arbeitsthätigkeit, welche ihnen nach wie vor im Vereinsgeschäft, oder in ihrem eigenen oder dem eines Dritten ihren gewöhnlichen Verdienst giebt, müssen sie sich an der Geschäftsleitung und Verwaltung (der geistigen Arbeitsaufgabe, wie wir schon sagten) betheiligen,

*) Katechismus S. 132.

die Verhältnisse des Marktes im Großen in das Auge fassen und sich Verrichtungen unterziehen, welche einen Grad von Intelligenz erfordern, dessen sie bis dahin nicht bedurften.

Kann auch erst eine längere Uebung und Erfahrung manche Mängel hierbei beseitigen, und werden Schäden und Nachtheile hie und da unvermeidlich vorkommen, so kann diese Schule den Leuten doch nicht erspart werden, und die gemachten Versuche beweisen, wie bald und wie gut sich unsere Handwerker und Arbeiter in der neuen Geschäftsform zurecht finden."

Welchen, für unser sonst nicht eben geschwindes Vaterland, reißend schnellen und wahrhaft großartigen Erfolg die mit feinstem Verständniß für die volkswirthschaftlichen Bedürfnisse und Bedingungen des deutschen Arbeiterstandes unternommene reformatorische Thätigkeit Schulze-Delitzsch's hatte, wollen wir abermals in seinem Arbeiterkatechismus nachlesen: *)

„An Genossenschaften der von mir bezeichneten Art," berichtet ihr Gründer (im Mai 1863), „bestehen in Deutschland bereits gegen 2000, wovon jedoch mindestens die Hälfte sich auf Bildungszwecke beschränkt, in Form von Handwerker-, Arbeiter-, Gewerbe-Vereinen u. dgl. Nahezu 1000 haben sich zu einem eigentlichen Geschäftsbetriebe vereinigt. Davon kommen etwa 500—550 auf die Vorschuß- und Credit-Vereine (Volksbanken), ca. 200 auf Rohstoff-Vereine; ca. 50 auf Vereine zu gemeinsamer Magazinirung und Production; ca. 100 auf Konsum- und 100 auf Krankenpflege-Vereine. Ungefähr 700 von diesen Vereinen sind mir bereits namentlich bekannt, darunter 483 Vorschuß- und 150 Rohstoff-, Magazin- und Productions-Genossenschaften. Um einen Begriff von Umsatz und Verkehr derselben zu geben, entnehme ich den von mir regelmäßig herausgegebenen Jahresberichten folgende Zahlen. Von den ca. 360 Vorschußvereinen, welche im Jahre 1861 bereits thätig waren, hatten 188 ihren speciellen Jahresabschluß eingesendet. Obschon darunter 46 sich befanden, deren Abschluß ihr erstes Geschäftsjahr betraf, wo der Verkehr natürlich noch ganz unentwickelt ist und sich in sehr kleinen Verhältnissen bewegt, so ergab sich doch an gewährten baaren Vorschüssen, einschließlich der Prolongationen, meist auf die Frist von 3, manchmal auch bis zu 6 Monaten, eine Gesammtsumme von 16,876,009 Thlr. Dieser Umsatz wurde mit einem Betriebsfond bewirkt, welcher bei sämmtlichen Vereinen zusammen 5,555,691 Thlr. betrug, wovon 4,637,477 Thlr. anlehnsweise von Dritten aufgenommen waren, 906,613 Thaler aber den Vereinen und deren Mitgliedern selbst gehörten, nämlich 799,375 Thaler als Geschäftsantheile und

*) S. 133 ff.

Mitgliedervermögen, 107,238 Thlr. als Vereins- oder Gesammtvermögen, welches vorzugsweise als Reserve zur Deckung etwaiger Verluste dient. Hiernach betrug das eigene Vermögen ca. 17 Procent des Gesammtfonds, und ca. 20 Procent der fremden Gelder. In Berücksichtigung der eigenthümlichen Aufgabe unserer Vereine, vermöge deren sie der Mehrheit ihrer Mitglieder die Bildung von Kapitalien erst ermöglichen sollen, deren Vorhandensein von Haus aus also nicht voraussetzen können, in Berücksichtigung ferner, daß von den aufgeführten 188 Vereinen mehr als 100 nicht über das dritte Jahr ihres Bestehens hinausreichen, die Kapitalbildung also noch in den ersten Anfängen begriffen war, wird man dies Verhältniß als ein sehr günstiges gelten lassen müssen, und als einen Beweis, daß die Vereine die Bedingungen ihres Gedeihens auf solider Grundlage immer mehr einsehn und keine Mühe scheuen, allen desfallsigen Anforderungen zu genügen. Die Mitgliederzahl belief sich bei den 188 Vereinen auf 48,760, der Nettogeschäftsgewinn derselben pro 1861 zusammen auf 78,055 Thlr., und Verluste von irgend welchem Belang kamen so gut wie gar nicht vor, außer bei dem großen Dresdener Spar- und Vorschußverein, welcher trotz wiederholter Warnungen die natürlichen Grenzen, welche dem genossenschaftlichen Geschäftsbetrieb gezogen sind, überschritten und mit Vernachlässigung der gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln den Großbankverkehr in seinen Bereich gezogen hatte. — Rechnet man zu diesem Resultat noch die der ca. 140—150 Vorschußvereine, welche keine Abschlüsse eingesendet haben, obschon sie 1861 bereits in Thätigkeit waren, nach einem ungefähren Anschlage hinzu, so wird die Gesammtsumme des zinstragenden Umsatzes auf das bezeichnete Jahr nur bei dieser einen, allerdings am meisten entwickelten Klasse der Genossenschaften auf mindestens 20 Millionen Thaler, der eigne Fonds auf 1 Million bis 1,200,000, die fremden Anlehen auf 5½ Millionen Thaler geschätzt werden müssen. Diese Beträge sind nun aber wieder im Jahre 1862 bei weitem überschritten, indem der Verkehr in den alten Vereinen sich außerordentlich gesteigert hat und über 100 neue hinzugetreten sind. Bereits sind ca. 180 Rechnungsabschlüsse eingelaufen, eine Menge steht noch in Aussicht, und es läßt sich schon gegenwärtig übersehen, daß der zinstragende Umsatz dieser unserer Volksbanken 1862 die Summe von 30 Mill. Thalern überschritten und die eigenen Kapitalien der Vereine auf nahezu 1½ bis 2 Mill. Thlr. gestiegen sind, denen ca. 8 Mill. fremde Gelder im Geschäftsfonds gegenüberstanden.

Und die Grundsätze der deutschen Genossenschaft haben weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Anerkennung und Annahme gefunden. In einer im Februar 1865 vor dem preußischen Ab-

geordnetenhause gehaltenen Rede konnte der erste Anreger derselben die stolzen Worte sprechen:

„... Wir haben inzwischen unbeirrt unsern Weg verfolgt, aus den hunderten der Anhänger unsers Prinzips sind hunderttausende geworden, und was auch etwas sagen will, es ist uns schließlich selbst gelungen, die Anerkennung der Staatsregierung zu erringen, aber meine Herren, man erkennt uns freilich nur an, weil man es muß. Ich stehe hier nicht für meine eigene Person, ich vertrete ein Prinzip, das sich Bahn gebrochen hat bis nach Alexandria und Odessa. In ganz Oberitalien bestehen Organisationen nach unserem Prinzip, nach Deutschland wenden sie sich, um sich Raths zu erholen, und wenn unser großes Vaterland eine politische Stellung in Europa noch nicht wiedergewonnen hat, wenn uns als Nation unsere Expansivkraft unter den Völkern Europa's verloren gegangen ist, nun, meine Herren, so ist es doch immerhin etwas, daß der deutsche Geist nach einer Richtung hin, daß er in der socialen Frage praktisch geworden ist und weit über Deutschlands Grenzen hinaus Anregung giebt und thätig ist. Das ist eine Thatsache, an der sich das Nationalgefühl aufrichten kann."

Wie kläglich erscheint gegen solche riesenhafte Erfolge der auf dem Naturgesetze der Selbsthülfe basirten Genossenschaft das Ergebniß, welches die Wirksamkeit der auf dem Boden fremder Hülfe stehenden Handwerker-Verbindungen bisher geliefert hat. Wir sagten schon oben, daß das Unterstützungverfahren, abgesehen von seiner Unzulänglichkeit und Unwürdigkeit, in größerem Maßstabe überall gar nicht durchführbar sei. „Die Chimäre der Production mit Staatshülfe läßt sich mit zwei Worten characterisiren," sagt Schulze-Delitzsch in der angeführten Rede. „Ein einfaches Rechenexempel genügt, die Unhaltbarkeit jener Projecte nachzuweisen. Es ist wohl möglich, daß eine kleine Minderheit im Staate auf Kosten der Mehrheit Vorrechte genießt, es können z. B. wohl 1 Procent auf Kosten von 95 Procent leben, aber wie eine große Mehrheit von der Minderheit soll unterstützt werden können, das ist ein Exempel, zu dessen Lösung mehr gehört als die Kunst des größten Finanzkünstlers. Nur die Minderheit kann die Taschen der übrigen Staatsangehörigen in Anspruch nehmen — es kann dies wohl eine kleine, aber mächtige Partei, in deren Händen das Staatsruder liegt, aber umgekehrt, meine Herren, ist es ein Unding. Auf 95 Procent der Bevölkerung schlagen die Freunde der Staatsunterstützung die Zahl der Unterstützungs-Bedürftigen an, und sie verlangt für diese 95 Procent Bürgschaften, weil sie sich selbst nicht helfen können. Wenn das wahr ist, wenn diese Bevölkerung sich selbst nicht vor dem Verkommen schützen kann, wie soll ihr da noch der

Staat helfen, dessen größten Theil sie bildet? Zudem würde ja, wenn auch diesen Leuten der Staat helfen sollte, die Staatsmaschine eine noch viel kostspieligere Unterhaltung erfordern, einmal wegen der nothwendigen Vermehrung des Beamtenstandes, und weil zweitens diese Kräfte der Production entzogen würden. Also dies System ist eitel Chimäre, es steht ihm das „Einmaleins" im Wege."

Die Geschichte der unterstützten Genossenschaften liefert die unwidersprechlichen Belege für die Richtigkeit der vorstehenden Behauptungen. In Frankreich, wo im Jahre 1848 56 Associationen (Genossenschaften) mit 2,590,000 Franken unterstützt wurden, existiren von diesen kaum noch 10, während die meisten und lebensfähigsten von den 20 — 30 Produktivassociationen in Paris die Staatshülfe nicht genossen haben. In Berlin wurden im Drange der Jahre 1848 und 1849 durch milde Beiträge und zinsfreie Darlehen wohl über 100 Bezirks-Darlehnskassen in's Leben gerufen, welche den bedürftigten Arbeitern und Handwerkern meist ohne, mitunter gegen einen kleinen Zins Vorschüsse gewährten. Im Jahre 1857 waren, nach einer dem Berliner Polizei-Präsidium eingereichten Aufmachung, von diesen sämmtlichen Anstalten, bei einem Gesammtvermögen von 85,018 Thlr. nur 68,761 Thlr. an Vorschüssen ausbezahlt worden, obgleich das bezügliche Bedürfniß der kleinen Berliner Gewerbtreibenden nach einer sehr mäßigen Schätzung, mindestens das Zehnfache jener Summe betragen dürfte.

Während die Schulze-Delitzscher Genossenschaften mit ihrer großartigen erziehlichen Wirkung und durchgehends erfolgreichen Wirksamkeit fast überall, wo sie sich innerhalb der, dem genossenschaftlichen Geschäftsbetriebe gezogenen, natürlichen Grenzen hielten, so gut wie keine Verluste ließen, ergiebt z. B. der 1857 veröffentlichte Rechnungsabschluß eines der unterstützten Berliner Vereine, allein für dieses Rechnungsjahr, eine Einbuße von 119 Thalern 17½ Ngr., und seit seinem Bestehen hatte diese Anstalt auf 33,545 Thlr. geleistete Vorschüsse 1259 Thlr., also etwas über 3 Procent, durch Zahlungsunfähigkeit der Schuldner verloren. Gegenüber den schwachen Leistungen jener hundert Berliner Darlehnskassen merken wir vergleichungsweise an, daß z. B. der einzige Vorschußverein in Angermünde (5700 Einwohner) in seinem ersten Geschäftsjahre 1862, bei 187 Mitgliedern, 63,136 Thaler Vorschüsse gewährt hatte; ebenso hatte der Vorschußverein in Meißen (8000 Einwohner) gleichfalls im ersten Jahre seines Bestehens, bei 367 Mitgliedern, 156,545 Thlr. an Vorschüssen hergegeben, worauf 755 Thlr. netto verdient worden waren.

Nach so überwältigenden Zeugnissen für die hohe praktische

Zweckmäßigkeit der selbsthelfenden Genossenschaften unterschreiben wir mit Ueberzeugung die Worte, welche ihr Gründer in Deutschland vor Berliner Arbeitern gesprochen: *)

„Die deutschen Arbeiter wissen es Niemandem Dank, der ihnen eine Garantie ihrer Existenz von außen her entgegenbringt, weil er in der Aufhebung der Selbstverantwortlichkeit und Selbsthülfe die Grundlage ihrer sittlichen Würde, ihrer bürgerlichen Gleichberechtigung, wie ihrer wirthschaftlichen Selbstständigkeit antastet, Dinge, ohne welche von einer wirklichen Hebung der arbeitenden Klassen doch wirklich nicht im Ernste die Rede sein kann.“

Die vielen Verehrer und Anhänger von Schulze-Delitzsch haben im Jahre 1863 ein Kapital zusammengebracht, einmal um dem Manne, der sich ein unsterbliches Verdienst um die Hebung des deutschen Gewerb- und Arbeiterstandes erworben hat, den werkthätigen Dank der Nation darzubringen und andrerseits um ihm, der mit persönlicher Selbstaufopferung „für Alle gearbeitet hat,“ eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten, damit er auch fernerhin im Stande sei, sich seiner Lebensaufgabe mit vollster Kraft und Hingebung zu widmen. Deutsche aus allen Berufsklassen und Lebensaltern haben freudig ihr Scherflein zu dem „Nationalgeschenk“ beigesteuert. Schulze indessen hat in edler Bescheidenheit und hochherziger Selbstverleugnung, obgleich seine Vermögensumstände keineswegs diesen unvergleichlich großartigen Akt der Entsagung rechtfertigen, das ihm überreichte Kapital, das sich auf ca. 50,000 Thlr. belief, als Eigenthum zurückgewiesen, und nur etwa ein Drittel des Betrages, der von den Genossenschaften aufgebracht worden war, laut direktem Wunsch derselben, zum Ankauf und Ausbau eines Grundstücks angenommen. Den Rest des Geldes hat er als Grundfonds zur Gründung einer Genossenschafts-Bank hergegeben, welcher durch Zeichnung von Actien auf die Höhe von einer Viertel-Million Thaler gebracht werden soll.

Schulze-Delitzsch ist geschäftsführender Anwalt deutscher Genossenschaften. Als solcher erhält er eine Tantième von 2 Procent vom Reingewinn derjenigen Vereinsgeschäfte, welche der Anwaltschaft beitreten, wogegen er sich verpflichtet hat, die Bureaukosten zu tragen und keine Stellung im öffentlichen und Privatdienste anzunehmen, „um seine Zeit und Kraft möglichst ungetheilt den Genossenschaften und allen verwandten Bestrebungen auf socialem Gebiete zu widmen“. *) Bis Ende 1862

*) Katechismus S. 142.

*) Katechismus S. 137.

waren 250 Vorschuß- und Credit- und 32 Rohstoff- und Konsum-Vereine der Anwaltschaft beigetreten, welche die Anbahnung gegenseitiger Verkehrsbeziehungen der Vereine untereinander, das Eröffnen von Geld- und Creditquellen, die Wahrnehmung der Vereinsinteressen in der Presse *) und sonst, vermittelt und sich als nothwendig und ungemein förderlich für die Vereine im Einzelnen, wie für die weitere Ausbildung des Genossenschaftswesens im Allgemeinen bewährt hat. Es wäre daher höchst wünschenswerth, daß sich mit der Zeit sämmtliche, dem Grundsatze der Selbsthülfe huldigende Genossenschaften um ihren natürlichen Mittelpunkt, um die Anwaltschaft deutscher Genossenschaften, einheitlich zusammenscharten!

Während die genossenschaftliche Bewegung in unserm Vaterland einen so überraschend günstigen Verlauf nahm, hatten auch die arbeitenden Klassen Englands auf diesem Felde eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet. Dort hatte schon zu Anfang dieses Jahrhunderts ein edler Mann, Robert Owen, armer Eltern Sohn, den Anstoß zu Arbeiterverbindungen gegeben, namentlich durch Gründung einer socialen Musteranstalt in dem schottischen Fabrik-Dorfe Newlanark, welche darauf berechnet war, durch gutes Beispiel, gegenseitige Aufmunterung, Erziehung und Betheiligung der Arbeiter am Gewinn, die Lage derselben sittlich und wirthschaftlich zu verbessern. Seine dem Parlamente zur Begutachtung vorgelegten Vorschläge, unter denen besonders dieser Erwähnung verdient: „Die großen Fabrikmittelpunkte aufzulösen und Industriedörfer zu errichten, in denen jeder Arbeiter in den Stand gesetzt werden sollte, sich durch Anbau eines Stück Landes die dringendsten Bedürfnisse zu sichern,“ wurden verworfen. Indessen blieb sein gutes Beispiel nicht ohne segensreiche Folge. In den vierziger Jahren entstanden in den nördlichen Grenzdistrikten von Lancashire und Yorkshire viele kleine Genossenschaften durch in Folge der schlimmen Zeiten und Arbeitseinstellungen heruntergekommene Arbeiter, welche durch Zusammenlegung ihrer Mittel einige wirthschaftliche Vortheile zu erlangen hofften. Die Vermehrung dieser Arbeiterverbindungen machte so schnelle Fortschritte, daß man 1861 allein in England bereits 400 derselben zählte, mit einer Mitgliederzahl von 50 bis 60,000 Köpfen, einem Kapital von ca. 2 Millionen, und einem jährlichen Umsatz von ca. 6 Millionen Pfund Sterling (bezüglich 13,333,333 1/3 und 40,000,000 Thlrn.). Unter diesen Genossenschaften nimmt ohne Frage der unter dem Namen der „Pioniere von Rochdale“

**) Das Genossenschaftswesen besitzt in der von der Anwaltschaft herausgegebenen Monatsschrift „Die Innung der Zukunft“ ein eignes Organ in der Tagespresse.

berühmt gewordene Konsumverein die merkwürdigste und hervorragendste Stellung ein, weshalb wir dessen Entwickelungsgeschichte zu Nutz und Frommen der deutschen Arbeiterwelt, hier erzählen wollen.*)

Die meisten der theilweise schon in sehr früher Zeit — vor 60 bis 80 Jahren — gegründeten Konsumvereine Englands waren daran zu Grunde gegangen, daß man ungeeigneter Weise in den Vereinsmagazinen Credit gewährt hatte. Da verbanden sich im Jahre 1844, zu Rochdale in der Grafschaft Lancashire, mehrere arme Flanellweber und machten unter sich aus, allwöchentlich einen Theil ihrer Ersparnisse zusammenzulegen, bis man mittelst des also gewonnenen, gemeinschaftlichen Vermögens einen Laden miethen, eine Partie Lebensmittel en gros einkaufen und den Verkauf beginnen könne. Um dem Creditwesen mit seinen wirthschaftlichen Nachtheilen für den Kleinhändler ein für allemal den Boden zu entziehen, wurde als unumstößlicher Geschäftsgrundsatz vereinbart, keinem Mitgliede für die im Vereinsmagazine gekauften Waaren Credit zu gewähren und alle Einkäufe gleich baar zu bezahlen. Hier tritt uns von neuem die langsam aber sicher siegende Macht der Selbsthülfe entgegen, welche durch beharrlichen Fleiß dem kleinen Anfang ein großes Endergebniß abzugewinnen weiß. Aus 28 wackern Männern bestand ursprünglich der Verein und ihre Zahl erhöhte sich allmählich auf 40. Die Genossen zahlten anfänglich nur je 2 Pence (1⅔ Groschen), später 3 Pence (2½ Groschen) wöchentlich in die Vereinskasse, und brachten ihr gemeinschaftliches Kapital durch muthig fortgesetztes Sparen endlich auf die Summe von 28 Pfd. Sterling (187 Thlr.). Mit diesem kleinen Fonds ward der Grund zu dem im Laufe der Zeit zu riesiger Größe herangewachsenen Vereinsgeschäft gelegt. Man miethete zunächst in einer abgelegenen Straße einen bescheidenen Laden für 10 Pfd. St. (67 Thlr.) jährlich, und nachdem der Kassirer und Geschäftsführer gewählt worden waren, ward mit dem Ankauf von Lebensmitteln vorgegangen. Die Summe Geldes, über welche nach Abzug der Einrichtungskosten zu diesem Zwecke verfügt werden konnte, reichte nicht über die Kleinigkeit von 14 Pfd. St. (93 Thlr.) hinaus, weshalb ein benachbarter Kleinhändler, halb mitleidig, halb spöttisch, äußerte: „Er fahre den ganzen Vorrath des Magazins auf einem Schubkarren fort!"

Der junge Verein hatte schon gleich zu Anbeginn seiner Entwickelung eine schwere Prüfungszeit zu bestehen. Mancherlei fehlerhafte Einkäufe wurden gemacht, die Frauen der Mitglieder, wollen sich, des für Manche etwas längeren Weges wegen, gar

---

*) Man vergleiche den Artikel: „Die heutigen Konsumvereine in England" in „Unsere Tage," Jahrgang 1864, den wir unserem Bericht zu Grunde legten.

nicht daran gewöhnen, ihren Bedarf an Lebensmitteln aus dem Vereinsladen zu holen und obenein fielen einzelne Mitglieder ganz ab. Ein Vorschlag, diejenigen Mitglieder, die keine regelmäßigen Kunden seien, auszustoßen, wurde nach dem Grundsatze: „daß die Freiheit des Handelns der Vermögensgenossen nicht angetastet werden dürfe," zurückgewiesen. Hinsichtlich der Gewinn-Vertheilung war man dahin übereingekommen, dieselbe nicht nach dem Maßstab der eingezahlten Beiträge, sondern nach Verhältniß der im Vereinsladen gemachten Einkäufe, zu regeln. Dieser Grundsatz war in dreierlei Betracht sehr wichtig, da einmal die Mitglieder als gleichzeitige Kunden und Verkäufer enger an das Vereinsinteresse gefesselt wurden, da zweitens das Vereinsmagazin dadurch von vorne herein in seinen Theilhabern einen festen Kundenkreis erhielt, und da endlich die für Lebensbedürfnisse aufgewendeten, nicht unbeträchtlichen Ausgaben der Geschäftsgenossen, statt Nichtmitgliedern zu Gute zu kommen, befruchtend und kräftigend in den Schooß des Vereins selbst zurückflossen. Der neu eintretende Genossenschafter nimmt statutenmäßig gewöhnlich 5 Aktien von je 1 Pfd. St. (6⅔ Thlr.) Beim Jahresabschluß wird nun nach Maßgabe der die Controlle bewirkenden, jedesmal gegen Einkäufe abgegebenen Rechenpfennige seine Dividende berechnet, welche er in der Regel so lange in der Geschäftskasse stehen läßt, bis seine Schuld für obige 5 Aktien voll ausgeglichen ist. Die Statuten bestimmen die höchste Zahl der Aktien, welche das einzelne Mitglied besitzen darf. Früher galt in dieser Beziehung 100 Pfd. St. als der höchste Satz, doch ist dieser neuerdings bis auf 200 Pfd. St. (1333 Thlr) erweitert. Was über dem, gleichfalls festgesetzten, niedrigsten Einsatz an Guthaben vorhanden ist, darf zurückgezogen werden, und in besonders dringenden Fällen ist es sogar erlaubt, einen Theil des Minimums zurückziehen. Während der unbemittelte Arbeiter also im Vereinsladen nicht theurer als anderswo kauft, erfährt er am Ende eines jeden Vierteljahrs zu seinem angenehmen Erstaunen — denn Alles macht sich gewissermaßen wie von selbst — daß man inzwischen so und so viel an Gewinn für ihn eingenommen habe. Läßt das Mitglied sein Guthaben, zu vortheilhaftester Anlage, im Geschäfte und geht dieses besonders gut, so kommt es wohl vor, daß die einzelnen Gewinnantheile bis auf 100 Pfund Sterling und darüber anwachsen. Wie herzlich sauer diese Enthaltsamkeit auch anfänglich vielen Mitgliedern wurde, so ward doch bald das Auffsparen der Dividenden zur Ehrensache, und das gute Beispiel machte selbst den Schwächsten stark. Statt wie früher durch Creditnehmen immer tiefer und hoffnungsloser in Schulden zu gerathen, konnten die Leute, als Mitglieder der Genossenschaft, theilweise schon in den ersten Jahren nach ihrem Eintritt die alten Schulden tilgen.

Wie arm übrigens der Verein in der ersten Zeit seines Bestehens war, zeigte sich so recht, als man im zweiten Geschäftsjahre zu den vorhandenen Gegenständen auch Thee und Taback fügen wollte. Nur mit äußerster Anstrengung konnte die dadurch nöthig werdende Erhöhung des wöchentlichen Beitrages von 2 auf 3 Pence durchgesetzt werden. An sich geringfügige Summen wurden hochgehalten wie ganze Vermögen. So erbot sich ein Mitglied ½ Krone (⅙ Thlr.), ein anderes 5 Schillinge (1⅔ Thlr.), ein drittes gar 1 Pfd. Sterlg. (6⅔ Thlr.) einzuschießen, um den Verkauf der beiden Artikel sicherer zu ermöglichen. Zu Ende des Jahres 1845 belief sich die Mitgliederzahl bereits auf 80, welche ein Capital von 181 Pfund Sterling (1200 Thlr.) besaßen. Verkauft wurde wöchentlich schon für 30 Pfd. St. (200 Thlr), und die Zinsen für die Einlagen hatten sich von 2½ Procent auf 4 Procent gehoben. Der Laden ward anfangs nur Sonnabends und Montags Abends geöffnet, seit dem März 1846 jedoch an 4 Nachmittagen und Abenden in der Woche. In dem gleichen Jahre konnte man den Fleischverkauf beginnen und betrug das Capital zu Ende desselben 252 Pfd. St. (1680 Thlr.), der Wochenverkauf 34 Pfd. St. (227 Thlr.). Im Jahre 1850 war die Mitgliederzahl auf 600, das Capital auf 2299 Pfd. St. (15,327 Thlr.) der wöchentliche Absatz auf 358 Pfd. St. (2387 Thlr.) gestiegen. Schon 1849 war ein Lese- und Unterhaltungszimmer aufgethan worden. Es ward beschlossen $1/40$ des Gewinnes für Anschaffung belehrender Schriften aufzuwenden, und heute sorgt eine 4000 Bände starke Bibliothek nebst einer guten Auswahl geographischer Karten und zahlreichen, in geräumigen Lesezimmern ausliegenden, Zeitungen und Zeitschriften für das geistige Bedürfniß der Mitglieder. Im Laufe der Zeit wurden immer mehr Verkaufsläden eröffnet, so daß deren gegenwärtig 16 vorhanden sind, worunter einige ausschließlich je einen Artikel führen, wie z. B. Kleider, Leder, Holzschuhe u. s. w.

Im Jahre 1850 bestand der Verein seine Feuerprobe. Eine Getreidemühle nämlich, die in diesem Jahre angelegt worden war, um Vereinsgetreide zum Vertrieb im Kleinhandel zu mahlen, machte anfangs, wegen fehlerhafter Einrichtung und Leitung, schlechte Geschäfte. Dieser Umstand rief die schlimmsten Befürchtungen unter den Mitgliedern hervor, zumal da erst kürzlich die Rochdaler Sparcasse bankerott geworden war, welche der Genossenschaft viele neue Theilhaber zugeführt hatte. Von Furcht getrieben, kündigten Viele plötzlich ihre Gelder. In dieser großen Bedrängniß bewährte sich das Prinzip der Baarzahlung in ausgezeichneter Weise, ja man kann wohl sagen, als der einzige Rettungsanker der Gesellschaft. Es kam vor, daß mehrere Männer und Frauen, welche die Kasse bestürmten und zu ihrer größten Verwunderung auf

der Stelle befriedigt wurden, die Rücknahme des Geldes verweigerten. Und da man überdies hörte, daß die Kasse noch eine Summe von 2000 Pfd. St. (13,333⅓ Thlr.) bei Bankiers liegen habe, stieg der gute Ruf der Genossenschaft höher als je. Von Stunde an machte die Entwickelung des Vereins rasche und mächtige Fortschritte. Ein geschickter Arbeiter übernahm die Leitung der Getreidemühle, und es währte nicht lange, so konnte sie schon 1700 Säcke Mehl, Grütze u. s. w. in der Woche an die verschiedenen Vereinsläden abliefern. Zu der Getreidemühle trat 1856 ein Baumwollenetablissement, welches anfänglich in gemietheten Räumlichkeiten betrieben, nach 4 Jahren aber in eine eigens dazu erbaute Vereinsfabrik, die mit den kostbarsten Maschinen ausgerüstet war und 40,000 Pfd. St. (266,666⅔ Thlr.) zu bauen gekostet hatte, verlegt wurde. Binnen Jahresfrist war die Summe bereits abbezahlt und schon der Grundstein zu einer zweiten Fabrik gelegt, zu welcher die Uneigennützigkeit edler Männer der Kunst unentgeltlich die Pläne geliefert hatte, während ein Pionier, ein Steinhauer, das Gebäude ausführte.

Der Konsumverein mit Spinnerei und Weberei umfaßte, nach einer Mittheilung aus dem Jahre 1862, 1600 Aktionäre und 500 Arbeiter, die nach Stücklohn arbeiteten und wie die Aktionäre, an dem Gewinne Theil nahmen. Seitdem ist ihnen dieses Recht leider durch einen Mehrheitsbeschluß genommen worden. Das Jahr 1862, wo die Baumwollenkrisis ihren Höhepunkt erreicht hatte, legte dem Verein abermals nicht gewöhnliche Prüfungen auf. Es traten 399 Mitglieder aus und die zurückgeforderten Beträge überschritten die Einzahlungen um 15,766 Pfd. Sterlg. (105,106⅔ Thlr.) Trotzdem steuerte die Magazingenossenschaft, zur Zeit der höchsten Baumwollennoth, wöchentlich 10 Pfd. St. (67 Thlr.) für Unterstützungen an die nothleidenden Arbeiter bei. Schon im Laufe des Jahres 1863 war der Stand der Dinge wieder blühend wie vordem. Der Rechenschaftsbericht der ersten Hälfte des Jahres zeigt 4000 Mitglieder auf, mit einem Kapital von 43,000 Pfd. St. (386,666⅔ Thlr.) und 37,525 Pfd. St. (250,166⅔ Thlr.) an Verkäufen pr. Vierteljahr, so daß also im ganzen Jahre etwa für 150,000 Pfd. St. (1 Mill. Thlr.) verkauft wird. Die Käufer erhielten die bedeutende Dividende von 2 Schilling 5 Pence (24 Groschen) pr. Pfd. Sterlg. oder 12 Procent. Dabei beliefen sich die Geschäftsunkosten auf nur 2 Procent der Einnahme. So unglaublich dieses Ergebniß dem Kleinhändler, bei dem riesigen Umfang der Geschäfte, erscheinen muß, so natürlich erklärt sich dasselbe doch aus der Einfachheit und Vortrefflichkeit der Geschäftsführung. Ein Ausschuß von Direktoren steht leitend an der Spitze der Genossenschaft, versammelt sich jede Woche einmal und beruft allmonatlich eine

Generalversammlung, in der die Vereinsgenossen gleiches Stimmrecht haben. Hier werden alle Vereinsfragen auf dem Wege der Diskussion verhandelt, alle Beschwerden und Klagen untersucht und durch Schiedsspruch und Abstimmung erledigt, weshalb Rechtsstreitigkeiten bisher noch niemals das gute Einvernehmen der Pioniere unter einander gestört haben. Wie sich das von selbst versteht, ist das großartige Beispiel, welches der Rochdaler Konsumverein gegeben hat, nicht ohne großen sittlichen Einfluß auf die Haltung der ärmeren außergenossenschaftlichen Kreise der Stadt und Umgegend geblieben. Auf Kosten der Gesellschaft ist ein schöner Trinkbrunnen in der Stadt errichtet worden und eine aus der Muttergenossenschaft hervorgegangene Baugesellschaft hatte bis zum Beginn der Baumwollenkrisis 33 bequeme Arbeiterwohnungen außerhalb der Stadt aufgeführt.

Die außerordentlichen Erfolge der Pioniere von Rochdale munterten in ganz England zur Bildung verwandter Vereine auf, welche mehrentheils die bewährten Grundsätze ihres glänzenden Vorbildes annahmen. Um so mehr muß man sich billig darüber wundern, daß ein in Deutschland längst vor dem Entstehen des Rochdaler Konsumvereins, gegebenes Beispiel der socialen Selbsthülfe ziemlich spurlos an unserm Handwerker- und Arbeiterstande vorübergegangen ist. Denn hier ward zum ersten Male gezeigt, wie man es anzufangen habe, der in Formen erstarrten Zunft des Mittelalters eine zeitgemäße Neugestaltung zu geben.

Es war im Jahre 1866, als unter den Tuchmachern von Sagan in Schlesien eine bedeutungsvolle Bewegung entstand, die, wenn richtig begriffen und allgemein nachgeahmt, der Ausgangspunkt eines heilsamen Umschwungs der deutschen Handwerkerzustände hätte werden müssen. In Sagan war die seit dem 13. Jahrhundert dort betriebene Tuchmacherei allmählig die wichtigste Nahrungsquelle der Einwohner geworden. Um so schwerer empfand man dort die Gefahr, welche diesem Gewerbe, nach dem Aufkommen der Dampfweberei, aus der Konkurrenz mit dem Großbetriebe zu erwachsen drohte, und sann auf Mittel, der Gefahr wirksam zu begegnen. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte man Wollmühlen zum Pflücken der Wolle, sowie Spinn- und Kratzmaschinen angeschafft, so daß 1815 in Sagan neben 182 Tuchmacherstühlen 68 Wollmaschinen im Betriebe waren. Im Jahre 1816 gingen die einsichtigen Tuchmacher einen guten Schritt weiter. Der Gedanke, sich durch Vereinigung zu stärken, welcher ja ursprünglich auch der Zunftverfassung zu Grunde liegt, aber schon längst dem deutschen Handwerker abhanden gekommen war, feierte unter den braven Tuchmachern von Sagan seine Auferstehung im Geiste der Neuzeit. Es war nämlich um diese Zeit das Bedürfniß, eine eigene Walke zu besitzen, zu einer

nicht länger abzuweisenden Forderung gediehen. Aus dem Vermögen der Innung ließ sich diese nicht anschaffen; denn, wie leider überall in den Kreisen der Zunft, hatte man auch hier in Zeiten, wo das Gewerk in der Blüthe stand, an Alles eher als an's Sparen gedacht und die schönen Einkünfte, statt sie hübsch auf die hohe Kante zu legen, leichtsinnig verjubelt. Die Thorheiten der Väter rächen sich oft erst an den Kindern und Enkeln. Die strebsamen Tuchmacher von Sagan fanden in ihrer Zunftkasse nur noch 450 Thaler vor. Zwar beschlossen sie unverweilt, hinfort auf die üblichen Festgebereien beim Ein- und Ausschreiben zu verzichten und die künftigen Einnahmen sorgfältig zu sammeln und wirthschaftlich, d. h. zur Erhaltung und Förderung des Gewerbes, zu verwenden. „Wären alle Innungen zu dieser Einsicht gekommen, so stände es heute um Hunderttausende besser.“ *)

Hiermit war aber für das Bedürfniß der Gegenwart so gut wie nichts gewonnen. Diesem ohne Zögerung abzuhelfen — das war die Aufgabe, deren Lösung den tüchtigen Männern rein aus sich selbst heraus gelungen ist. Man beschritt den Weg der Selbsthülfe und trat zu gemeinsamem Handeln zusammen. Von den 113 Genossen der Innung vereinigten sich 100 in eine Genossenschaft. Ein Ausschuß von vier Mitgliedern ward beauftragt, „die Kapitalien für den Auf- und Ausbau der Tuchwalke aufzunehmen, die Schulddokumente hierüber auszustellen und nach bestem Wissen und Gewissen festzustellen, wie diese Gelder zu verzinsen und wieder zurückzuzahlen seien.“ Aus dem Grundsatz der Selbsthülfe entwickelte sich in nothwendiger Folge der Grundsatz der Selbstverantwortlichkeit. Alle 100 Meister leisteten mit ihrem Gesammtvermögen Sicherheit und zwar so, daß Einer für Alle, Alle für Einen hafteten. Da haben wir in bester Form die Schulze-Delitzsch'schen Grundsätze. Diese ganz selbstständig gefunden und in bester Weise angewendet zu haben, gereicht unsern Pionieren von Sagan zur höchsten Ehre. Die Walke kostete mit dem Grundstück 9756 Thaler, wovon 7696 Thaler zu hohem Zinsfuß angeliehen waren. Trotz dieses ungünstigen Verhältnisses machte sich die Sache ganz nach Wunsch. Es dauerte nicht gar lange, so war die Walke, theils in Folge guter Geschäfte, theils durch fleißige Zuschüsse aus der Innungskasse, zum freien Eigenthum der vereinigten Meister geworden. Man hätte nun denken sollen, daß dieser ermuthigende

*) Wir legen auch diesen Mittheilungen wieder einen trefflichen Aufsatz in „Unsere Tage", Jahrgang 1865, S. 545 ff., „Die Tuchmacher von Sagan, ein zu beherzigender Beitrag zur Geschichte der Selbsthülfe der Gewerbtreibenden," zu Grunde.

Erfolg die Tuchmacher von Sagan zur beharrlichen Fortsetzung des betretenen Weges ermuntert habe. Seltsamer Weise geschah dies jedoch während der nächsten 25 Jahre nicht. Dieser Stillstand der so vielversprechend eingeleiteten Bewegung nimmt um so mehr Wunder, wenn man bedenkt, daß das mit Tuchmacherstühlen betriebene Tuchmachergewerbe den großen Tuchfabriken gegenüber von Jahr zu Jahr mehr in's Gedränge gerieth. Schon sahen sich die Einzelnen gezwungen, die Spinnereien in andern Städten zu benutzen. Durch die Sperrung der russischen Grenze ging den Saganer Tuchmachern die reichste Absatzquelle verloren. Der gänzliche Untergang des Gewerbes stand Allen sichtbar vor der Thüre, und immer zögerten die Leute noch, sich noch einmal zur Selbsthülfe aufzuraffen. Da brachte ein unter solchen Verhältnissen glücklicher Unglücksfall aufrüttelnd neues Leben unter die Saumseligen. Im Jahre 1841 zerstörte eine Feuersbrunst die Walke, und angesichts der rauchenden Trümmer reichten 97 Meister einander die Hände zu einem neuen Bunde und beschlossen, nicht nur einseitig die Walke wieder aufzubauen, sondern an ihrer Statt eine vollständige Fabrik mit Spinnerei, Appretur und Walke zu errichten. Diesem Beschluß folgte die That auf dem Fuße nach, also daß schon im nächsten Jahre der Richtkranz auf das Fabrikdach gesetzt werden konnte. Das Etablissement war ausgerüstet mit einer Walke zu 10 Löchern, einer Appretur mit 2 Rauchmaschinen, 3 Scheercylindern, einer Bürstmaschine mit 2 Pressen und mit einer Wollspinnerei. Von den Baukosten, welche 48,362 Thlr. betrugen, konnten nur 4769 Thlr. (9,86 Procent), die Versicherungssumme für die niedergebrannte Walke, aus eigenen Mitteln bestritten werden.

In den 10 Jahren von 1854—1863 wurden in der Fabrik 4,626,371 Pfund Garn gesponnen, 195,937 Stück Tuch gewalkt und 94,336 Stück appretirt. In demselben Zeitraum wurden für 121,520 Thlr. neue Maschinen angeschafft, im Jahre 1858 allein für 81,400 Thlr. Die Summe der gleichzeitig erzielten Dividenden belief sich auf 243,166 Thlr. oder durchschnittlich 8,85 Silbergroschen auf den Thaler Arbeitslohn, das sind 29,5 Procent. Das Fabrikvermögen stellte sich laut Rechnungsabschluß für das Jahr 1863, einschließlich des Dividendenfonds, auf 220,817 Thlr., nach einem ungünstiger gerechneten auf 152,493½ Thaler. An Materialien werden jährlich verbraucht: 3 Millionen Karden, 800 Centner Baumöl, 600 Centner Seife, 10,000 Tonnen Braunkohlen, 7500 Tonnen Steinkohlen, 150 Klafter Holz. Die bis zum Oktober 1863 mit Rüböl beleuchteten Räume sind seitdem mit einer Gasleitung versehen worden, welche im ersten Halbjahre 1864 872,000 Kubikfuß Gas in Anspruch nahm, wovon die 1000 Kubikfuß mit 2⅓ Thlr. bezahlt werden mußten.

Mithin belaufen sich die Kosten der Gasbeleuchtung jährlich auf 4068 Thlr., während die Beleuchtung mit Oel jährlich 3200 Thlr., d. i. 21,34 Procent weniger gekostet hatte.

Die Gesammtzahl der Innungsmitglieder betrug im Jahre 1864 134. In der Fabrik, wo nur Erwachsene zur Arbeit zugelassen werden, waren 300 Mitglieder beiderlei Geschlechts thätig. Die Männer verdienten täglich 15—20 Sgr., die Frauen bis 10 Sgr. In die Krankenkasse muß jeder Mann wöchentlich 1 Sgr., jede Frau ½ Sgr. steuern; ¼ legt der Arbeitergeber zu.

Außer jenen Arbeitern wurden an den 500 gangbaren Stühlen 316 Gesellen und 126 Lehrlinge beschäftigt. Wöchentlich werden mindestens 1000 Stück Tuch, also im ganzen Jahre ungefähr 50,000 Stück gefertigt. Jedes Stück kann im Durchschnitt auf 33⅓ Thlr. veranschlagt werden, so daß die Gesammtproduction einen Werth von 1⅔ Millionen Thaler erreicht.

Möge das Beispiel der wackeren Tuchmacher in ganz Deutschland Nachahmung finden; denn noch ist in dieser Beziehung Viel bei uns zu thun übrig, noch stehen wir erst am Anfang der genossenschaftlichen Bewegung, von deren Ausgang zum großen Theil die Zukunft unseres theuren Gesammtvaterlandes abhängt.

Vierter Abschnitt.

Fleiß und Ausdauer.

Wie die Gestirne,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich Jeder
Um die eigene Last.
Goethe.

Die meisten und größten Erfolge im Leben sind an die Anwendung einfacher Mittel, an die Bethätigung gewöhnlicher Eigenschaften geknüpft. Fleiß und Ausdauer sind zwei Eigenschaften, die nicht nur unter den Menschen, sondern auch in der Thierwelt allgemein verbreitet sind und hier theilweise die außerordentlichsten Wirkungen erzeugen. „Fleißig wie eine Biene sein" oder „emsig und ausdauernd wie eine Ameise schaffen," sind sprüchwörtliche Redensarten, die man alle Tage und aller Orten hören kann. „Im Fleiß," sagt Schiller, „kann dich die Biene meistern, in der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein;" und die Bibel ermuntert wiederholt den Trägen durch den Hinweis auf die geschäftige Emsigkeit der Ameise; „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne!" *)

Obgleich wir täglich erfahren und sehen, daß thätige und beharrlich vorwärts strebende Menschen in der Regel mit Glück und Erfolg arbeiten, während der Träge, der Lässige, statt vorwärts zu kommen, zurückkommt, ist doch das Glück nur zu häufig der Blindheit angeklagt worden. Der Mensch kann, wenn er redlich will, in den meisten Fällen der Schöpfer seines Glückes sein,

---

*) Sprüche Sal. 6, 6.

und das Glück ist wahrhaftig weniger blind und parteiisch, wie die meisten Menschen anzunehmen geneigt sind.

In wenigen Ausnahmefällen ereignet es sich wohl, daß das Glück dem Unwürdigen und Verdienstlosen, wie man zu sagen pflegt, „im Schlafe kommt," und ob es dann ein wirkliches Glück ist, möchten wir aufrichtig bezweifeln; aber gewöhnlich stellt es sich nicht so leichten Kaufes ein, sondern will erworben, erstrebt, erkämpft sein. „Zur Erwerbung eines Glückes gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblicke fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde." (Hebel's Schatzkästlein.) Das Glück pflegt ebenso mit dem Fleißigen im Bunde zu stehen wie Wind und Wellen mit dem erfahrenen Schiffer. Die richtige Anstrengung wird fast immer durch entsprechenden Erfolg belohnt, und wo dieser ausbleibt, trägt zuweilen ein widriger äußerer Umstand, gewöhnlich aber der Mensch selbst die Schuld. Der Mensch kann, wie gesagt, seines Glückes Schmied sein, und er bedarf hierzu nicht etwa außergewöhnlicher Gaben, sondern nur so einfacher Eigenschaften wie Fleiß, Beharrlichkeit und gesunder Menschenverstand. Wer diese besitzt, ist geborgen. „Der gesunde Verstand, der richtige Blick, die gewandte Hand," bemerkt der geistvolle Humorist Hippel, „sind sie goldenen Pathenpfennige der Natur. „Genie können die Meisten entbehren und entbehren es auch, wogegen selbst das größte Genie jener gemeinen Eigenschaften nicht entrathen kann. Manche haben daher behauptet, daß Genie nichts anderes sei, als ein gesteigerter Grad des gesunden Verstandes. Ein ausgezeichneter Denker nahm Genie für die Kraft, sich anzustrengen. Der große französische Naturforscher Buffon sagte: „Genie ist Geduld." Lessing hat bekanntlich den Titel eines Genies abgelehnt und den Schwerpunkt seiner Erfolge in die Kritik verlegt. „Ich fühle," so urtheilt er in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" über sich selbst, — „ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporgearbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine

Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." Aber Lessing war nichtsdestoweniger ein Genie, und zwar ein Genie der Kritik, wie es größer weder vor noch nach ihm dagewesen ist. Goethe verstand unter Genie „jene productive (schöpferische) Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können und die eben deßwegen Folge haben und von Dauer sind;" und er knüpfte an diese Erklärung das Urtheil: „Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen; allein seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber." *)

Als Isaak Newton, unstreitig ein Geist ersten Ranges, einst gefragt wurde, welche Mittel er angewendet habe, um seine großen Entdeckungen zu machen, antwortete er bescheiden: „Ich habe unaufhörlich über sie nachgedacht." Ein anderes Mal äußerte er sich folgendermaßen über seine Weise zu studiren: „Ich behalte den Gegenstand meiner Untersuchung unabläßig im Auge und warte, bis sich die ersten Dämmerungen nach und nach in ein volles und klares Licht auflösen." Newton erkaufte, wie jeder andere großgewordene Mensch, seine Größe durch eisernen Fleiß und unbesiegbare Ausdauer. Selbst seine Erholung bestand nur in einem Wechsel der Thätigkeit. Zu einem Freunde sagte er: „Wenn ich durch mein Wirken der Welt genützt habe, so schulde ich dieses Ergebniß nur meinem Fleiß und geduldigem Nachdenken."

Die außerordentlichen Erfolge, welche allein durch Fleiß und Ausdauer durchgesetzt worden sind, haben vielen ausgezeichneten Köpfen zu Zweifeln über das Dasein des Genies, als einer so ausschließlichen Gabe, wie sie nach allgemeinem Dafürhalten ist, Anlaß gegeben. Ja Einige gingen sogar so weit, zu erklären, daß der Mensch durch bloße Willenskraft im Stande sei, Dichter oder Bildhauer oder Maler u. s. f. zu werden. Gewiß können Fleiß und Ausdauer, als Bundesgenossen des Talents, „Berge versetzen" und Ungeheures leisten. Aber gegen die Natur und Möglichkeit in den Kampf geführt, bleibt ihre höchste Kraftanspannung erfolglos. „Wo Natur protestirt, da mag die Kunst nicht durchbringen," sagt das Sprüchwort. Wären wir schon vom Mutterleibe an mit vollem Bewußtsein Herren unseres Willens, so ließe sich, voraus gesetzt, daß allen gesundgeborenen Menschen einerlei Grundlagen, wie manche Seelenforscher behaupten wollen — eingeboren wären, der Fall als möglich denken, daß Jemand, nur durch Fleiß und Ausdauer, ein tüchtiger Künstler oder Dichter oder Redner werden könnte. Wir stehen indeß, während der ersten Lebensjahre, unter der unbedingten Herrschaft von Einflüssen, welche vom ersten Augenblick der Geburt an auf die

*) Gespräche mit Goethe Bd. 3, S. 228 ff.

Seele des Kindes eindringen und ihm bewußtlos, je nach ihrer Art und Stärke, eine gewisse Geistesrichtung anerziehen. So ist es eine ganz gewöhnliche Thatsache, daß musikalische Eltern wieder musikalische Kinder haben und umgekehrt. Goethe macht die Bemerkung: „Man kann in Familien oft die Beobachtung machen, daß Kinder, sowohl der Gestalt, als dem Geiste nach, bald vom Vater, bald von der Mutter, Eigenschaften an sich tragen; und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und bewunderungswürdige Weise verbindet.“ Kleine Abweichungen zu Anfang des Lebens können, zwei Wegen gleich, die, von einem Punkte ausgehend, anfänglich nur unmerklich auseinanderstreben und fast neben einander zu laufen scheinen, im Laufe der Entwickelung ungeheuere Unterschiede bewirken. Tritt der Mensch dann in das Alter ein, wo er selbst mit Bewußtsein seine Fortbildung in die Hand nimmt, so befindet er sich gewissermaßen in dem Falle eines Sohnes, dem sein Vater, je nach seinen Vermögensverhältnissen, ein kleines oder großes Kapital zur Begründung eines selbstständigen Geschäftes geben kann; denn er erhält in sich das Produkt der Erziehung, welche Eltern, Lehrer und tausend Einflüsse ihm gaben, und dieses gleicht einem Rohstoff, dem er nun erst eine bestimmte Gestalt geben soll. Was die Jugenderziehung, in geistiger wie in sittlicher und körperlicher Hinsicht, an uns versehen und verdorben hat, vermag keine Macht der Welt je wieder ganz auszugleichen, und die Einflüsse, die uns in der Kindheit ein bestimmtes Gepräge geben halfen, wirken lebenslänglich fort. Von diesem Standpunkte aus muß z. B. die Todesstrafe entschieden bekämpft werden, weil der zur Hinrichtung Verurtheilte — abgesehen davon, daß er möglicherweise unschuldig ist; daß ihm, wenn er schuldig, durch die willkürliche Verkürzung seines Lebens hienieden jede Aussicht auf Besserung abgeschnitten ist — für Missethaten getödtet wird, an welchen seine Eltern und Andere, durch schlechtes Beispiel u. dgl. vielleicht einen großen Theil der Mitschuld tragen.

Wie weit es der menschliche Geist zu bringen vermag, wenn er mit unermüdlichem Fleiße unabläßig in einer und derselben Richtung geübt wird, beweisen die an's Wunderbare grenzenden Leistungen, der dann und wann aufgetauchten Rechengenies. Noch in jüngster Zeit hat unser Landsmann, Zacharias Dase aus Hamburg, dessen Unterricht eben auch nur aus den dürftigen Lehrmitteln einer Armenschule bestritten wurde, durch sein riesenhaftes Zahlengedächtniß und durch die Kraft und Leichtigkeit, wie er im Kopfe mit Millionen spielte, überall wo er auftrat die größte Bewunderung hervorgerufen.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte in dem

Dorfe Elmton in England ein Mann mit Namen Jedediah Buxton. In seiner Jugend war dieser Mann so sehr sich selbst überlassen gewesen, daß er nicht im Stande war, auch nur seinen eigenen Namen zu schreiben. Nur das Einmaleins hatte er als Kind gelernt, und dieses Senfkorn Wissens hatte er, durch nichts anderes unterstützt als durch Fleiß und Gedächtniß, nach und nach so außerordentlich vermehrt, daß er mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit und unfehlbarer Sicherheit fünf und mehr Zahlen durch ebenso viele andere zu multipliciren oder zu dividiren verstand. „Er war sehr arm," heißt es in einem Bericht über ihn, „verdiente sein Brod kümmerlich mit seiner Hände Arbeit und vermochte kaum die Blößen seines Körpers zu bedecken, aber Jedermann kannte sein außerordentliches Genie. Er löste die schwierigsten Aufgaben, ohne gehindert zu werden, wenn man mit ihm inzwischen von ganz anderen Dingen sprach. Man bemerkte auch bei ihm keinen Unterschied, er mochte mit weitläufigen oder kurzen Rechnungen beschäftigt sein, denn er fing bei großen des folgenden Morgens wieder da an, wo er am Abend vorher aufgehört hatte. Ja, er konnte sogar seine Rechnungen abbrechen und wieder anfangen, nachdem er einige Wochen oder Monate hatte verstreichen lassen."

„Buxton starb, nur von Wenigen bewundert, in tiefer Armuth in seinem Geburtsorte Elmton, den er niemals verlassen hat."

Einen aufhellenden Einblick in das geheimnißvolle Leben eines solchen Geistes gewähren uns die Selbstbekenntnisse eines noch lebenden englischen Rechnenkünstlers Namens Bidder. Dieser behauptet, daß jeder Mensch, der die gehörige Zeit, Aufmerksamkeit und Ausdauer daran wenden wolle, es gerade so weit in der Kunst des Kopfrechnens bringen könne, wie er. „Ich habe mir Mühe gegeben," sagt er, „meinen Geist sorgfältig zu untersuchen und ihn mit anderen zu vergleichen, um zu ermitteln, ob ich meine Erfolge einer besonderen Begabung zu verdanken habe; aber alles, was ich fand, war eine Vorliebe für Zahlen, welche Viele fast in demselben Grade besitzen, wie ich. Soweit ich überhaupt die Sache beurtheilen kann, ist es meine feste Meinung, daß es auf dem Gebiete des Kopfrechnens eben so viele ausgezeichnete Köpfe geben könnte, wie auf jedem anderen." Auch er hatte, als der Sohn eines unbemittelten Mauermannes, nur eine ärmliche Erziehung genossen. Von einem älteren Bruder so weit angeleitet, daß er bis hundert zählen konnte, hatte er sich mit Hülfe von Erbsen und Schrotkörnern, aus denen er gleichseitige Vierecke, mit der gleichen Anzahl Kügelchen in jeder Reihe, zusammensetzte, das Einmaleins gelehrt. Fleiß und Ausdauer thaten das Uebrige. Heute ist der Mann einer der hervorragendsten Ingenieure Englands. In einer Versammlung des Civil-Ingenieur-Vereins sprach

er die Worte: „Ich habe Jahre lang gestrebt und gearbeitet, eine Herrschaft über Zahlen zu erlangen, wie sie wahrscheinlich zu allen Zeiten etwas eben so Seltenes sein wird, wie ihre Anwendbarkeit im praktischen Leben. Aber fern sei es von mir, zu behaupten, daß der Nutzen, den ich daraus gezogen, gering gewesen. Unzweifelhaft hat diese Fertigkeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich gelenkt, der ich es zu danken habe, daß ich aus dem Stande eines gewöhnlichen Arbeiters zu einer Stellung aufgestiegen bin, die es mir ermöglicht, Sie als einer der Vicepräsidenten dieser ausgezeichneten Gesellschaft anzureden."

Fleiß und Ausdauer sind Vorbedingungen aller erfolgreichen Thätigkeit, ohne welche auch Kaiser und Könige glänzende Nullen bleiben. Joseph II., der edle deutsche Kaiser, stand im Sommer um 5 Uhr, im Winter etwas später auf und fing, wenn er in Wien war, sogleich mit den Kabinetsekretären zu arbeiten an. Um 8 Uhr des Abends ging er gewöhnlich in's Theater oder in Gesellschaft. Fand er beim Nachhausekommen etwas Dringendes vor, so pflegte er bis tief in die Nacht hinein thätig zu sein.

Ein anderer äußerst fleißiger Mann unter den gekrönten Häuptern war Friedrich der Große. Er schrieb einst an einen Freund: „Du hast Recht, wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben, denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin." In seiner letzten Krankheit sprach er: „Es wird mir schwer, aber noch habe ich Kraft zu arbeiten, und auch die letzten Augenblicke gehören dem Staate." Früh um 4 Uhr stand er auf. Oft sah der Morgen schon die Arbeit eines ganzen Tages gethan.

Der große römische Kaiser Marcus Aurelius (161 bis 180 n. Chr.) hat uns in seinen „Unterhaltungen mit sich selbst" folgendes goldenes Wort hinterlassen: „Wenn Du des Morgens ungern aufstehst, so ermuntere Dich durch den Gedanken: „„Ich erwache zum Werke des Menschen. Soll ich nun mit Unwillen daran gehen, zu thun, wozu ich geboren und in die Welt gesetzt bin?"" „„Aber Ruhe ist angenehm."" — „Bist Du denn zum Genießen geboren, nicht zum Thun und zur Kraftäußerung? Siehst Du nicht, wie die Gewächse, die Vögel, die Ameisen, die Spinnen, die Bienen ihr eigenthümliches Geschäft verrichten und die Welt auf ihrem Platze zieren? Wenn Du Deinen Menschenberuf nicht erfüllen willst, so erreichst Du nicht die Bestimmung die Deiner Natur gemäß ist." — „„Aber man bedarf doch auch der Ruhe."" — „Das gebe ich zu; aber auch hier hat die Natur das Maß gegeben, wie im Essen und Trinken. Du schreitest über das Maß hinaus, denn Du liebst Dich nicht, sonst würdest Du auch Deine Natur und ihren Willen lieben Andere, die ihre Kunst

lieben, zehren sich in der Ausübung derselben ab, denn sie vergessen Speise und Trank. Du schätzest Deine Menschennatur geringer, als der Drechsler seine Drehkunst, der Tänzer die Tanzkunst. Scheinen Dir denn gemeinnützige Thaten geringer und nicht so großen Fleißes werth?"

Wir brauchen nur flüchtig die Lebensbeschreibungen großer Männer zu durchblättern, um uns davon zu überzeugen, daß die höchststehenden Erfinder, Künstler, Denker, kurz die ausgezeichnetsten Arbeiter in allen Berufszweigen, ihre Erfolge vorzüglich durch unermüdlichen Fleiß und zähe Ausdauer gewannen. Benjamin Franklin, der den Ausspruch gethan: „Der Fleiß ist die Mutter des Glückes und dem Fleißigen giebt Gott Alles," war einer der thätigsten Menschen. In seiner Selbstbiographie, die kein junger Mann ungelesen lassen sollte, erzählt er, daß einst, als in einem Klubb von Kaufleuten die Rede auf ihn und seine neu begründete Buchdruckerei gekommen, und die Befürchtung ausgesprochen wurde, diese möchte sich neben den beiden schon bestehenden nicht halten können, ein Herr mit Namen D. Bart entschieden das Gegentheil behauptet habe, „denn," sagte er, „Franklin's Fleiß ist größer, als ich ihn je bei einem andern Menschen getroffen habe, wenn ich in der Nacht vom Klubb heimkehre, sehe ich ihn noch an der Arbeit, und so ist es am Morgen, wenn seine Nachbarn noch im Bette liegen." „Wenn ich soviel von meinem Fleiß erzähle," setzt Franklin hinzu, „so thue ich es nicht um des Lobes willen, sondern in der Absicht, daß diejenigen meiner Nachkommen, welche diese meine Lebensereignisse lesen, den Nutzen dieser Tugend kennen lernen, indem sie sich überzeugen, wie günstig sie auf die Gestaltung meiner Angelegenheit eingewirkt hat."

Fleiß und Ausdauer sind die Geburtshelfer des Erfolges. Die meisten der großen Menschen, welche dem Fortschritt der Welt den mächtigsten Vorschub geleistet haben, waren nicht sowohl im eigentlichen Sinne des Wortes Genies, als Männer mit ungeheuer gesteigerten gewöhnlichen Fähigkeiten, unverdrossene Arbeiter, beharrend, selbstvertrauend, nimmer ablassend.

Sogenannte Genies, Menschen, die Alles spielend lernen und daher oft lernend spielen, verkommen dagegen nur zu häufig aus Mangel an Stetigkeit und ernstem Fleiße, und selten ist noch aus den frühreifen Wunderkindern etwas Tüchtiges und Brauchbares geworden. „Ach! klagte eine Wittwe, als sie von ihrem hochbegabten aber unsteten Sohne sprach, „er besitzt Alles, nur nicht Ausdauer." Solche flüchtige Naturen werden auf der Rennbahn des Lebens von dem Fleißigen und selbst von dem Langsamen überholt. Als Eulenspiegel einstmals von einem Fuhrmann gefragt ward, wie weit er bis zur nächsten Stadt habe und ob er

diese wohl noch vor Einbruch der Nacht erreichen könne, antwortete der kluge Schalk: „Je nun, wenn er langsam fährt, allerdings.“ Der Mann dachte bei sich: wenn's schon langsam geht, geht's rasch doppelt, und hieb auf seine Pferde ein, daß sie wie der Sturmwind dahinwetterten. Krach! da brach ein Rad und — Eulenspiegel hatte doch Recht gehabt. „Eile mit Weile“ heißt die Wanderregel auf der Reise durch's Leben, wenn man „langsam aber sicher“ sein Ziel erreichen will. „Ich bin recht begierig,“ schrieb eine geistreiche Frau an einen jungen Freund, „von Ihrem Ergehen und Ihren ferneren Entschlüssen für Ihren künftigen Lebensweg zu hören, wobei Gott Sie leiten und führen möge! Aber nehmen Sie die Versicherung mit, daß zu viel Eifer mehr schadet als nützt, und ein gleichmäßiger, ruhiger Fortschritt auch, und sicherer zum Ziele führt. Alles in der Welt will seine Zeit haben zur Entwickelung, so auch der Menschengeist. Es ist ein Unrecht, daß man sich zufügt, wenn man mehrt von sich fordert, als man zu leisten im Stande ist, und jedes Ueberschätzen seiner Kräfte, nach welcher Richtung hin es sei, straft sich bitter am Menschen.“

Nach dem bekannten Naturforscher Karl Müller in Halle ist die Stetigkeit das Naturgesetz der Arbeit. Er sagt in seiner populärnaturwissenschaftlichen Wochenschrift „die Natur“: *) „Das Leben besteht für Jeden aus drei wesentlichen Elementen, durch welche er sich stets verjüngt, und er vollbringt dies um so mehr, je regelmäßiger dieselben unter einander abwechseln können. Jeder Tag des Lebens ist dazu da, um ihn zwischen Thätigkeit, Genuß und Schlaf so einzutheilen, daß jede dieser Abtheilungen auf den geeignetsten Theil des Tages fällt. Die Feder einer Uhr geht um so richtiger, je regelmäßiger sie täglich aufgezogen wird. Gerade so ist es auch mit der Feder unserer Lebensuhr. Die ältesten Menschen sind immer diejenigen, welche am gleichmäßigsten lebten. Ruhe in der Bewegung und Bewegung in der Ruhe, sagt man, sei das Höchste, wonach ein Kunstwerk streben soll. Wohl, wenn unser eigenes Leben zu einem Kunstwerk entwickelt werden soll, so ist dieses Kunstgesetz auch ein Sittengesetz. Aber es wird nur erreicht durch Stetigkeit, „ohne Hast, aber ohne Rast,“ wie sich Goethe ausdrückt. Es ist der einzige Weg, auf welchem der Organismus am wenigsten abgenützt wird. Die Stetigkeit der Thätigkeit ist die einfachste, natürlichste, wohlfeilste Wirthschaftsmethode für jedes menschliche Leben, und weder das kleinste noch das größte Talent verletzt sie ungestraft. Darum erhalten sich auch unsere Handwerker bei ihrer gleichmäßigen Thätigkeit am gesundesten und heitersten. So verletzend es der

---

*) Jahrgang 1859, S. 299.

Genialität klingen mag, wenn man ihr den einfachen Handwerker gegenübersteIlt, so sehr kann er doch als Vorbild dienen, und ich bin überzeugt, daß die Mozart, Beethoven u. A. bei geordneterer Lebensweise ganz andere Lebensalter erreicht haben würden. Goethe ehrte die Regel der Natur, welche Einfachheit und Stetigkeit heißt, und sonnte sich dafür in den Strahlen dieser Thätigkeit bis in sein 83. Lebensjahr fast mit Jünglingsfrische... Zur Stetigkeit gehört auch Beharrlichkeit, nur durch Beides ist alles Große in der Welt geschaffen. Furchtbar sind die Opfer, welche täglich in allen Schichten der Gesellschaft in der Unstetigkeit untergehen, und wenn irgendwo ein Feld der Thätigkeit für die Naturwissenschaft liegt, so ist es auf jenen Gebieten der Moral, wo bisher nur eine abstrakte Philosophie lehrte und dem Physischen so wenig Rechnung getragen wurde."

Eine große Hauptsache, auf welche im Leben viel zu wenig Gewicht gelegt wird, ist die Erziehung des Menschen zur Arbeit. „Der Mensch kann arbeiten;" mit diesen Worten wird so mancher Bettler abgewiesen. Ja, könnte er es nur, er würde das Arbeiten gewiß dem Betteln vorziehen. Starkknochig und kräftig erscheint er und tüchtig zu jeglicher Handarbeit, wenn er nur wollte; und dennoch kann er nicht arbeiten, denn er hat die schwere Kunst des regelmäßigen Schaffens in seiner verwahrlosten Jugend nicht gelernt und „arbeitet" höchstens im Strafarbeitshause, wo er gezwungen wird und sich vor Strafen fürchtet. Der Proceß des Arbeitens muß dem Menschen zur theuren Gewohnheit, zur zweiten Natur werden. Je lieber wir eine Sache thun, je leichter erscheint sie uns, je mehr Behagen flößt sie uns in ihrem Verlaufe ein. So ist's mit dem Arbeiten. Je höher die Entwicklungsstufe ist, auf welcher ein Mensch steht, desto kräftiger ist sein Arbeitstrieb, desto reiner seine Arbeitslust. „Meister muß sich immer plagen," sagt Schiller. Sein ganzes Leben ist wie ein Arbeitstag, und wenn er stirbt, so hat er nur aufgehört zu arbeiten. Fleiß, Ausdauer und Stetigkeit bilden die Grundlage der Arbeit. Nur in seltenen Ausnahmen gelingt gleich der erste Versuch, und oft ist eine Jahre lang fortgesetzte Arbeit erforderlich, um es nach irgend einer Richtung hin zur Meisterschaft zu bringen. Wir müssen wiederholen und immer wiederholen, beharrlich wie der stetig auf einen Punkt fallende Wassertropfen, der im Laufe der Jahrhunderte selbst den festesten Stein aushöhlt. Kein Meister ist jemals vom Himmel gefallen; denn die Mutter aller Meisterschaft ist arbeitsgesättigte Uebung. Giardini erwiderte einst einem jungen Menschen, der ihn gefragt hatte, wie viel Zeit es koste, um ein fertiger Violinspieler zu werden: „Zwanzig Jahre, wenn Sie zwölf Stunden täglich üben." Welche Unsumme von Anstrengungen und Uebungen muß voran-

gegangen sein, bis ein Tänzer vor dem Publikum erscheinen kann! Wenn die Taglioni sich auf ihr Auftreten am Abend vorbereitete, so war es etwas ganz Gewöhnliches, daß sie, nach zweistündiger angestrengter Probe unter Leitung ihres Vaters, erschöpft zusammenbrach und im bewußtlosen Zustande entkleidet und am ganzen Leibe gewaschen werden mußte, ehe sie wieder zu sich selbst kam. Durch derartige Opfer wurden die behenden Sprünge des Abends erkauft.

Jeder Fortschritt von höherer Art vollzieht sich verhältnißmäßig langsam. „Gut Ding will Weile haben," sagt das Sprüchwort. Große Erfolge können nicht im ersten Anlaufe errungen werden, und wir müssen uns gemeiniglich dabei bescheiden, im Leben so fortzuschreiten wie auf einer Fußwanderung, d. h. Schritt für Schritt. Der französische Schriftsteller de Maistre sagt: „Das große Geheimniß des Erfolges besteht darin, den Erfolg abwarten zu können." Jede Ernte bedingt eine Aussaat, und oft liegt zwischen Beiden ein Zeitraum von vielen Jahren. Da gilt es, geduldig und hoffend auszuharren; die Früchte, die das Warten am reichlichsten belohnen, reifen ja oft gerade am langsamsten. „Zeit und Geduld," sagt das morgenländische Sprüchwort, „verwandeln das Maulbeerblatt in Seide."

Zum geduldigen Warten hilft nichts so unbedingt und auf die Dauer, als ein heitrer Sinn, der wie frischer Morgenwind die Seele des Arbeitenden umspielt. Schon der weise Salomon hat gesagt:*) „Ein fröhlich Herz macht ein fröhlich Angesicht: aber wenn das Herz bekümmert ist, fällt auch der Muth." Heiterkeit des Gemüths ist eine gar köstliche Arbeits-Eigenschaft, die dem Geist erhöhte Spannkraft giebt und alle Seelenkräfte zu reicherer Ergiebigkeit steigert. „Heiterkeit, die nur der Mensch haben kann — obwohl Genuß das Thier — schließt wie ein Frühling alle Blüthen des Innern auf; ein verdrießlicher Gott wäre ein Widerspruch, und das Seligsein ist um eine Ewigkeit älter als das Verdammtsein. Versucht es doch nur einige Tage lang, euch beruhigt und heiter zu erhalten — nicht durch Genüsse, diese nur abmattenden Stärkungen, sondern durch kräftiges Anschauen jeder stechenden Kleinigkeit. Seid nur einen Tag lang, statt Feueranbeter der Leidenschaft und Hölle, Sonnenanbeter der Klarheit; und vergleicht euer Gutes und euren Werth in der schönen Tagreihe, wo ihr das gesäete Verdrießlichkeitskraut ausgerissen, mit der andern Tagreihe, wo ihr es gepflanzt und gepflegt: so werdet ihr in der schönen Tagreihe euer Herz offen jedem schönen Entschlusse, euer Leben bekräftigt und keine Reue gefunden haben, und Doppelwaffen gegen jedes Zufallspiel und werdet euch wun-

*) Sprüche 15, 13.

dern (Jean Paul Fr. Richter)." Der Kampfspruch Heinrich des Löwen: „Kampf ohne Sang hat keinen Drang," ist auch für die Kämpfe und Anstrengungen, die uns das Leben auferlegt, die rechte Losung.

Keinem ist wohl weniger ein unmittelbares Ergebniß seines Fleißes beschieden, als dem Arbeiter im Dienst des öffentlichen Wohls. Wie lange muß er sich oft mühen und plagen, bevor er greifbare Erfolge sieht oder auch nur Anerkennung für seine opfervolle Thätigkeit findet. Von ihm gilt in vielen Fällen des Dichters Wort:

„Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst!"

Schlimm wäre es, furchtbar schlimm, wenn der Kämpfer für Wahrheit, Licht und Recht nicht in der eigenen Brust den Lohn und die Anerkennung fände für seine oft namenlos schweren Drangsale und Anstrengungen; denn die Mitwelt vorenthält nur zu häufig dem Verdienste seine Kronen. „Es flicht die Welt den Lorbeer nur um Todtenschädel," klagt Ludwig Bechstein, und wir dürfen es, zur Ehre der Wahrheit, nicht verschweigen, daß dieser bittere Vorwurf leider auch das deutsche Volk mit ganzer Schärfe trifft. Das herzergreifende Epigramm, welches Kästner dem Andenken Johann Kepler's, eines der größten Astronomen aller Zeiten und Völker, widmete — es paßt nur zu gut auf manchen andern hochherrlichen deutschen Mann:

„So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen
Als Kepler stieg — und starb in Hungersnoth:
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod."

Wir wollen einige Augenblicke bei dem Leben des Genannten verweilen, um allen Denen, die verkannt werden oder sich für verkannt halten, das Beispiel eines großen Leidensgefährten, an dem sie sich erquicken und erheben können, vorzuführen.

Johann Kepler wurde den 17. December 1571 zu Magstadt, einem Dörfchen bei der schwäbischen Stadt Weil, geboren. Schon in seiner Kindheit hatte er mit hartem Mißgeschick zu kämpfen. Er kam in einer wilden und unruhigen Zeit auf die Welt. Der Vater zog als württembergischer Korporal in den Krieg, wohin ihm alsbald die Mutter als Marketenderin nachfolgte, das Söhnlein mittlerweile bei den Großeltern in Weil unterbringend. Doch die Mutterliebe trieb sie schon nach kurzer Abwesenheit zurück; — und es war die höchste Zeit, denn sie fand ihr Kind an den bösartigen Blattern erkrankt, und in Gefahr,

das Augenlicht und die entzündete rechte Hand zu verlieren. Die treue Pflege der Mutter wird wohl mehr als ärztlicher Beistand das Leben des Kindes erhalten haben. Auch der Vater kehrte nach Verlauf einiger Jahre zu den Seinigen zurück, fing eine Schenkwirthschaft an, gab diese jedoch nach kurzem Bestande wieder auf, um abermals, und diesmal auf Nimmerwiederkehr, unter die Soldaten zu gehen, Weib und Kind im Elende zurücklassend. Johannes mußte öfter das Vieh hüten und andere ländliche Arbeiten verrichten. Zu so traurigen häuslichen Verhältnissen gesellten sich Kranheiten und körperliche Schwäche, denn Kepler war um mehr als zwei Monate zu früh auf die Welt gekommen, und so konnte er — an einen regelmäßigen Schulbesuch war nicht zu denken — nicht ohne die größten Schwierigkeiten und Unterbrechungen an seiner geistigen Ausbildung arbeiten. Wäre er nicht so schwächlich gewesen, so würde ihn sein arbeitsscheuer Vater höchst wahrscheinlich zum Soldaten gemacht haben. So aber war es ihm ganz recht, daß der Großvater, — der mit großer Freude den Lerneifer und den offenen Kampf seines Enkels bemerkt hatte und überhaupt am meisten auf die Entwickelung seines Geistes eingewirkt zu haben scheint — demselben eine Freistelle in der Klosterschule zu Hirschau verschaffte. Im 22. Jahre war Kepler so weit vorgebildet, daß er auf Anrathen seines mathematischen Lehrers Mäßlin die 1593 am Gymnasium zu Gräz in Steiermark erledigte Lehrerstelle der Mathematik übernehmen konnte. Freilich geschah dieses nicht ohne großes Bedenken von seiner Seite, da er in seiner Bescheidenheit seine Kenntnisse nicht für ausreichend hielt. Indeß wurde sein Geist sehr bald in seinem neuen Wirkungskreise heimisch, und nun eröffnete er seine großartige reformatorische Thätigkeit, von welcher ein neues Zeitalter der Astronomie datirt.

Nach dem Tode Tycho de Brahe's ward Kepler im Jahre 1601 zum kaiserlichen Mathematiker ernannt, mit einem Jahrgehalt von 1500 fl., von dem ihm jedoch nur auf dringende Bitten von Zeit zu Zeit kleine Summen ausbezahlt wurden. Im Auftrage des Kaisers Rudolph begann er 1601, an Stelle der alten unbrauchbaren Alphonsinischen Planetentafeln, neue, auf Beobachtungen gegründete, zu berechnen. Diese Riesenarbeit vollendete er, oft unterbrochen durch Mangel an Geld und Gehülfen, in 24 Jahren. Die Tafeln, welche 1627 erschienen, nannte er, dem längst verstorbenen Kaiser Rudolph zu Ehren, die Rudolphinischen. Bei deren Berechnung hatte er die Bahnen der Planeten, besonders diejenige des Mars, sorgfältig untersucht, um die Gesetze zu erforschen, welche der Planetenbewegung zu Grunde liegen. Die Frucht 17jähriger Ausdauer war die Entdeckung der beiden Gesetze: daß die Planeten sich nicht kreisförmig, sondern in elliptischen

(eirunden) Bahnen um die Sonne, welche im Brennpunkte der Ellipse steht, bewegen; und daß zweitens die Planeten in der Sonnennähe schneller, in der Sonnenferne langsamer kreisen, so daß eine von der Sonne nach einem Planeten gezogene Linie in gleicher Zeit immer gleiche Flächenräume der Bahn abschneidet. Am 15. Mai 1618 entdeckte er sein drittes Gesetz, nach welchem sich die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten, wie die Würfel ihrer mittlern Weiten von der Sonne, und im folgenden Jahre gab er seine harmonia mundi (von der Harmonie der Welt) heraus. Nicht was er dunkel geahnt, eine musikalische, sondern eine mathematische Harmonie des Weltganzen hatte er gefunden. Nun rief er begeistert aus: „Vor 18 Monaten empfing ich den ersten Lichtstrahl; vor 3 Monaten brach der Tag in mir an; seit einigen Tagen endlich erblicke ich die Sonne in ihrem vollen, wunderbaren Glanze. Nichts hält mich mehr ab, ich will nun in meiner erhabenen Begeisterung schwelgen.“ „Der Würfel ist gefallen,“ heißt es weiterhin; — „mag das Buch schon jetzt oder erst von der Nachwelt gelesen werden, mich kümmert's nicht. Es mag wohl noch ein Jahrhundert lang auf seinen Leser harren; hat doch Gott 6000 Jahre auf einen Entdecker und Beobachter gewartet.“

Sein Gehalt ging äußerst spärlich ein. Mitten in seine Triumphe hinein klang der Schrei der Kinder nach Brod. Er schrieb daher dem Kaiser: „Ich befinde mich in der Nothwendigkeit, um Ihro kaiserl. Majestät keine Schande zu machen, Kalender mit Prophezeihungen zu schreiben und am Hofe zu verkaufen, die einzigen Bücher, die man daselbst kauft und liest. Dieser Erwerb ist etwas weniger ehrlicher als Betteln.“ Eilf Jahre lebte Kepler in größter Bedrängniß in Prag. Nach Kaiser Rudolph's Tode ging er 1613 als Professor der Mathematik an die Universität Linz, wo ihn seine eigenen Glaubensgenossen verketzerten, weil er sich der lutherischen Abendmahlslehre nicht anschließen, weil er sich nicht zu jener Formel bekennen wollte, worin die Reformirten verflucht wurden; weil er endlich auf die Annahme des vom Papste Gregor XIII. verbesserten sogenannten Gregorianischen Kalenders gedrungen hatte. Um das Maß der Leiden voll zu machen, wurde seine alte Mutter, durch die Niederträchtigkeit seiner Feinde, der Zauberei angeklagt und sollte als Hexe gefoltert werden. Er eilte, zu ihrer Vertheidigung, in die Heimath, konnte jedoch erst nach 5jährigen Anstrengungen ihre Befreiung erwirken. Trotz solcher furchtbaren Bedrängnisse, trotzdem daß nach dem Regierungsantritt des fanatischen Kaisers Ferdinand II. die katholische Partei seinen Gehalt mit Beschlag belegt, seine Bibliothek verschlossen, ihn selbst gezwungen hatte, sich durch die Flucht persönlicher Mißhandlung zu entziehen,

schlug er einen Ruf als Professor der Mathematik nach Bologna und einen andern nach England aus, weil er als ein Deutscher nach deutscher Freiheit und Sitte leben wollte.

Nach Regensburg gegangen, wo eben der Reichstag versammelt war, bemühte er sich vergeblich von diesem die Auszahlung seiner rückständigen Besoldung zu erlangen, und starb, eine Wittwe mit vier unmündigen Kindern in bitterster Armuth zurücklassend, am 15. November 1630, verlassen und vergessen von der Mitwelt, vor Kummer und Entkräftung. Wir sind gerecht gegen unsere großen Todten; seien wir es um so viel mehr gegen unsere großen Lebenden, als das Leben höher steht als der Tod.

Wie dunkel aber auch das Leben uns umnachten, wie langsam sich auch der besondere oder der allgemeine Fortschritt vollziehen möge, — wir dürfen darum nicht aufhören, zu hoffen, zu vertrauen. „Wenn es kummervoll uns überfällt, daß so viel Zeit dazu gehört, ehe eine einzige Wahrheit zur Anerkennung gelangt, so muß es uns trösten, daß der Pendel der Weltenuhr nach Jahrtausenden sich bewegt, daß das Menschengeschlecht viel Zeit hat zur Reife, und daß wenigstens die Ueberzeugung uns in's Grab begleiten darf, daß die Geschichte kein bloßer Kreislauf der Dinge ist, sondern Recht und Wahrheit vorwärts schreiten, ob es zuweilen auch so scheinen mag, als könnte die Unvernunft den Sieg erringen und die alte Nacht wiederkehren. Aber wie langsam es geht, wie schwer sich ein einziger Eisenring der Vorurtheile abstreifen läßt, das beweist jedes Blatt der Geschichte (Theodor Mügge)." Ein Mensch ohne Hoffnung ist wie ein Schiff ohne Anker. „Hoffnung, sagt das Sprüchwort, „läßt nicht zu Schanden werden." „Wie kann ich arbeiten," sagte ein großer aber kleinmüthiger Denker, „wie kann ich glücklich sein, wenn ich alle Hoffnung verloren habe?" Die Hoffnung gleicht der Sonne, welche, indem wir ihr entgegenreisen, den Schatten unserer Bürde hinter uns wirft. Freilich dürfen wir nicht zu unbedingt und ebenso wenig Unmögliches hoffen; sonst könnte leicht Verzweiflung die Folge sein und das Sprüchwort sich erfüllen, daß „Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren."

Alle bedeutenden Erfinder, wie überhaupt alle hervorragenden Arbeiter in irgend einem Zweige des Wirkens und Schaffens, haben sich durch die größte Ausdauer ausgezeichnet; denn

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.
Schiller.

Wenn George Stephenson mit jungen Leuten über

die besten Mittel und Wege, im Leben fortzukommen, sprach, so gipfelten sich seine Rathschläge in den Worten: „Macht es wie ich — harret aus!“ Fünfzehn arbeitsvolle Jahre war er über der Verbesserung der Lokomotive beschäftigt, bis sein Dampfwagen „Rackete“ am 6. October 1829 auf der Liverpool-Manchester Eisenbahn den Sieg über seine Mitbewerber davontrug. Dreißig Jahre mühsamsten Fleißes hatte James Watt auf seine verbesserte Dampfmaschine gewendet, ehe sie in ihrer Vollendung vor ihm stand. Gleiche Beispiele von unermüdlicher Beharrlichkeit und von außerordentlichem Fleiße finden sich in allen übrigen Lebenssphären. So arbeitete Lorenzo Ghiberti, der berühmteste Bildgießer und Bildhauer des 15. Jahrhunderts, volle 21 Jahre an der Ausführung der bronzenen Thüre des Baptisteriums zu Florenz. Dafür sagte auch ein Michel Angelo von dieser Thüre, daß sie werth sei, den Eingang des Paradieses zu schmücken. Wer hätte nicht schon gehört von dem Riesenfleiße des Spaniers Lopez de Vega, der in seinem 70jährigen Leben 2200 Theaterstücke mit 21,316,000 Versen schrieb; oder des deutschen Schuhmachers und Poeten Hans Sachs, der bis zu seinem, im 82 Jahre seines Lebens erfolgten Tode, 1773 Schwänke, Schauspiele und dgl. und 4275 Meistersänge gedichtet hatte? Der römische Naturforscher Plinius trug seine auf uns gekommene Naturgeschichte aus mehr als 2000, meist untergegangenen, griechischen und lateinischen Schriftstellern zusammen. Der unsterbliche Verfasser der „Schweizergeschichte,“ Johannes Müller, machte für seine „allgemeine Weltgeschichte“ aus 1833 geschichtlichen Werken Auszüge, die 17,000 enggeschriebene Folioseiten anfüllten. Luther's riesenhafter Fleiß und unüberwindliche Ausdauer haben vielleicht mehr als alles Uebrige zur Förderung des Reformationswerkes beigetragen. An seiner Bibelübersetzung, die schnell ein Volksbuch im höchsten Sinne des Wortes und ein Vereinigungspunkt für die verschiedenen deutschen Stämme wurde, hat der gewaltige Mann von 1521 bis 1534 gearbeitet. Um einen schwachen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, mit denen die Ausführung dieses Uebersetzungswerkes verknüpft war, theilen wir Folgendes aus einem Briefe des Reformators mit:

„Wir arbeiten jetzt,“ so schreibt er 1528 an Wenzeslaus Link, „an den Propheten, sie zu verdeutschen. Ach, Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen, gleich als ob eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodie verlassen und dem Kukuk nachsingen.“ Und in einem andern Schreiben sagt er: „Ich habe mich dessen beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir

14 Tage, 3 — 4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp (Melanchthon), Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern: läuft Einer jetzt mit den Augen drei, vier Blätter und stößt nicht an, wird aber nicht gewahr, wie viel Waken und Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist." Luther schuf, nur unvollkommen unterstützt von den mangelhaften Wörterbüchern der damaligen Zeit, nicht nur eine noch heute mustergültige Bibelübersetzung, sondern in dieser zugleich eine allgemeine Schrift- und Büchersprache, die Sprache der Gebildeten, das Hochdeutsche. Bei alledem war der große Mann so rührend anspruchslos, daß er nicht einmal ein Honorar für seine Riesenarbeit forderte, wogegen sein Drucker, Hans Lufft, dadurch zum reichen und angesehenen Manne wurde; und wie bescheiden er selbst von seinen Verdiensten dachte, wie er sich selbst nimmer genug gethan, daß sagt uns selbst sein Bekenntniß: „Es ist alles, was ich thue, tausendmal zu wenig." Ein Beispiel eiserner Ausdauer, daß sich würdig an das eben besprochene anreiht, ist in unsern Tagen von einem andern deutschen Manne gegeben worden. Der Sprachforscher Dr. Daniel Sanders hat im Juli 1865 sein „Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart" vollendet. Ueber die Vorzüge, welche dieses Wörterbuch vor allen andern hat, zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Der Verfasser hat durch die Vollendung desselben ein Beispiel des Fleißes und der Ausdauer gegeben, wie es zu allen Zeiten ebenso selten wie bewunderungswürdig sein wird. Er hat das gigantische Werk, nachdem dasselbe über zwanzig Jahre vorbereitet worden war, in sieben Jahren fertig gearbeitet. Welche unaussprechlich mühselige Arbeit allein die mechanische Thätigkeit des Schreibens dem Verfasser auferlegte, mag aus dem Umfange des Werkes gefolgert werden, welches in drei Bänden 2880 enggedruckte Seiten mit ungefähr 1,367,000 Petit-Zeilen umfaßt. Sanders sagt in der Vorrede: „Wer ein solches Werk unternimmt, kann natürlich von vornherein sich die Mühseligkeiten und Schwierigkeiten nicht verhehlen, die damit verbunden sind. Aber er überblickt sie doch eben nur im Ganzen und Großen, denn sähe er mit voller Klarheit sie im Einzelnen so vor sich, wie im Verlauf der Arbeit er sie einzeln durchzumachen und zu überwinden hat, — ich zweifle, ob je Einer zu einem solchen Werk sich entschlösse." „Möge mein Wörterbuch," ruft er zum Schluß aus, „ein Werk deutschen Fleißes und inniger Liebe für

das große deutsche Vaterland, an seinem Theile mit dahin wirken, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in allen Gauen Deutschlands zu stärken und zu kräftigen! Das walte Gott!"

Ein scharfer und wirksamer Sporn und Antrieb zu beharrlichem Fleiß ist die Noth und Dürftigkeit in äußeren Verhältnissen. „Dürftigkeit," schreibt Jakob Grimm, der selbst in seinem Leben mit vielen Entbehrungen zu kämpfen hatte, „Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemein fassen und Vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem Umstande beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten gebahnten Heerstraße wandeln." Es ist eine sehr charakteristische Thatsache, daß in Deutschland mehr die Söhne der mittleren und armen, in England dagegen vorzugsweise die Söhne der wohlhabenderen Klassen sich den Studien zuwenden. Hüben wie drüben finden natürlich Abweichungen von dieser Thatsache statt; nichtsdestoweniger scheint diese die Regel zu bilden. Welche Summe von Noth, Drangsalen, Opfern und harten Anstrengungen hat daher nicht der Aufbau unserer Literatur und Wissenschaft gekostet! Wir wollen das durch einige Beispiele deutlicher zu machen suchen.

Johann Peter Eckermann, den wir als den Verfasser der „Gespräche mit Goethe" kennen gelernt haben, ward 1792 zu Winsen a. d. Luhe im Hannöverschen geboren, und zwar in einer Hütte, welche nur ein heizbares Zimmer und keine Treppe hatte, „sondern wo man auf einer gleich an der Hausthüre stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg." Die Hauptquelle des Unterhalts der Familie war eine Kuh und ein Acker Landes. Die Mutter erzielte einigen Verdienst durch Wollspinnen und Verfertigung von Frauenmützen. Der Vater betrieb einen kleinen Handel mit Band, Zwirn und Seide, welche Gegenstände er im Sommer in einem leichten hölzernen Schränkchen hausiren trug, während er im Winter rohe Schreibfedern (damals schrieb man nur mit wirklichen Federn, d. h. mit Gänsefedern) und ungebleichte Leinwand in den Heidedörfern aufkaufte und nach Hamburg vertrieb. „In allen Fällen jedoch," sagt der Sohn, „mußte sein Gewinn sehr gering sein, denn wir lebten immer in einiger Armuth. Soll ich nun," fährt er fort, „von meiner kindlichen Thätigkeit reden, so war sie gleichfalls nach den Jahreszeiten verschieden. Mit dem anbrechenden Frühling, und so wie

die Gewässer der gewöhnlichen Elb-Ueberschwemmungen verlaufen waren, ging ich täglich, um das an den Binnendeichen und sonstigen Erhöhungen angespülte Schilf zu sammeln, und als eine beliebte Spreu für unsere Kuh anzuhäufen. Wenn sodann auf der weitausgedehnten Weidefläche das erste Grün hervorkeimte, verlebte ich in Gemeinschaft mit andern Knaben lange Tage im Hüten der Kühe. Während des Sommers war ich thätig in Bestellung unseres Ackers, auch schleppte ich für das Bedürfniß des Herdes das ganze Jahr hindurch aus der kaum eine Stunde entfernten Waldung trockenes Holz herbei. Zur Zeit der Kornernte sah man mich wochenlang in den Feldern mit Aehrenlesen beschäftigt und später, wenn die Herbstwinde die Bäume schüttelten, sammelte ich Eicheln, die ich metzenweise an wohlhabendere Einwohner, um ihre Gänse damit zu füttern, verkaufte. So wie ich aber genugsam herangewachsen war, begleitete ich meinen Vater auf seinen Wanderungen von Dorf zu Dorf und half ein Bündel tragen. Diese Zeit gehört zu den liebsten Erinnerungen meiner Jugend. Unter solchen Umständen und Beschäftigungen, während welcher ich auch periodenweise die Schule besuchte und nothdürftig lesen und schreiben lernte, erreichte ich mein 14. Jahr, und man wird gestehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältniß mit G o e t h e ein großer Schritt und überall wenig Anschein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poesie und schöne Künste, und konnte also auch ein dunkles Verlangen und Streben nach solchen Dingen glücklicherweise in mir nicht Statt finden."

Ein zufälliger Umstand gab seinem ferneren Leben die entscheidende Richtung. Sein Vater, der gern rauchte, hatte ein Päckchen Tabak aus Hamburg mitgebracht, auf dem sich als Wappen die Zeichnung eines Pferdes befand. Der aufgeweckte Knabe hatte nicht sobald dieses ihm sehr schön vorkommende Bild gesehen, als sich seiner ein unwiderstehlicher Trieb bemächtigte, es nachzeichnen. Dieses geschah, und seine erfreuten Eltern wunderten sich höchlich über das unvermuthet zum Vorschein gekommene Talent des Sohnes. Einmal erwacht, verließ ihn der Trieb der bildlichen Nachahmung nicht wieder. Ein benachbarter Töpfer lieh dem kleinen Künstler ein Heft mit Umrissen, welche jenem bei Bemalung seiner Teller und Schüsseln als Vorbilder dienten. Er zeichnete diese sorgfältig nach und füllte zwei Hefte damit an, die von Hand zu Hand gehend auch an die erste Person des Ortes, an den Oberamtmann, gelangten, der ihn dazu ermunterte, ein Maler zu werden und in diesem Falle für seine Ausbildung zu sorgen versprach. Allein seine Eltern, die sich unter einem Maler „nichts weiter als einen Thür- und Häuser-Anstreicher dachten," suchten ihn auf andere Gedanken

zu bringen, indem sie anführten, daß der Malerberuf nicht nur ein sehr schmutziges, sondern zugleich ein sehr gefährliches Handwerk sei, wobei man Hals und Beine brechen könne. So unterblieb's. Allein das Gute hatte dieser an sich unbedeutende Vorfall doch gehabt, daß dadurch die Aufmerksamkeit höherer Personen auf den jungen Eckermann gezogen worden war, wodurch es ihm möglich gemacht ward, den großen Schritt bis zu einem vertrauten Verhältniß mit Goethe zu thun. Man ließ ihn an dem Privat-Unterricht der wenigen vornehmen Kinder des Marktfleckens Theil nehmen, versah ihn mit besserer Kleidung, und der Superintendent Parisius gab ihm sogar einen Platz an seinem eigenen Tische.

Nachdem er bis in sein 16. Jahr diese liebevolle Unterstützung genossen, trat er als Schreiber bei einem Justizbeamten ein, in welcher Stellung er zwei Jahre, bis 1810 blieb, wo das hannöversche Amt Winsen a. d. Luhe aufgelöst und als ein Bestandtheil des Departements der Niederelbe dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde. Nun erhielt er eine Anstellung im Bureau der direkten Steuern zu Lüneburg, und als auch dieses einging, in dem Bureau des Unterpräfekten zu Uelzen. Das Befreiungsjahr 1813 kam heran, wo Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering, verbunden und verbrüdert durch den einen Gedanken, wieder frei und deutsch zu werden, zu den Waffen griff. Auch Eckermann nahm seinen Abschied und zog als freiwilliger Jäger in den heiligen Krieg. In den fruchtbaren Gefilden von Brabant und Flandern, wo seine Abtheilung eine Zeit lang lag, ging ihm vor den großen Gemälden der Niederländer eine neue Welt auf, und die frühere Idee, ein Maler zu werden, ward wieder mächtig in ihm rege. Im Jahre 1814 ward das Kielmannsegge'sche Jäger-Korps, bei welchem er stand, aufgelöst, und Eckermann kehrte in seinen Heimatsort zurück, wo indessen sein Vater gestorben war. Unverzüglich begann er nun, mit begeisterungsvollem Eifer zu zeichnen und zu malen; doch fühlte er sehr bald den Mangel tüchtiger Vorstudien und entschloß sich, diese bei dem Maler Ramberg in Hannover nachzuholen. Mitten im Winter 1815 schnürte er sein Bündel und legte den fast 40stündigen Weg durch die öde Heide bei tiefem Schnee einsam zu Fuß zurück. Ramberg nahm ihn gütig auf und war zu jeder Hülfeleistung mit Freuden bereit. Einige glückliche Monate vergingen ihm unter angestrengten Studien, als er anfing zu kränkeln; „ich war," erzählt er, „nicht mehr im Stande, den Griffel zu führen, so zitterten meine Hände." Ein geschickter Arzt erklärte seinen Zustand für sehr gefährlich. Durch die Strapazen des Feldzuges war eine Stockung der Hautausdünstung herbeigeführt worden, und eine verzehrende Gluth hatte sich auf die inneren Theile geworfen, so daß, nach dem Urtheile des Arztes, unfehlbar der Tod einge-

treten wäre, wenn er sich noch 14 Tage so fortgeschleppt hätte. Die geschickte Behandlung des Arztes beugte glücklich dem Schlimmsten vor. Bald traten erfreuliche Anzeichen der Besserung ein; doch war an Fortsetzung der künstlerischen Studien nicht mehr zu denken. Um nicht zu lange die Güte seiner Freunde in Anspruch nehmen zu müssen, bewarb sich Eckermann um eine Anstellung bei der Montirungs-Kommission der hannöverschen Armee.

Um diese Zeit fiel ihm Theodor Körner's, des gefeierten Helden des Tages, Gedichtsammlung „Leier und Schwert" in die Hände und machte den tiefsten Eindruck auf sein empfängliches Gemüth. Eine poetische Stimmung kam über ihn, ein mächtiger Trieb, sich dichterisch auszusprechen, erfüllte sein Inneres. Die Rückkehr unserer vaterländischen Krieger aus Frankreich gab die erwünschte Gelegenheit. Er hatte ja die vielen Mühseligkeiten, denen der Soldat im Felde, verglichen mit dem gemächlichen Leben der daheim gebliebenen Bürger, ausgesetzt ist, an sich selbst genugsam erfahren, und ein Gedicht, welches diesen Gegensatz veranschaulichte, schien ihm ganz dazu geeignet, „den zurückkehrenden Truppen einen desto herzlicheren Empfang zu bereiten." Er ließ das Gedicht auf eigene Kosten in einigen hundert Exemplaren drucken und in der Stadt vertheilen. Die Anerkennung, die er von allen Seiten mit diesem ersten Versuche erntete, gab ihm zur Forsetzung Lust und Muth. „Ich war jetzt in meinem 24. Jahre," schreibt er über diese Periode seines Lebens; „es lebte in mir eine Welt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz ohne alle geistige Kultur und Kenntnisse." Während dieser Gährung seines inneren Menschen hörte er zuerst den Namen Goethe, las er zuerst einen Band seiner Gedichte. Dann lernte er den „Wilhelm Meister" kennen, dann sein „Leben", endlich seine dramatischen Werke. Das rein Menschliche der Anschauungen, die kindliche Unmittelbarkeit der Gefühle, die Erhabenheit der Gedanken, die Anmuth und Hoheit der Sprache — das Alles nahm ihn hin mit wunderbarer Gewalt. Er fühlte sich plötzlich von einem verwandten Geiste höherer Art zu gleichartigem Schaffen angeregt, und ein Leitstern war ihm in Goethe aufgegangen, dem er hinfort mit Liebe und Bewunderung durch's ganze Leben nachgewandelt ist. Mehr als je empfand er jetzt den Mangel einer gründlichen wissenschaftlichen Vorbildung, ohne welche — das war ihm klar — von höheren schriftstellerischen Leistungen niemals die Rede sein könne. Das Feblende zu ersetzen, nahm er Privat-Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache und verwendete auf deren Erlernung alle Muße, welche seine, wenigstens 6 Stunden täglich fortnehmenden Berufsgeschäfte ihm übrig ließen. So trieb er's ein Jahr lang. Seine Fortschritte waren gut, doch seinem unaussprechlichen Drange zu

langsam. Er fühlte das Bedürfniß, täglich auf einige Stunden das Gymnasium zu besuchen, um ausschließlicher als bisher in dem gelehrten Elemente zu leben. Der würdige Direktor prüfte ihn mild und setzte ihn, obgleich er, da er, kein für die gewöhnlichen Schulfragen vorbereiteter Kopf, „nicht so gut bestand, als er im Grunde hätte sollen," in Anbetracht seines ungewöhnlichen Strebens, in die Secunda. „Ich brauche wohl kaum zu sagen," bemerkt er, „daß ich, als ein fast 25jähriger und als einer, der bereits in königlichen Diensten stand, unter diesen größtentheils noch sehr knabenhaften Jünglingen eine wunderliche Figur machte, so daß diese neue Situation mir anfänglich selber ein wenig unbequem und seltsam vorkommen wollte; doch mein großer Durst nach den Wissenschaften ließ mich Alles übersehen und ertragen." Er arbeitete nun mit angestrengtester Kraft. „Des Morgens 5 Uhr war ich wach und bald darauf an meinen Präparationen. Gegen 8 ging es in der Schule bis 10 Uhr. Von dort eilte ich auf mein Bureau zu den Dienstgeschäften, die meine Gegenwart bis gegen 1 Uhr verlangten. Im Fluge ging es sodann nach Haus; ich verschluckte ein wenig Mittagessen und war gleich nach 1 Uhr wieder in der Schule. Die Stunden dauerten bis 4 Uhr, worauf ich denn wieder bis nach 7 Uhr in meinem Beruf beschäftigt war und den ferneren Abend zu Präparationen und Privat-Unterricht verwendete." Diese furchtbaren geistigen Strapazen hatten allmählich einen entsprechenden Rückschlag auf Geist und Körper zur Folge. Er fühlte sich endlich abgestumpft an Leib und Seele und sah sich gezwungen, den Schulbesuch einzustellen. Inzwischen hatte er doch einen tüchtigen Schritt vorwärts gethan, und da sein Entschluß, die Universität zu besuchen, fest stand, so setzte er seine Vorbereituug auf diese durch Privatstunden fort. Und als er seine Brust wieder freier und leichter geworden fühlte, da erwachte auch die Lust zu dichterischem Schaffen wieder „und es entstanden viele Gedichte, wobei besonders die jugendlichen Lieder von Goethe ihm als hohe Muster vor Augen schwebten."

Indessen rückte der Zeitpunkt, wo er die Universität besuchen wollte, immer näher heran. Seine Gönner, deren er nicht wenige besaß, versprachen ihm eine Geldunterstützung, wenn er sich entschließen wolle, ein sogenanntes Brodstudium zu wählen. Dagegen sträubte sich anfangs sein ganzer Mensch. Als aber der Wunsch, die Hochschule zu beziehen, immer mehr zur Leidenschaft wurde, da „bequemte er sich den Ansichten einer übermächtigen Welt" und entschied sich für das Studium der Rechtswissenschaft. Jetzt gewährte ihm die Kriegs-Kanzlei den erbetenen Abschied und ließ ihm jährlich 150 Thlr. von seinem Gehalt zum Behuf seiner Studien auf zwei Jahre. Dazu hatte er sich 150 Thlr. durch

die subscriptionsweise Herausgabe seiner Gedichte verdient. So ausgerüstet ging er auf die Unversität Göttingen. Mit dem Brodstudium wurde es hier natürlich Nichts: „es lag ihm fortwährend nichts in Gedanken, als Poesie und Kunst und seine höhere menschliche Entwickelung.“ Im zweiten Studienjahre legte er das Rechtsstudium ganz bei Seite. Dafür hielt er sich an die geschichtlichen Vorlesungen eines Heeren, an die sprachlichen eines Dissen und ganz besonders an den anregenden Umgang mit den vorzüglichsten Köpfen unter den Studenten.

Nachdem er zwei Jahre den Studien obgelegen, ging Eckermann nach Hannover zurück, schrieb hier die „Beiträge zur Poesie,“ und schickte das Manscript, mit der Bitte um einige empfehlende Worte an den Buchhändler von Cotta, an Goethe. Schon früher hatte er diesem ein Exemplar seiner Gedichte zugesendet und später von Reisenden erfahren, daß Goethe „eine gute Meinung von ihm habe und in den Heften von Kunst und Alterthum seiner gedenken wolle.“ Von nun an lebte kein anderer Trieb in ihm, als seinem hohen Vorbilde einige Augenblicke persönlich nahe zu sein. Also machte er sich im Mai 1823 auf den Weg und wanderte zu Fuß nach Weimar. „Auf diesem wegen großer Hitze oft mühsamen Wege,“ sagt er, „hatte ich in meinem Innern wiederholt den tröstlichen Eindruck, als stehe ich unter der besonderen Leitung gütiger Wesen, und als möchte dieser Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen sein.“ Goethe empfing ihn überaus herzlich, und fortan blieb Eckermann bis zu dessen Tode (22. März 1832) sein vertrauter Freund und literarischer Beistand: ein Verhältniß, dessen herrliche Frucht, außer einer von Eckermann besorgten Redaktion einer neugeordneten, vollständigen Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken, die nach Fülle und Vielseitigkeit der darin enthaltenen Gedanken und Beurtheilungen auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens, einzig in ihrer Art dastehenden „Gespräche mit Goethe“ sind. Dieselben sind in alle europäischen Sprachen, selbst in's Türkische, übersetzt worden.

Unter den Vertretern deutscher Wissenschaft möchte es schwerlich ein erhebenderes Vorbild Dessen geben, was der menschliche Geist trotz Armuth und bitterstem Mißgeschick, Großes zu leisten im Stande ist, wenn ein tüchtiges Wollen zu unermüdlichem Streben ihn treibt, als den Philologen (Sprachforscher) Christian Gottlob Heyne. Geboren in der niedrigsten Lebenssphäre: aufgewachsen unter allen Leiden der drückendsten Dürftigkeit, die ihn fast sein ganzes Leben hindurch mit seltener Hartnäckigkeit verfolgten, hat er gleichwohl unbeugsam ausgeharrt, bis die besseren Tage ihm kamen. Wir lassen ihn selbst die Geschichte seiner Jugend erzählen.

„Ich ward zu Chemnitz am 25. September 1729 in der größten Dürftigkeit geboren und erzogen. Der früheste Gespiele meiner Kindheit war der Mangel, und die ersten Eindrücke machten auf mich die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brod wußte. Wie oft sah ich sie Sonnabends mit weinenden Augen die Hände ringen, wenn sie mit dem, was der angestrengteste Fleiß ihres Gatten (eines Leinwebers) in durchwachten Nächten gefertigt hatte, wieder nach Hause kam, ohne den Käufer gefunden zu haben. Zuweilen ward ein neuer Versuch durch meine Schwester oder durch mich gemacht; ich mußte mit eben den Stücken Waaren zum Kaufmann gehen, ob wir sie nicht los werden könnten. Die Ankäufer boten den geringsten Preis, um sie für den höchsten auswärts verkaufen zu können. Ich ward, statt von dem Schimmer der Wohlhabenheit dieser Reichen mich blenden zu lassen, mit Grimm gegen sie erfüllt."

„Meine guten Eltern thaten was sie konnten, und ließen mich in eine Kinderschule in der Vorstadt gehen. Ich erhielt das Lob, daß ich Alles schnell begriffe und viel Lust zum Lernen hätte. Schon im zehnten Jahre hatte ich, um das Schulgeld aufzutreiben, einem Kinde meines Nachbars, einem Mädchen, Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben. Da mich der gemeine Schulunterricht nicht weiter fördern konnte, so kam es auf eine Privatstunde an, in welcher ich zum Latein angeführt werden sollte. Aber hierzu ward wöchentlich ein guter Groschen erfordert; den konnten mir meine Eltern nicht geben. Lange trug ich diesen Kummer mit mir herum. Ich hatte einen Pathen, der ein wohlhabender Bäcker war, ein Halbbruder meiner Mutter. An einem Sonntage ward ich zu diesem geschickt, um ein Brod zu holen. Mit nassen Augen trat ich in das Haus und fand meinen Pathen von ungefähr dastehen. Befragt, warum ich geweint hätte, wollte ich antworten; ein ganzer Strom von Thränen brach los; kaum konnte ich die Ursache meines Schmerzes verständlich machen. Mein großmüthiger Pathe erbot sich, wöchentlich den Groschen zu bezahlen. Zur Bedingung ward mir auferlegt, ich sollte alle Sonntage kommen und das auswendig gelernte Evangelium hersagen. Dieses hatte die gute Folge für mich, ich übte mein Gedächtniß und lernte etwas mit Dreistigkeit vortragen. Trunken vor Freude lief ich mit meinem Brode davon, schwang es einmal über das andere in die Luft, und barfuß, wie ich war, sprang ich hoch auf. Darüber fiel mir mein Brod in eine Gosse. Dieser Vorfall brachte mich ein wenig wieder zur Besinnung. Meine Mutter freute sich der guten Botschaft, die ich ihr brachte; mein Vater war weniger damit zufrieden. So gingen ein paar Jahre dahin; mein Schulmeister bestätigte, was ich selber schon lange wußte, ich könnte bei ihm nun weiter nichts lernen."

„Jetzt war der Zeitpunkt, daß ich die Schule verlassen und zur Lebensart meiner Väter übergehen sollte. Würde nicht der Handwerksmann bei Bedrückungen so vieler Art der Früchte seines sauren Fleißes und so mancher Vortheile, die dem nützlichen Bürger gehören, beraubt, so würde ich noch jetzt sagen: wäre ich doch im Stande meiner Väter geblieben! Wie viel tausendfaches Ungemach würde mir die Stunde noch fremd sein! Mein Vater mußte es wünschen, bald einen erwachsenen Sohn zum Gehülfen seiner mühseligen Arbeit zu erhalten, und sah meine Abneigung mit großem Widerwillen. Ich hingegen wünschte sehnlich, die lateinische Stadtschule besuchen zu können. Allein hierzu fehlten durchaus die Mittel. Wo sollte ein Gulden Quartalgeld, die Bücher und ein blauer Mantel herkommen? Wie sehnlich hing oft mein Blick an den Wänden der Schule, wenn ich vorbeiging."

„Ein Geistlicher, der Pastor Seidel in der Vorstadt, war mein zweiter Pathe. Mein Schulmeister, der zugleich an seiner Kirche stand, hatte ihm von mir gesagt; ich ward zu ihm beschieden, und nach einem kleinen Examen erhielt ich die Zusicherung, ich solle in die Stadtschule gehen; er wolle die Kosten tragen. Ich ward zum Rektor Hager geschickt, examinirt, und erhielt mit Beifall einen Platz in der zweiten Klasse. Schwächlich von jeher, von Kummer und Elend gedrückt, ohne frohen Genuß des kindlichen Alters und der frühen Jugend, war ich von kleinem Wuchs geblieben. Meine Kameraden richteten nach der Aussicht und hatten eine sehr geringe Meinung von mir. Nur durch einige Proben meines Fleißes und das Lob, das ich erhielt, gelangte es dahin, daß sie es ertrugen, mich an ihre Seite gesetzt zu sehen."

„Und gewiß war mein Fleiß nicht wenig erschwert! Von dem, was der Geistliche versprochen hatte, hielt er so viel, daß er das Quartalgeld trug, mich mit einem groben Mantel versah und mir einige unbrauchbare Bücher schenkte, die er in seinem Vorrath hatte; aber die Schulbücher für mich anzuschaffen, dazu konnte er sich nicht entschließen. Hier sah ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, die Bücher von einem meiner Mitschüler mir geben zu lassen und sie täglich vor den Lektionen abzuschreiben. Dagegen wollte der gute Mann selbst Antheil an meinem Unterricht haben, und gab mir von Zeit zu Zeit einige Stunden in der Latinität. Er hatte in seiner Jugend lateinische Verse machen gelernt; kaum war Eramus de civilitate morum auf die Seite gebracht, so ward ich zum lateinischen Versemachen angeführt. Alles dieses, ehe ich noch Schriftsteller gelesen oder nur einigen Wortvorrath mir angeschafft hatte. Der Mann war dabei heftig und streng und in Allem abschreckend, hatte kein Gefühl für eine Freude, als die ihm seine Einnahme und seine Eitelkeit gewährte, und auf Beifall konnte ich nie rechnen, selbst wenn ich einen Vers

richtig skandirte (abtheilte). Hätte er nur noch einen Klassiker in die Hand genommen; aber den hatte er nicht, sondern bloß einen Owen, Fabricius und einige geistliche Dichter, aus denen er mir Verse diktirte, die ich in ein anderes Metrum (Versmaß) übertragen mußte. Der Unterricht in der Schule war nicht viel besser; er war ganz der ehemalige Schlendrian."

„Ein Vorfall zog mich indeß aus der Lethargie (Erstarrung), in die ich verfiel. Es wurde ein sogenanntes Schulexamen gehalten, bei welchem der Superintendent als erster Scholarch zugegen war. Dieser Mann, Dr. Th. Krüger, für seine Zeit ein gelehrter Theologe, unterbrach auf einmal den Rektor, der vom Katheder lehrte, und that die Frage, wer wohl unter den Scholaren (Schülern) sagen könne, was per anagramma (durch Verschiebung der Buchstaben) aus Austria herauskäme. Der Einfall war veranlaßt, weil eben damals der erste schlesische Krieg (1740—42) ausgebrochen und in irgend einer Zeitung ein schönes Anagramm erschienen war. Keiner von Allen wußte was ein Anagramm sei; selbst der Rektor sah ganz verstört aus. Da Niemand antwortete, fing der Rektor an, eine Beschreibung vom Anagramm zu machen. Nun setzte ich mich hin und sprang mit dem gefundenen vastari (verwüsten) auf. Dieses war etwas Anderes, als was in den Zeitungen gestanden hatte. Desto größer war die Verwunderung des Superintendenten, noch mehr, als er einen kleinen Knaben auf der untersten Schulbank in Sekunda vor sich sah. Er nuschelte mir nun seinen Beifall zu, aber zugleich hetzte er mir alle meine Mitschüler auf den Hals, da er sie mündlich ausschimpfte, daß sie sich von einem Infimus (Untersten) hätten übertreffen lassen."

„Genug! Dieses pedantische Abenteuer gab den ersten Stoff zur Entwickelung meiner Kräfte. Ich fing an mir etwas zuzutrauen — und durch alle die Verachtung und Bedrückung, unter der ich schmachtete, mich nicht in den Staub strecken zu lassen."

Heyne verdoppelte seinen Fleiß. Es glückte ihm, in einer angesehenen Familie als Privatlehrer Zutritt zu erhalten; nun war er der Handarbeit für den Vater überhoben; nun konnte er sich Oel für die Arbeitslampe kaufen und sogar zu den Bedürfnissen der Familie eine Kleinigkeit beisteuern.

Inzwischen war der Zeitpunkt erschienen, wo er die Universität Leipzig beziehen sollte. Im Vertrauen auf den Segen Gottes und die Versprechungen des alten Geistlichen machte er sich muthig mit einer Baarschaft von zwei Gulden dorthin auf den Weg. Als das versprochene Geld ausblieb, da warfen Kummer und Hunger den Armen auf das Krankenbett. Jetzt freilich schickte der Geistliche von Zeit zu Zeit einige Thaler, doch schützten ihn diese knapp vor'm Verhungern, und bat er um weitere

Unterstützung, so erhielt er statt dessen Briefe voll bitterer Vorwürfe, mit der demüthigenden Adresse: à Monsieur Heyne, étudiant negligeant à Leipzig *). Das Hausmädchen, dem die Noth des darbenden Studenten zu Herzen ging, bestritt aus ihren paar Groschen die Ausgabe für sein tägliches Brod.

Kleine Ursachen sind sehr oft die Vorläufer großer Wirkungen. Als der kleine, schwächliche Weberssohn bei seinem eitlen und filzigen Gönner, dem alten Geistlichen, lateinische Verse schmieden mußte, konnte er in seinem Verdrusse nicht ahnen, daß diese Kunst einst eine verhängnißvolle Folge für ihn haben würde. Während Heyne noch in Leipzig studirte, ereignete es sich, daß der Prediger der dortigen reformirten französischen Gemeinde, Namens Lecroste, mit dem er bekannt und befreundet gewesen, starb. Heyne gab seiner Trauer über den Verlust des Freundes in einer lateinischen Elegie Ausdruck. Das schön gedruckte Gedicht ging von Hand zu Hand und kam auch dem regierenden Staatsminister von Brühl zu Gesicht. Der Graf erkundigte sich nach dem Verfasser und äußerte sogar den Wunsch, ihn kennen zu lernen und in seine Dienste zu nehmen. Also ging der Dichter, nachdem er mittelst einer Anleihe von 51 Thalern seine Ausrüstung beschafft, mit großen Erwartungen nach Dresden, ward sehr gnädig von dem Minister empfangen und mit der Versicherung entlassen, daß für ihn gesorgt werden solle. Dabei ist es indeß geblieben. Heyne hat dieses erste Zusammentreffen „mit einem Großen" in unauslöschlichem Andenken behalten, und war auf immer von dem Wahne geheilt, daß etwas auf Worte solcher Herren zu geben sei. Seine Leichtgläubigkeit stürzte ihn in namenloses Elend. Blutarm, kreditlos und fremd stand er in der großen Stadt da! Eine Hofmeisterstelle mußte, kaum übernommen, wieder aufgegeben werden. Seine Bedrängniß stieg auf's Höchste. Leere Erbsenschoten, die er sammelte und sich kochen ließ, bildeten eine Zeit lang seine einzige Nahrung. Ohne Geld, ohne Wohnung, ohne Freund, war er nahe daran, Hungers zu sterben, als ein Kandidat sich seiner erbarmte und edelherzig sein Zimmer mit ihm theilte; allein da es an einem Bette gebrach, mußte er auf dem Fußboden schlafen, indem Bücher die Stelle des Kopfkissens vertraten. Als er mit gepreßtem Herzen sein letztes Buch zum Antiquar getragen hatte und Niemand ihm Geld vorschießen wollte, da gab ihm das Elend die Feder in die Hand, und er ward Schriftsteller. Sein erstes Werk war die 1754 erschienene Ausgabe des lateinischen Dichters Tibull, dem alsbald eine Bearbeitung des griechischen Philosophen Epiktet folgte. Das sich auf 100 Thaler belaufende Honorar für diese Arbeiten reichte

*) An Herrn Heyne, nachlässigen Studirenden zu Leipzig.

kaum zur Bezahlung seiner Schulden hin. Seine Lage blieb gleich jammervoll. Einige Uebersetzungen wurden zwar angenommen, aber niemals honorirt. Er unterrichtete darauf den jungen Grafen Brühl gegen Zusage einer Entschädigung von 200 Thalern. Als jedoch der siebenjährige Krieg ausbrach (1756), fand man ihn mit einem Geschenk von 50 Thalern ab. Im Bombardement von Dresden (1759), verlor er, gleich dem Satyriker Rabener, alle seine Papiere und Bücher. Gegen den Herbst des Jahres 1759, wo seine Noth wieder auf's Höchste gestiegen war, ward er als Hofmeister in eine adeliche Familie berufen. Hier lernte er ein edles Mädchen, Therese Weiß, kennen und lieben, und als diese, wenige Jahre später, aus innigster Ueberzeugung das katholische Glaubensbekenntniß mit dem evangelischen vertauscht hatte und in Folge dessen von ihrer fanatischen Familie verstoßen worden war, da wollte er das geliebte Mädchen nicht allein stehen lassen und reichte ihr, gleich mittellos zwar, aber stark im Vertrauen auf eine lichtere Zukunft, im Jahre 1761 Herz und Hand. Er schreibt:

„Die großmüthige Unterstützung einiger edeldenkenden Freunde erleichterte eine Zeit lang unser Schicksal. Wie viel traurige Tage, bei einer so trüb umwölkten Aussicht, wurden damals verlebt! Bald kamen neue Sorgen hinzu. Eine frühzeitige Niederkunft gab uns unsern Karl, der nur mit unglaublicher Muttersorge aufgebracht werden konnte.“

„Eine Bekanntschaft mit einer sehr würdigen Familie, von Löwen, verschaffte uns im nächsten Sommer eine Erleichterung, ja sogar einige sehr vergnügte Tage. Der Herr von Löben lud uns auf sein Gut Mangelsdorf in der Oberlausitz bei Reichenbach ein. Wir reisten im Mai dahin und genossen die Freuden des Frühlings mit einem desto stärkeren Gefühle, da die drückende Last des Gegenwärtigen uns abgenommen war. Doch bald brachten die Kriegsunruhen in der Lausitz die Erinnerung in's Gemüth zurück, daß auf eine lange Dauer von Zufriedenheit hienieden nicht zu rechnen sei. Da die Kriegsgefahren sich näherten, verließ die von Löben'sche Familie das Gut. Die kostbarsten Sachen und das Silbergeschirr wurden in der Kammer verborgen. Uns ward die Aufsicht über das Haus und die Wirthschaft übertragen, wodurch ich einige Begriffe von der Landökonomie erhielt. Bald erfolgte ein Ueberfall von Kosaken (wie man bald nachher erfuhr, verkleideten Preußen). Nachdem sie sich in den Kellern besoffen hatten, wollten sie plündern. Verfolgt von ihnen, floh ich die Treppe hinauf, und fand nur die Thür des Zimmers offen, wo meine Frau mit dem Säugling war. Ich sprang in die Kammer. Sie stellte sich mit dem Kinde auf dem Arme, muthig den Räubern in der Thüre entgegen. Dieser Muth rettete mich und den in der

Kammer verborgenen Schatz. In der Mitte des Novembers kamen wir — noch immer ohne Aussicht — nach Dresden zurück. Dort erfuhr ich, daß man bereits von Hannover aus nach mir gefragt hätte, und im December kam die Anfrage an mich, ob ich einen Ruf nach Göttingen an Gesner's Stelle annehmen wollte?"

In Göttingen war nämlich Joh. Math. Gesner, Professor der Beredtsamkeit, Bibliothekar und Vorsteher des philologischen Seminars, 1761 gestorben, und der hannöversche Minister von Münchhausen hatte sich mit der Bitte an Professor Ernesti in Leipzig (bei welchem Heyne Vorlesungen gehört hatte), gewendet, ihm einen tüchtigen Nachfolger vorzuschlagen. Dieser empfahl den berühmten Ruhnken in Leyden, welcher jedoch seine Stelle nicht zu verlassen wünschte und auf unsern Heyne, als auf den Würdigsten, hinwies.

„Was sucht man," schrieb der treffliche Mann, „außer dem Vaterlande, was das Vaterland selber darbietet? Warum giebt man Gesnern nicht zum Nachfolger Christian Gottlob Heyne? diesen Zögling Ernesti's, diesen Mann von großem Geiste, der seine Kunde der römischen Literatur durch seinen Tibull, der griechischen durch seinen Epiktet bewährt hat? Er ist nach meiner und des großen Hemsterhuis' Meinung der Einzige, der Gesners Verlust ersetzen kann. Man sage doch nicht, Heyne's Ruf sei noch nicht ausgebreitet genug! In diesem Manne, man glaube mir, ist ein solcher Reichthum des Genies und der Gelehrsamkeit, daß bald das ganze gebildete Europa seines Ruhmes voll sein wird!"

Im Jahre 1763 erfolgte Heyne's Ernennung zum Nachfolger Gesner's. Deutschland empfing in diesem denkwürdigen Jahre, nach den Drangsalen eines siebenjährigen Krieges, den ersehnten Frieden zurück, und auch Heyne, der hartgeprüfte Dulder, feierte in demselben, mit seinem Einzuge in Göttingen, das Friedensfest seines Lebens, um fortan, in sorgenloser Lage, bis 1812, also nahezu 50 Jahre, eine großartig umfassende und segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Seine Sprachforschung hielt sich überall, mit Vermeidung aller unnützen Wortgrübelei, an den reinen Geist der Alten, deren Schriftwerke er aus dem Gesichtspunkte ihrer Zeit und ihrer Umgebung zu erklären strebte. „Er arbeitete," sagt Grube über ihn,*) „nicht bloß auf Sprachgelehrsamkeit hin, sondern zeigte, daß es auf Bildung des Geschmacks, auf Veredelung des Gefühls, auf Vervollkommnung unserer ganzen moralischen Natur bei solchen Studien ankomme."

Wahrlich, den jungen Leuten würden ihre gelehrten Studien

*) In seinen trefflichen „Miniaturbildern," denen wir hier wie an andern Orten manchen werthvollen Beitrag schulden!

mehr zur Herzenssache werden und zur Geisteserfrischung dienen, wenn sich die Philologen unserer Zeit allgemeiner und unbedingter an das hohe Vorbild eines Heyne halten wollten! Seine Ausgabe des Homer beschäftigte ihn 18 Jahre hindurch. Im Jahre 1775 traf ihn der harte Schlag, seine geliebte Therese, die treue Gefährtin in Freud' und Leid, zu verlieren. Sein Schmerz war ungeheuer; aber die muthige Dulderkraft, die ihn oben gehalten hatte in allen Stürmen seines Lebens, verließ ihn auch jetzt nicht. Er vertiefte sich in die angestrengteste Arbeit, die ihm immer eine liebe Freundin und milde Trösterin gewesen; und wenige Wochen nach dem schmerzlichen Ereigniß schrieb er — wie das bei solchen entscheidenden Zeitpunkten des Lebens seine Gewohnheit war — folgende Trostgründe nieder, die uns in die geheimsten Falten seines herrlichen Gemüthes blicken lassen:

1) „Meine Schicksale sind das Werk eines allweisen und allguten Wesens, das Alles zu guten Entzwecken lenkt und meine sittliche Vervollkommnung auch durch die Folgen meiner Schwachheiten und Fehler, Leidenschaften und Thorheiten zu bewirken sucht."

2) „Ich werde meine Freundin wiedersehen, meinem Wunsche nach bald! aber auch dem Maße irdischer Dauer nach bald! Was sind jetzt die achtzehn Jahre unserer Liebe, wenn ich auf sie zurückblicken will."

3) „Mein nagender Kummer und der Druck, unter welchem meine Seelenkräfte erliegen, machen mich zu allen Geschäften unfähig; und ich habe doch so schwere Pflichten auf mir! Ich muß, ich will mich ermannen, sonst erliege ich vor der Zeit. Dies war die 41. Nacht, die ich von Mitternacht an meist schlaflos zugebracht habe. Ich sehe es, ich muß Alles aus meinem Sinn mit Gewalt verbannen; alle Vorstellungen und Erinnerungen, angenehm und unangenehm, mit aller Härte gegen mich selbst unterdrücken. Meine Pflichten kommen von eben dem Gott, von welchem meine Leiden kommen; selbst die süßeste der Hoffnungen, sie wieder sehen zu können, würde mir nicht gesichert sein, wenn ich meine Pflichten durch meine Schuld nicht erfüllen könnte."

4) „Ich sehe das menschliche Unvermögen, etwas außer mir von Tröstungen beizutragen; ich sehe die Unmöglichkeit, in dem Vergangenen etwas zu änderu, irgend eine Stunde zurückzurufen."

„Ich habe glückliche Stunden durch sie genossen; ich habe Leid genug mit ihr erduldet!"

„Das Unvollkommene irdischer Glückseligkeit, auch im Besitze der edelsten, besten Freundin, habe ich mehr als Jemand erfahren."

„Rechtschaffenheit der Gesinnungen und thätiger Eifer, Gutes zu thun, können nach Allem zufriedene Stunden geben; aber den Stachel des Kummers und der Sorge ziehen sie nicht aus."

„Gott hat mir gleichwohl im Besitze meiner Freundin große Wohlthaten erwiesen; so viele Uebel, die uns im Anfange und in der Folge unserer Liebe drohten — wie gnädig hat er sie abgewendet! Die Anlage ihres Körpers war zu den schwersten, schrecklichsten Krankheiten; ich mußte fürchten, sie könnte einst in Schwermuth versinken. Wie langwierig konnte ihre Auszehrung werden, wie schmerzlich ihre Lage! Gott gab ihr und mir die Gnade, daß von Zeit zu Zeit sich Besserung zeigte und daß uns die Hoffnung bis an den letzten Tag täuschte. — Und ihre Fassung, ihre Heiterkeit, ihr Muth, welche Wohlthat!"

„Also auch für alle die Leiden, die Prüfungen, danke ich Dir, mein Gott!"

„Und nun, verklärte Freundin, will ich mich mit ganzem Herzen zu meiner Pflicht wenden; Du selbst lächelst mir Beifall zu."

Wir wenden unsere Blicke nunmehr von dem Leben, Leiden und Kämpfen eines tiefen Gemüths ab und einem Ereignisse zu, welches in unsern Tagen, einem Wunder gleich, sich vor den staunenden Augen der ganzen Welt vollzogen hat. Nicht denken wir hier an die mit Strömen Blutes erkauften Siege Preußens, durch welche sich dieser Staat seine unbestrittene Führerschaft in Deutschland gesichert und den Deutschen die Möglichkeit eines einheitlich organisirten Gesammtvaterlandes um ein Erhebliches näher gerückt hat; — sondern wir meinen einen Triumph der Friedens-Arbeit, der eben darum, weil er ohne alles Blutvergießen, lediglich mit den Waffen friedlicher Thätigkeit errungen wurde, die Seele wohlthuender anmuthet, als es alle noch so großartigen Erfolge der Kriegs-Arbeit jemals zu thun vermögen: Die Herstellung des transatlantischen Telegraphen.

Wohl kein Unternehmen der Neuzeit hat so schlagend, wie das genannte, die Wahrheit des Satzes bewiesen, daß ein großer Erfolg ohne Ausdauer gar nicht möglich ist. Nicht die Kräfte einer Regierung oder eines ganzen Staates waren thätig, das Riesenwerk zu schaffen, nein! ein einfacher Privatmann, unterstützt nur von einigen wenigen Privatleuten, der nordamerikanische Ingenieur Cyrus Field ist der erste Anreger und der eigentliche Schöpfer des transatlantischen Telegraphen gewesen. Seitdem dieser Mann die gewaltige Idee gefaßt hatte, eine elektrische Verbindungsstraße zwischen der alten und der neuen Welt herzustellen, seitdem hat er, mit der zähen und heldenmüthigen Ausdauer, wie sie nur ein von einem hohen Gedanken durchglühter Mensch in solcher Größe haben kann, an der Verwirklichung dieser Idee gearbeitet. Kein noch so furchtbares Hinderniß konnte seinen Eifer ermatten, kein Fehlschlag ihn und

seine treuen Anhänger vor immer neuen Anläufen zur Erreichung des fernliegenden Zieles zurückschrecken. Nachdem bereits drei, mit ungeheuren Opfern an Geld, Zeit und Mühen, vorbereitete Versuche gescheitert waren, sehen wir Field und die hinter ihm stehende Schaar der englischen und amerikanischen Aktionäre ihre Kräfte zu einem vierten Versuche zusammenraffen — und jetzt endlich krönt ein herrlicher Doppelerfolg die heißen Anstrengungen der unverzagten Männer.

Es ist wahrhaft lehrreich, erquickend und erhebend, zu sehen, auf welchen Wegen und durch welche Mittel diese Errungenschaft der friedlichen Arbeit, die ja Segen bringen wird der ganzen Menschheit, erreicht worden ist, und so wollen wir denn hier die Geschichte des Telegraphen ganz so mittheilen, wie sie der Held derselben, Cyrus Field, bei Gelegenheit eines am 15. Novbr. 1866 ihm zu Ehren von der New-Yorker Handelskammer gegebenen Festes erzählt hat:

„Es sind fast 13 Jahre her", sagte Field, „als sich ein halbes Dutzend Herren dieser Stadt New-York vier Abende hinter einander in meinem Hause versammelte und an einem Tische, der mit Karten und Plänen bedeckt war, über das Projekt nachsann, eine Telegraphenlinie von New York nach St. Johns in Newfoundland zu legen, die von dort über den Ocean asgedehnt werden sollte. Es war ein hübscher Plan — auf dem Papier. Da lag New-York und da St. Johns, ungefähr 1200 (engl.) Meilen weit auseinander. Es war leicht, eine Linie von einem Punkte zum andern zu ziehen, wenn man die Wälder und Berge, die Flüsse, Sümpfe und das Meer nicht in Rechnung brachte, die uns im Wege lagen. Nicht Einer von uns hatte je das Land gesehen oder hatte die leiseste Idee von den zu überwindenden Schwierigkeiten. Wir glaubten die Linie in einigen Monaten bauen zu können; aber bis zur Vollendung derselben verflossen drittehalb Jahre. Und doch leistete keine Seele außerhalb unseres kleinen Kreises uns dabei Hülfe. Ich fürchte auch, wir würden uns umsonst danach umgesehen haben, denn nur wenige Menschen hatten Vertrauen zu unserm Unternehmen. Jeder Dollar kam aus unserer eigenen Tasche, und mit Stolz spreche ich es hier aus: Keiner trat zurück. Die, welche das Werk zuerst begannen, haben auch treu bis zuletzt ausgehalten. Von diesen 6 Männern sind 4 heute Abend hier anwesend: Die Herren Peter Cooper, Moses Taylor, Marschall O'Roberts und ich. Mein Bruder Dudley ist in Europa, Herr Chandler White starb 1856 und sein Platz wurde durch Herrn Wilson G. Hunt ausgefüllt, der ebenfalls hier ist. Herr Robert Lowber war mein Sekretair. Diesen Herren, meinen ersten Theilhabern, muß ich meinen ersten Dank zollen.

Sie sehen, daß die Sache anfänglich ein rein amerikanisches Unternehmen war. Es ward angefangen und drittehalb Jahre fortgeführt, lediglich mit amerikanischem Kapital. Unsere Brüder jenseits des Oceans wußten gar nicht einmal, was wir in den Wäldern von Newfoundland vorhatten. Unsere kleine Gesellschaft gab über 1¼ Millionen Dollars (1,875,000 Thlr.) aus, ehe ein Engländer auch nur 1 Pfd. Sterling hergab. Unsere einzige Unterstützung nach außen hin bestand in dem liberalen Entgegenkommen des Gouverneurs von Newfoundland. Die ersten Sondirungen im atlantischen Ocean wurden von amerikanischen Officieren, auf amerikanischen Schiffen vorgenommen. Unsere Männer der Wissenschaft — Morse, Henry, Bache und Maury — interessirten sich lebhaft für die Sache."

„Erst im Jahre 1856 gewann das Unternehmen in England irgend welchen Boden. Im Sommer jenes Jahres ging ich nach London und bildete dort mit den Herren John Brett, Charles Bright und Dr. Whitehouse die Atlantische Telegraphen-Gesellschaft. Die Wissenschaft hatte begonnen, die Ausführung eines solchen Planes für möglich zu halten und der große Faraday begrüßte unser Vorhaben mit Begeisterung. Englische Kapitalisten betheiligten sich und die englische Regierung begann jene hochherzige Haltung anzunehmen, die sie bis zu Ende bewahrte, indem sie uns Schiffe zur Verfügung stellte, um Messungen im Ocean vorzunehmen und das Kabel zu legen, und überdieß eine jährliche Unterstützungssumme für das Uebersenden von Telegrammen zusagte. Die Expeditionen von 1857 und 1858 waren gemeinsame Unternehmungen, an denen die amerikanischen Schiffe „Niagara" und „Susquehannah" zugleich mit den englischen Schiffen „Agamemnon", „Leopard", „Gorgon" und „Valorous" Theil nahmen, und Officiere von beiden Marinen wirkten mit edlem Wetteifer an demselben großen Werke mit. Das Kapital — mit Ausnahme eines Viertels, das ich selbst übernahm — wurde ganz und gar in Großbritannien gezeichnet. Die Direktoren waren fast sämmtlich englische Bankiers und Kaufleute; aber mit Stolz dürfen wir Einen unter ihnen einen Amerikaner, nennen, nämlich Herrn George Peabody, dessen großartige Wohlthätigkeit*) seinen Namen in beiden Ländern zu einem gesegneten gemacht hat. Dieser Mann blieb trotz 40jährigen Aufenthalts in London seinem Vaterlande getreu und lehnte es ab, englischer Baronet zu werden, um ein einfacher amerikanischer Bürger bleiben zu können."

„Mit der Geschichte der Expeditionen von 1857 und 1858 sind Sie bekannt. Beim zweiten Versuche hatten wir einen

---

*) Vergleiche den Abschnitt: Der Geschäftsmann.

kurzen Erfolg. Das Kabel wurde gelegt und arbeitete 4 Wochen, obgleich nie sehr brillant, da es zu keiner Zeit so rasche und deutliche Zeichen gab, wie das jetzige. Es sprach, wenn auch nur in abgerissenen Kundgebungen. Nichtsdestoweniger wurden, während seines kurzen Daseins, gegen 400 Botschaften durch ihn befördert. Sie erinnern sich Alle der Begeisterung, welche es hervorrief. Es war ein neues Ding unter der Sonne und einige Wochen lang war das Publikum ganz starr von Erstaunen. Natürlich war der Rückschlag sehr stark, als die Thätigkeit des Kabels aufhörte. Während Manche meinten, es sei Alles Humbug, glaubten Andere, das Kabel habe überhaupt niemals gearbeitet. Diese Vorurtheile mußten wir 8 Jahre lang geduldig ertragen; aber ich denke, endlich haben wir die Ungläubigen bekehrt."

„Auf das Mißlingen von 1858 folgten unsere düstersten Tage. Wenn eine Sache todt ist, so hält es schwer, ihr durch Galvanismus neues Leben zu verleihen. Es ist weit schwieriger ein altes Unternehmen wieder in Gang zu bringen, als ein ganz frisches zu beginnen. Zum Unglück war unser Vaterland eben jetzt in einen furchtbaren Krieg verwickelt. Während die Nation um ihre Existenz kämpfte, hatte sie keine Zeit zu großen Unternehmungen. Aber in England ward der Projekt lebendig erhalten. Die Atlantische Telegraphen-Gesellschaft behielt ihre Organisation bei. An ihrer Spitze stand eine edle Schaar von Direktoren, die unerschütterlich an dem Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang des Unternehmens festhielten. Die englische Regierung setzte, zur Untersuchung der ganzen Angelegenheit eine Kommission (Untersuchungsausschuß) nieder. Sie bestand aus hervorragenden Männern der Wissenschaft und praktischen Ingenieuren. Dazu kamen noch Männer von der Bedeutung eines Stephenson*) und Brunnel**) die Zeit und Mühe opferten, ohne auf die kleinste Belohnung Anspruch zu machen. Dieser Ausschuß blieb zwei Jahre thätig und gab viele tausend Pfund für Experimente aus. Das Ergebniß war die feste Ueberzeugung, daß die Ausführung des transatlantischen Telegraphen möglich sei. Die Wissenschaft trat um diese Zeit in den Dienst der Praxis. Unterseeische Kabel wurden im Mittelmeer, im rothen Meer und im persischen Meerbusen gelegt. Letzteres von meinem Freunde Charles Bright."

„Als die Wissenschaft zu unsern Gunsten entschieden hatte, faßten wir wieder ein Herz und bereiteten uns vor, frische Versuche zu wagen. Das war im Jahre 1863. Ich ging in diesem Lande, obgleich der Krieg noch wüthete, von Stadt zu Stadt, hielt Meetings (Versammlungen) und forderte zur Betheiligung

---

*) Der Sohn des Verbesserers der Lokomotive.

**) Der Sohn des Erbauers des Themsetunnels.

auf, — aber mit schwachen Erfolg. Die Leute kamen, hörten Reden an und sagten: „Es sei Alles recht hübsch und sie hofften, daß ich Erfolg haben würde;“ aber sie thaten nichts. Hier in New-York brachte ich doch noch 70,000 Pfund (466,666⅔ Thaler) zusammen. Ein Herr kaufte in jenen Tagen, als kein Mensch zu unserer Sache Vertrauen hatte, für 100,000 Dollars (150,000 Thaler) Aktien. Es war dies der hier anwesende Herr Andrews, der sich jetzt für seinen Glauben an uns belohnt sieht. Ich ging nach London. Auch dort herrschte tiefe Muthlosigkeit. Viele hatten Verluste gehabt und wollten nicht noch mehr Geld „in's Meer werfen.“ Wir brauchten 600,000 Pfd. Sterl. (4 Millionen Thaler) konnten indeß nicht mehr als die Hälfte zusammenbringen und so stand das Unternehmen eine Zeit lang still. In dieser Noth sah ich mich nach einem Manne mit breiten Schultern um, der unsere Sache als Riese verfechten könnte. Da fand ich in Herrn Thomas Brassey das Muster eines großherzigen Engländers. In London ist er als ein Mann bekannt, der britischen Unternehmungsgeist und britisches Kapital nach allen Gegenden der Welt verpflanzt hat. Er empfing mich freundlich und nahm mit mir ein Examen vor, wie ich's noch nie durchgemacht hatte. — Meine Antworten befriedigten ihn und er sagte einen Geldbeitrag zu. Darauf zahlte er 60,000 Pfd. Sterl. (400,000 Thlr.) aus. Ich fand einen ähnlichen Mann in Herrn John Pender in Manchester. Er gab eben so viel her, wie Herr Brassey. Das war ein entscheidender Wendepunkt in der Geschichte unseres Unternehmens, denn er führte zu einem Bündniß mit der bekannten Firma Glaß, Elliot & Co. und ferner mit der „Gutta-Percha-Gesellschaft.“ Doch hatten wir mit allen Anstrengungen bisher nur 285,000 Pfund Sterl. (1,900,000 Thlr.) aufbringen können. Die jetzt neu sich bildende „Telegraphenbau-Gesellschaft“ zeichnete die fehlenden 315,000 Pfund Sterl. (2,180,000 Thaler.) Ein halb Dutzend Herren kaufte den „Great Eastern“ zur Legung des Kabels. Ein günstiges Geschick ließ uns einen musterhaften Führer des Schiffes finden, den Kapitain Anderson, der Jahre lang Schiffe der Cunard Linie befehligte. Welch' ausgezeichnete Dienste er uns bei zwei Expeditionen leistete, hat der Erfolg gezeigt, und die Zeichen königlicher Gunst*) schmücken mit Recht sein edles Haupt.“

„So vorbereitet, ward die Herstellung eines neuen Kabels rüstig in Angriff genommen. Das Kabeltau wurde sehr sorgfältig in 8 Monaten angefertigt, an Bord des „Great Eastern“

*) Er wurde, nebst einigen andern Engländern, von der Königin durch Verleihung der Baronet-Würde für die Verdienste um die Herstellung des transatl. Telegraphen, geehrt.

geschafft, in 3 ungeheure Haufen gerollt, und am 15. Juli 1865 ging das Schiff unter Segel. Eine Woche lang ging Alles gut; wir hatten bereits 1200 englische Meilen des Kabels abgerollt und hatten nur noch 600 Meilen nach — als das Kabel riß und auf den Meeresboden sank. Nie werde ich diesen Tag vergessen. Die Leute standen in Verzweiflung auf dem Deck und blickten traurig in die tiefe See, die ihre Hoffnungen so plötzlich verschlungen hatte. Der brave Canning fischte 9 Tage und 9 Nächte auf dem Grunde des Oceans und drei Mal entwischte ihm das Kabeltau, als er es schon beinahe bis an die Oberfläche gebracht hatte. Die Geschichte dieser Expedition, wie Dr. Russel sie schrieb, der an Bord des Schiffes war, ist eine der wunderbarsten des menschlichen Unternehmungsgeistes. Wir kehrten zwar mit einer Niederlage nach England zurück; aber fest waren wir entschlossen, den Kampf von Neuem zu beginnen. Es wurden sofort Maßregeln getroffen, ein neues Kabel zu schaffen, und mit den besten Hoffnungen kam ich letzten Herbst nach Hause. Im December kehrte ich nach England zurück und ach! alle unsere Hoffnungen waren auf Null gesunken."

„Der Attorney-General (Oberstaatsanwalt) von England, hatte ein schriftliches Gutachten abgegeben, dahin lautend, daß wir, ohne eine besondere Parlaments-Akte (die vor Ablauf eines Jahres nicht zu erlangen war) kein gesetzliches Recht hätten, die 12% Aktien auszugeben, deren wir zur Flüssigmachung neuen Kapitals bedurften. Die Arbeiten wurden plötzlich eingestellt und das Geld den Unterzeichnern zurückgezahlt. So standen die Dinge noch vor 10 Monaten. Ich kam am 24. December des vorigen Jahres nach London, und wahrlich! ich feierte damals nichts weniger als ein „fröhliches Weihnachtsfest" Aber der großherzige Herr Brassey bat uns guten Muthes zu sein und erbot sich, noch einmal 60,000 Pfund Sterl. herzustrecken. Es ward beschlossen, eine neue Gesellschaft zu bilden, und so entstand die „Anglo-Amerikanische Telegraphen-Gesellschaft", aus 10 Herren bestehend, die je 10,000 Pfund Sterl. (66,666⅔ Thaler) beisteuerten. Die große „Telegraphenbau-Gesellschaft", ungeschreckt durch das Mißlingen im vorhergehenden Jahre, zeichnete ebenfalls 100,000 Pfund Sterl. (666,366⅔ Thaler.) Das Bankierhaus Morgan & Co. eröffnete Subskriptionen für das große Publikum, und binnen 14 Tagen war die ganze Summe von 600,000 Pfd. Sterl. beisammen. Dann begann das Werk abermals und ward rasch betrieben."

„Nie ward größere Thatkraft bei einem Unternehmen gezeigt. Am 1. März ward die neue Gesellschaft gebildet, und 5 Monate darauf war das neue Kabel verfertigt, eingeschifft, angekommen und sandte Botschaften, schnell wie der Blitz, von Amerika nach

Europa. Und doch war dies kein „glücklicher Treffer", keine ruhige Ueberfahrt bei windstillem Wetter. Im Gegentheil, es war die schlimmste Witterung, welche ich je, in dieser Jahreszeit, auf dem Ocean getroffen habe. Wir hatten Nebel und Sturm fast den ganzen Tag über. Unser Erfolg war ein Werk der höchsten Wissenschaft im Verein mit praktischer Erfahrung. Alles war vollständig organisirt, bis herab zum kleinsten Detail. Wir hatten am Bord einen bewundernswürdigen Stab von Officieren, geübte Ingenieure, berühmte Elektriker."

„Aber unser Werk war noch nicht vollendet. Nachdem wir das Kabel sicher in Newfoundland gelandet hatten (am 27. Juli), mußten wir in die Mitte des Oceans zurückkehren und das verlorene Kabel aufsuchen. Dies Unternehmen hat mehr Ueberraschung hervorgerufen, als das andere. Viele können noch heutigen Tages nicht begreifen, „„wie's doch möglich war, so etwas zu Stande zu bringen?""

„Nun, es scheint wohl schwer, nach einem Juwel zu fischen, der 2½ (engl.) Meilen tief auf dem Grunde des Meeres liegt; aber es ist nicht so schwer, wenn man nur Bescheid mit dem Dinge weiß. Wir fischten wahrlich nicht auf's Gerathewohl und unser Erfolg war kein bloßes Glück. Er war der Triumph der größten nautischen und Ingenieurs-Geschicklichkeit. Wir hatten 4 Schiffe und an Bord derselben einige der tüchtigsten Seeleute Englands, die den Ocean so gut kannten, wie der Jäger sein Revier. Da war Kapitän Moriarty vom „Agamemnon", der letztes Jahr auf dem „Great Eastern" war und das Kabel sah, als es brach, und er und Kapitän Anderson beobachteten so trefflich, daß sie genau die Stelle angeben konnten, wo der Bruch geschehen war. Als sie die Stelle aufgefunden hatten, bezeichneten sie die Lage des Kabels durch eine Reihe von Boyen; denn es trat starker Nebel ein und machte jede Beobachtung bei Sonnen- oder Mondlicht unmöglich. Die Boyen (kegelförmige Tonnen) wurden festgeankert, numerirt, uud jede trug eine Fahne, woran man sie erkennen konnte. So schifften wir langsam dahin. Zuerst war es schwer, in so tiefem Wasser zu fischen, aber unsere Leute gewöhnten sich daran und warfen ihre Haken zuletzt so geschickt, wie ein erfahrener Wallfischfänger seine Harpune. Unsere Leine hatte eine furchtbare Länge. Sie war mit Eisendraht durchflochten und so stark, daß sie ein Gewicht von 600 Centnern tragen konnte."

„Es dauerte 2 Stunden, bis unser Haken den Meeresgrund erreicht hatte; aber wir konnten genau sagen, wann er ihn berührte. Ich ging oft nach der Winde, setzte mich auf den Strick und konnte an der Erschütterung spüren, daß der Haken 2 Meilen unter uns auf dem Boden hin und herschleppte. Aber die Ge-

schichte ging sehr langsam von Statten. Stürme und Windstillen, Nebel und Sturmfluthen wechselten mit einander ab. Doch setzten wir keinen Tag die Arbeit aus. Einmal — es war am 17. August — hatten wir das Kabel schon über Wasser gezogen und hatten es 5 Minuten vor Augen: ein langes, schleimiges Ungeheuer, frisch mit Seegras aus dem Bette des Oceans umwunden; aber unsere Leute erhoben bei seinem Anblick ein so furchtbares Geschrei, das es sich zu erschrecken schien und wieder in die ungeheure Tiefe zurücksank. Dieser Unfall hielt uns 2 Wochen länger auf; — doch endlich in der Nacht des letzten August bekamen wir das Ding sicher zu fassen. Wir hatten den Haken wohl 30 Mal ausgeworfen. Etwas vor Mitternacht an einem Freitage packten wir das Kabel an, und Sonntag Morgen früh hatten wir es ganz an Bord. Wie groß war unsere Aufregung in diesen 26 Stunden! Alle unsere Nerven waren eben so angespannt, wie das Ungeheuer von Kabel selbst. Als es endlich auftauchte, war's Mitternacht. Die Schiffslichter beleuchteten Gesichter, die in krampfhafter Erwartung über die See hinaus gebeugt waren. Nun wurde es an die Oberfläche gebracht, und Alle, die es durften, stürzten herbei, um sich ihm zu nähern. Aber Niemand sprach ein Wort; nur die Befehle der Officiere wurden gehört. Jedermann an Bord hatte ein Gefühl, als hinge Leben und Tod an dem Ausgang des Unternehmens. Erst als der Riesenleib an Deck war, wagten die Leute wieder freier zu athmen. Selbst dann trauten sie kaum ihren Augen. Manche krochen herbei, um es anzufühlen, um sich zu versichern, daß es wirklich da sei. Dann trugen wir es in's Telegraphenzimmer, um zu sehen, ob unser lang gesuchter Schatz lebendig oder todt sei. Nach einigen Minuten banger Erwartung zeigte ein Blitzfunken, daß der Strom wieder frei sich bewege. Da machten sich die lange zurückgehaltenen Gefühle Luft. Einige wandten ihr Haupt ab und weinten; Andere brachen in Jubelgeschrei aus, das sich wie ein Lauffeuer von einem Ende des Schiffes bis zum andern fortpflanzte. Darauf wandten wir mit dankbarem Herzen unser Antlitz wieder gen Westen. Aber bald erhob sich ein heftiger Wind und 36 Stunden lang waren wir allen Gefahren eines Sturmes auf dem atlantischen Ocean ausgesetzt. Und mitten im wüthendsten Sturmgeheul, als ich im Telegraphenzimmer saß, kam ein Lichtstrahl aus der Tiefe, welcher bis nach Irland gedrungen, von dort zu mir, mitten in die See, zurückgekehrt war und mir Kunde gab, daß meine Lieben am Ufer des Hudson wohl wären und daß ihre Wünsche und Gebete uns begleiteten. Das war wie eine leise Stimme Gottes aus der See, die mir gebot, hoffnungsvoll und freudigen Herzens zu bleiben. Der „Great Eastern" durchzog ruhig die wildgefurchten Pfade des

Meeres, als wüßte er, daß der zwei Welttheile verbindende Lebensnerv an seinem Spiegel hinge, und so kam am Sonnabend d. 7. Septbr. unser zweites Kabel glücklich an's sichere Land."

„Aber der „Great Eastern" machte die Reise nicht allein. Drei andere Schiffe begleiteten ihn über den Ocean, „Albany", „Medway" und „Terrible", deren Officiere sich alle auf's Aeußerste anstrengten. Die Verdienste der hervorragendsten unter diesen Männern sind von der Königin Victoria anerkannt worden: wenn es jedoch möglich gewesen wäre, Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so würden noch viele andere Ehrenbezeugungen ertheilt worden sein. Konnte dies auch nicht sein, so sollen doch wenigstens ihre Namen in der Geschichte unseres Unternehmens fortleben, mit dem sie auf ewig verbunden sein werden. — Wenn ich ihrer aller gedenke, nicht blos derer auf dem „Great Eastern", sondern auch des Kapitains Commeril vom „Terrible" und seines ersten Officiers Curtis und der Officiere der andern Schiffe, so ist mein Herz voll Dankbarkeit. Bessere Männer betraten nie ein Deck. Wenn ich nicht einen Jeden von ihnen nenne, so ist's nur, weil ihrer zu viele sind; ihre glorreichen Reihen stehen zu dicht. Selbst die Matrosen waren für die Sache begeistert und strebten eifrig nach der Ehre, zum Gelingen des Ganzen das Ihrige beizutragen. Wackere, wetterharte Männer waren sie, zu Hause auf dem Ocean und im Brausen der Orkane — von jener Sorte, welche Englands Flagge in die fernsten Theile der Erde getragen haben! Ich sehe sie noch, wie sie das Uferende des Kabels an's Land zogen und es liebkosend in ihren nervigen Armen hielten, als wäre es ein Kind, welches sie den Wellen entrissen hätten. Gott segne sie alle!"

„Das", schloß Field seinen Bericht, „ist die Geschichte des Telegraphen, die Sie zu hören wünschten. Es war ein langer, harter Kampf. Fast 13 Jahre ängstlich durchwachter Nächte, unaufhörlicher Mühsal. Oft wollte mir das Herz vor Wehmuth brechen. Wiederholt, wenn ich in den Wäldern Newfoundlands umher irrte, im eisigen Regen oder auf dem dunkeln Deck des Schiffes, fern, fern von der Heimath, klagte ich mich selbst der Tollheit an, den Frieden meiner Familie für eine Idee zu opfern, deren Verwirklichung von den Meisten in's Reich der Träume verwiesen wurde. Und doch leuchtete mir ein Hoffnungsstrahl, und ich flehte zu Gott, mich nicht sterben zu lassen, bevor nicht mein Werk vollendet sei. Mein Gebet ward erhört, und außer dem Dank, der den Menschen gebührt, soll zuerst und am stärksten der Dank zum allmächtigen Gott empordringen, der mich so wunderbar beschützt hat."

Fünfter Abschnitt.

Hülfsmittel und Gelegenheiten. — Wissenschaftliche Bestrebungen.

Wir leben so dahin und nehmen's nicht in Acht,
Daß jeder Augenblick das Leben kürzer macht.
Goethe.

O nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft!
So selten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig ist und groß. Wo eine
Entscheidung soll geschehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zusammenfinden, —
Und einzeln und zerstreut nur zeigen sich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die nur in einen Lebenspunkt zusammen
Gedrängt, den schweren Früchteknoten bilden.
Schiller (d. Piccolomini: 2. Aufz. 6. Auftritt).

Die ganze Welt der Erscheinungen ist eine unendliche Verkettung von unendlich vielen Ursachen und Wirkungen, die sich wechselseitig bedingen und hervorbringen, — und Alles ist Frucht und Alles ist Samen (Schiller). Jene scheinbar unvermittelt uns überraschenden Ereignisse, die wir Zufälle zu nennen pflegen, sind im Grunde genommen nichts Anderes, als die uns in ihrem näheren Zusammenhange dunkel und unverklärt gebliebenen Glieder in jener organischen Ursachenreihe; „denn," sagt der fein beobachtende Goethe, — „Wenn das Erst' und Zweit' nicht wär', das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr." Obgleich es manchmal der stürmenden Kühnheit gelingen mag, einen glücklichen Wurf zu thun, so ist doch ewig die alte und gemeine Heerstraße des stetigen Fleißes der einzige wirklich sichere Weg zum Erfolge. Man sagt, daß der berühmte englische Landschaftsmaler Wilson

allemal, wenn er in Stunden ruhiger, regelmäßiger Arbeit ein Bild vollendet, mit einem langgestielten Pinsel einige Schritte zurückgetreten sei und dem Gemälde, nachdem er es lang und tief betrachtet, plötzlich vorwärts springend, einen glänzenden Abschluß gegeben habe. Es versteht sich von selbst, daß es für die Mehrzahl aller Maler ein durchaus erfolgloses Beginnen sein würde, wollten sie, in der Hoffnung, ein gutes Gemälde dadurch zu erzielen, den Pinsel auf's Gerathewohl gegen die Leinwand werfen. Denn die Fähigkeit, in dieser Art die letzte Hand an ein Bild zu legen, wird nur durch den angestrengten Fleiß eines ganzen Lebens erworben.

Der tüchtige Arbeiter zeichnet sich stets durch hingebende Aufmerksamkeit und unverdrossenes Schaffen aus. Nicht das sind die größten Menschen, die sich über Kleinigkeiten erhaben dünken, sondern die diese mit weisem Bedacht ihren Zwecken dienstbar machen. Michel Angelo setzte eines Tages einem Besucher in seinem Atelier die Aenderungen auseinander, die er seit dessen letzter Anwesenheit an einem Marmorbilde vorgenommen hatte; „Ich habe diesen Theil nochmals überarbeitet — jenen geglättet — diesen Zug gemildert — jenen Muskel kräftiger herausgehoben — dieser Lippe mehr Ausdruck, diesem Gliede ein thatkräftigeres Gepräge gegeben." Aber das sind Kleinigkeiten," bemerkte der Besucher. „Mag sein," entgegnete der Bildhauer; „aber vergessen Sie nicht, daß Kleinigkeiten die Bausteine zur Vollendung sind, und die Vollendung ist keine Kleinigkeit." So erzählt man von dem großen Maler Nikolaus Poussin, daß er diesen Grundsatz zur Richtschnur seines Verhaltens genommen habe, daß „Alles, was überhaupt gethan zu werden verdiene, gut gethan zu werden verdiene." Einem Freunde, der ihn gefragt hatte, wodurch er sich einen so hohen Rang unter den italienischen Malern erworben habe, antwortete er mit Nachdruck: „Das Geheimniß meiner Erfolge liegt darin, daß ich nie etwas vernachlässigt habe."

Wohl hat es einige Entdeckungen gegeben, welche ein Kind des Zufalls zu sein schienen; doch stellt eine genauere Untersuchung heraus, daß der Zufall wirklich nur einen sehr bedingten Antheil an ihnen hatte. Meistentheils waren die sogenannten Zufälligkeiten, welche Entdeckungen veranlaßten, nur Gelegenheiten und Anregungen, die den beobachtenden Forschergeist auf die Spur von Entdeckungen leiteten. Die Schutzredner des Zufalls haben u. A., zur Bekräftigung ihrer Behauptungen, auf die bekannte Anekdote hingewiesen, welche Newton durch einen herabfallenden Apfel das Gesetz der Schwere finden läßt. Doch Newton's ganze Seele hatte sich schon seit vielen Jahren einer mühsamen und geduldigen Erforschung dieses Gegenstandes hingegeben gehabt, und

der fallende Apfel gab daher nur den letzten leisen Anstoß, welcher die großartige Entdeckung als reife Frucht von der Seele des Philosophen ablöste.

Wohl war der Zufall mit im Spiel
Allein den weisen Wink verstehen,
Und so der Wahrheit tiefversteckte Spur
In diesem Zufall auszuspähen,
Und zu erlauschen die Natur,
Dies konnte Newton's Falkenauge nur.
(Aloys Schreiber).

Der Unterschied zwischen Mensch und Mensch wird wesentlich durch den höher oder geringer entwickelten Grad des Beobachtungsvermögens bedingt. „Ich hege den Wunsch,“ bemerkt Alexander von Humboldt in einem Briefe, „daß Sie ein wenig für sich selbst beobachten, weil Sie durch eigenes Beobachten mehr lernen werden, als durch alle Vorlesungen.“ Das russische Sprüchwort sagt von dem Unachtsamen: „Er geht durch den Wald und sieht kein Brennholz,“ während es im deutschen Sprüchwort von Demjenigen, der vor lauter Kleinigkeiten das Ganze und Große übersieht, heißt: „Er sieht den Wald vor Bäumen nicht.“ „Herr,“ sagte Johnson einst zu einem zierlichen Herrlein, das soeben von einer Reise nach Italien zurückgekehrt war, „manche Menschen lernen mehr auf einer kurzen Fahrt in einer Landkutsche, als andere auf einer Reise durch Europa“. Es giebt außer dem leiblichen auch ein geistiges Auge, ohne welches ersteres ein todter Spiegel und sehend doch blind sein würde. Manche sehen, wenn sie gleich nicht zu sehen scheinen, und Andere sehen nicht, wenn sie ihre Augen auch tellergroß aufreißen. „Brauche deine Augen besser!“ hört man so oft im Leben mahnen, und was heißt das anders als: „Schärfe deinen innern Gesichtssinn, deinen Witz und Verstand, durch aufmerksames Beobachten des um dich herum Vorgehenden, durch scharfes Vergleichen der an den Dingen wahrnehmbaren Unterschiede und Merkmale; gewöhne dich, keinen Gegenstand anzublicken, keine Erscheinung vorübergehen zu lassen, ohne dir etwas dabei zu denken, oder noch besser, ohne dir die Dinge selbst zu denken.“ Wer namentlich die letzte Regel gewissenhaft befolgt, kann es am Ende wohl dahin bringen, daß man von ihm aussagt: „Er sieht durch ein Brett!“ Viele hatten bereits vor Galileo Galilei die Erscheinung beobachtet, daß ein frei hangender Körper in Folge eines erhaltenen Anstoßes regelmäßig auf und niederschwinge; aber er war der Erste, der diese Erscheinung mit denkendem Auge betrachtete und das ihr zu Grunde liegende Gesetz der Pendelbewegung fand. Einer der Kirchendiener in der Kathedrale zu Pisa hatte eine vom Gewölbe herab-

hangende Lampe mit Oel gespeist und sie, nachdem er sein Geschäft vollendet, ihren natürlichen Schwingungen überlassen. Galilei, der damals 18 Jahre zählte, bemerkte dieselben, dachte beharrlich über ihre Entstehung nach und kam endlich auf den Gedanken, sie auf die Zeitmessung anzuwenden. Indeß vergingen unter den angestrengtesten Arbeiten und Untersuchungen etwa 50 Jahre, ehe er die Erfindung seines Pendels bewerkstelligt hatte. Mit eben der Gründlichkeit sann er, — als er gelegentlich erfahren, daß ein holländischer Brillenmacher mit Namen Lippersheim dem Grafen Moritz von Nassau ein Instrument geschenkt habe, durch welches entfernt liegende Gegenstände dem Auge des Durchblickenden angenähert würden, — über die Ursache dieser Erscheinung nach und errieth diese, wie man sagt, durch das Nachdenken einer einzigen Nacht. Galilei gab dem Fernrohr erst seine wahre Wichtigkeit, indem er dasselbe in den Himmelsraum richtete und damit in kurzer Zeit eine Reihe der bedeutendsten astronomischen Entdeckungen machte. Er war der Erste, der die unebene Beschaffenheit der Mondoberfläche erkannte, und er versuchte bereits die Höhe der Mondberge aus deren Schatten zu berechnen; er fand ferner zuerst, daß die Nebelflecken am gestirnten Himmel aus einzelnen Sternen bestehen. Am 7. Januar 1610 erblickte er die bis dahin noch von keinem Menschen gesehenen Monde des Jupiter, und die erhebende Erinnerung an diesen geistigen Genuß hat ihn in seinen späteren Leidenstagen erquickt bis zur letzten Stunde.

Durch aufmerksame Beobachtung und darauf gegründete Nachahmung der Natur hat es der Mensch im Laufe der Jahrtausende dahin gebracht, die Mittel zur Befriedigung seiner unendlich mannigfaltigen Bedürfnisse in der heute erreichten Vollendung sich zu bereiten. „Warum hätten es sich die Völker auch so schwer machen sollen," sagt der Naturforscher Dr. Karl Müller,*) „ihre Kunstschöpfungen aus ihrem eigenen Geiste heraus zu gestalten? Lagen ihnen doch tausend Modelle, tausend fruchtbare Kunstgedanken unmittelbar zur Seite! In der That waren die ersten Völker noch Kinder genug, sich an das Zunächstliegende anzuschließen und nachzuahmen. Natürliche Brücken hatte der Urwald in seinen Lianen und Bambusstengeln überall in den heißen Ländern, der Wiege der ersten Menschheit und Kunst, ausgebreitet, und siehe da, bald schreckte der tobende Waldstrom den Wanderer nicht mehr. Der Fisch durchschnitt furchtlos die Wogen der Fluth, und bald folgte der Nachen in allmählicher Vollendung nach. Der Schwan ließ sich schweigend treiben auf

*) In seinen Briefen über „Natur und Kunst," welche in der „Natur," Jahrg. 1865 erschienen sind, auf S. 85.

stürmischen Wogen, und — seine ausgebreiteten Flügel liehen das anmuthige Modell der Segel. Stolz richtete die Palme ihr Haupt über den Urwald empor, und — ihre Säule stützte bald als fruchtbarer Gedanke aufgehender Kunst den neuen Tempel. In schönen Bogen wölbten sich ihre Wipfel über den Erdkreis, und — der Mensch bebte nicht mehr vor der Ausführung des Gleichen in seinem Tempel. Mit kühnem Streben gipfelte sich der Fichte Riesensäule empor zum blauen Himmel, und der Gedanke der gothischen Bauten war in das Herz des kühnen Künstlers nicht weniger fruchtbar gefallen. Die Lotus-Wasserrose sollte nicht umsonst ihre grünen Blätterteller mit stolzer Anmuth auf den Fluthen wiegen; Schilder, Teller, Paletten u. s. w. gingen aus ihnen verklärt hervor. Auch die edle Form ihrer nahrungsreichen Früchte ragte nicht vergebens über die Tiefe empor; sie mußte als Modell zu Urnen dienen. Selbst des Mohnkopfes wunderbare Gestalt war nicht zu alltäglich, daß sie der Mensch nicht in sein künstlerisches Gemüth geschlossen hätte. Er hatte mit seiner Gestalt die des Bechers, des Napfes mit dem Deckel in schönem Vorbilde geliefert. Doch wozu die Menge der Beispiele? Sagt doch jedes neue dasselbe; sagt doch jedes, daß die Natur auch die ersten Offenbarungen der Kunst in die Seele des Menschen legte."

Das denkende Auge des gründlichen Beobachters gewinnt selbst an sich kleinen Dingen einen tieferen Werth und eine nicht selten weitgehende Bedeutung ab. Ein scheinbar geringfügiger Umstand, wie der Anblick schwimmenden Meergrases, ward von dem scharfsinnigen Entdecker Amerika's klug dazu benutzt, neue Hoffnungen auf die Nähe des zu entdeckenden Landes unter die Mannschaft zu verbreiten und dadurch eine dem ganzen Unternehmen Vernichtung drohende Meuterei derselben zu dämpfen. Da ist nichts so gering und bedeutungslos, daß es übersehen oder vergessen zu werden verdiente, und jedes Ding in der Welt, wie klein und gemein es auf den ersten Blick auch erscheinen möge, kann, wohl angewendet, eines Tages von großem Nutzen werden. Wer da weiß, daß die thurmhohen Kreidefelsen, welche an den Küsten Englands und der Insel Rügen auftreten, aus den nur mit dem Mikroskope wahrnehmbaren Schalen der Foraminiferen und Polythalamien bestehen, von denen, nach einer annähernden Berechnung, erst 10 Millionen auf ein Pfund Kreide gehen; oder daß diese winzigen Wesen die Baumeister der Koralleninseln sind: wer, der Dieses in bewundernder Seele weiß, möchte es wagen, an der ungeheuren Bedeutung kleiner Dinge zu zweifeln? Und besteht nicht zuletzt das ganze Leben und die Ewigkeit selbst aus Minuten und Sekunden? — —

G r ü n d l i c h e B e o b a c h t u n g k l e i n e r D i n g e: das ist das

Geheimniß alles Erfolges in Kunst und Wissenschaft, und überhaupt in jeder Berufsthätigkeit des Lebens. Das ganze menschliche Wissen ist nur eine Anhäufung aus kleinen Thatsachen, welche die aufeinander folgenden Geschlechter, Theilchen um Theilchen, mühsam zusammengetragen haben. Wenn auch viele dieser Thatsachen und Beobachtungen — wie es wohl auch im Leben des Einzelnen geschieht — anfänglich unbrauchbar und nutzlos zu sein schienen, so kam doch früher oder später gewiß ein Zeitpunkt, wo sie verwendbar wurden und den Fortschritt der Menschheit mit fördern halfen. Als Franklin die Einerleiheit des Blitzes und der Elektricität entdeckt hatte, konnten Viele die Wichtigkeit der Sache nicht einsehen, und Manche fragten spöttisch: „Wozu nützt es?“ Diesen Leuten ertheilte der große Mann die treffende Antwort: „Wozu nützt ein neugebornes Kind? Es kann einst ein Mann werden!“ Als Galvani die Entdeckung machte, daß ein mit verschiedenen Metallen in Berührung gebrachter Froschschenkel in zuckende Bewegung gerathe, konnte unmöglich geahnt werden, daß eine scheinbar so nichtssagende Erscheinung jemals wichtige Folgen nach sich ziehen könnte. Und doch lag in ihr der Keim des elektrischen Telegraphen, der mit Gedankenschnelle den geistigen Austausch zwischen den Völkern und Welttheilen vermittelt und in nicht mehr ferner Zeit den ganzen Erdkreis umgürten wird: eine wundergleiche Verkörperung der mythischen Midgardschlange, welche nach den Vorstellungen unserer tiefsinnigen heidnischen Altvordern in ungeheurem Ringe um die Erde geschlungen lag.

Wer sich gewöhnt hat, die Dinge gründlich zu beobachten, ist auch ein Meister in der Kunst, die Gelegenheit, wie sie sich zeigt, beim Schopf zu fassen und seinen Zwecken gemäß auszunutzen; fürwahr eine hochwichtige Kunst, — denn selten, daß eine versäumte günstige Gelegenheit zum zweiten Male wiederkehrt! Englands größter Dichter sagt:

„Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt;
Nimmt man die Fluth wahr, führet sie zum Glück;
Versäumt man sie, so muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Noth und Klippen winden.“

Wer entschlossen genug ist, sich selbsthelfend einen Weg durch's Leben zu bahnen, dem wird es auch schwerlich an Gelegenheiten, sein Glück sich zu erbauen, fehlen, und kräftig, „in unauflöslicher Umarmung“ halte er sie dann fest, diese Handhaben dieses Glückes. Und sollten sie dennoch, wie man sagt, auf sich warten lassen und nicht freiwillig sich einfinden, nun, so säume der Muthige nicht, sich zu erdreisten und sie aufzusuchen. Es kann ihm dann ähnlich ergehen wie dem Saul, der ausging, einen verlaufenen

Esel zu suchen und dafür ein Königreich fand. Als Garibaldi das Königreich Neapel erobern wollte, wartete er nicht lange auf eine günstige Gelegenheit, sondern griff das gewaltige Unternehmen auf der Stelle mit tausend beherzten Männern an — und der ungeheure Wurf gelang dem Helden.

Nicht wenige der größten Männer hatten in ihrer Jugend keine, oder doch nur dürftige Gelegenheit, sich tüchtige Schulkenntnisse zu erwerben; aber was das Schicksal ihnen versagt hatte, das gaben sie sich später selbst. Und gerade solche Männer, die weder Schulen noch Universitäten besuchten, sondern jeden Schritt ihrer Entwickelung mit schweren Anstrengungen erkaufen mußten, haben das Meiste für Kunst und Wissenschaft geleistet. Die tüchtigsten Köpfe arbeiteten nicht selten mit den einfachsten und armseligsten Werkzeugen. Nicht die Werkzeuge machen ja den Arbeiter, sondern die geschulte Ausdauer und Thätigkeit des Menschen selbst. „Wie der Herr, so das Geschirr", sagt das Sprüchwort. Einst fragte Jemand einen berühmten Maler, welches wunderbaren Verfahrens er sich zur Mischung seiner Farben bediene. „Ich mische sie mit meinem Kopfe," war dessen Antwort. James Ferguson, ein ausgezeichneter Mechaniker und Astronom, dessen Eltern so arm waren, daß er als Knabe die Schafe hüten mußte, schnitzte außerordentliche Kunstwerke, z. B. eine genau richtig gehende Uhr, mit einem gewöhnlichen Taschenmesser, wie es Jedermann in der Tasche trägt; aber freilich ist nicht Jeder auch ein Ferguson. Der große Schulmann Valentin Trotzendorf, der Sohn unbemittelter Landleute (1490—1556), dessen Schule zu Goldberg in Schlesien die erste ihrer Zeit war, so daß man Keinen für einen rechten Gelehrten hielt, wenn er nicht in Goldberg auf der Schule gewesen war, bediente sich zu seinen ersten Schreibversuchen der Birkenrinde und schrieb auf dieser mit einer Dinte, die er sich aus Ofenruß bereitet hatte. Franklin „entriß dem Himmel den Blitz," indem er während eines Gewitters einen Drachen steigen ließ, der aus zwei quer gelegten Stäben und einem seidenen Taschentuche gemacht war. Watt benutzte zur Herstellung seines ersten Modells eine alte Spritze. William Gifford, der Begründer der „Quarterly review," war in seiner Jugend Schusterlehrling und nahm jeden freien Augenblick wahr, um seine heiße Vorliebe für die Mathematik zu befriedigen. Da ihm die Mittel fehlten, sich Papier und Federn zu kaufen, so schrieb er mit einem Pfriemen auf weichgeklopfte Lederstückchen.

Der bekannte Publicist (Staatsrechtslehrer) Johann Jakob von Moser wurde, als er Landschafts-Konsulent in Württemberg war, im Jahre 1759 auf der Festung Hohentwiel eingekerkert, weil er die Rechte der Landstände, dem Herzoge Karl Alexander gegenüber, mit Freimuth geltend gemacht hatte. Dort schmachtete

er bis zum Jahre 1764. Er durfte, so lange seine Gefangenschaft dauerte, mit keinem Menschen sprechen, alles Schreibmaterial ward ihm entzogen, und Bibel und Gesangbuch nebst einem Predigtbuche waren die einzigen Bücher, deren Gebrauch man ihm gestattete. Wie half sich da der, gleich dem unglücklichen Dichter Schubart und manchem andern edlen deutschen Manne, mit Hohnsprechung alles Rechts Gemißhandelte, er, dem Schreiben ein so mächtiges Bedürfniß war, daß er in seinem Leben gegen 400 Bücher verschiedenen Inhalts geschrieben hat? Er mag selbst Antwort geben. „Ich theilte", sagt er, „meine Zeit so ein, daß ich sie abwechselnd mit Beten, Lesen des alten und neuen Testaments und der Gesänge zubrachte. Meine Frau (die noch während seiner Gefangenschaft vor Gram starb, ohne ihren Gatten auch nur ein einziges Mal wiedergesehen zu haben) schickte mir eine kleine Schreibtafel, die mir aber der Kommandant ohne Stift einhändigte. Ich schrieb deshalb mit den Spitzen meiner Schuhschnallen und mit dem Stiel meines silbernen Löffels auf die Pergamentblätter, die jedoch wenig faßten, da die Schreibtafel klein war. Auf die an den Herzog gerichtete Bitte, die von mir in der Gefangenschaft gedichteten geistlichen Lieder ungehindert niederschreiben zu dürfen, erhielt ich keine Antwort. Nun begann ich meine Sachen mit der Spitze der Lichtputze in die weiße Zimmerwand zu kratzen, welche nach und nach ganz überschrieben wurde. Ebenso schrieb ich mit dem nämlichen Werkzeug zwischen die gedruckten Linien meines aus Schreibpapier bestehenden Exemplars der Steinhofer'schen Evangelien-Predigten. Gleichmäßig verfuhr ich mit meiner Halle'schen Bibel."

„Nachdem zuerst meine Frau, dann auch meine Kinder an mich schreiben durften, gewährten mir die unbeschriebenen Stellen dieser Briefe, die übrigens der Kommandant möglichst beschnitt, neues Material, so wie jedes andere alte, noch so schlechte Papier, das mir irgendwie zukam. Die indessen stumpf gewordenen Instrumente, Lichtputze und Scheere, wetzte ich auf dem eisernen Ofen und polirte sie an den aus Eichenholz gefertigten Stühlen meines Zimmers. Durch Wiederabschreiben der in die Wand gekratzten, und durch Hinzufügung neuer Lieder, die also alle weiß auf weiß geschrieben waren, entstand eine so reiche Sammlung, daß später bei ihrer Herausgabe 8 kleine Oktavbändchen davon voll wurden."

Man braucht wahrlich nicht im Robinson Crusoe und anderen erdichteten Erzählungen nachzulesen, wie der Mensch in der Noth oft die einfachsten und rohesten Werkzeuge seinem Wollen und Denken mit Erfolg dienstbar machen kann. Das wirkliche Leben ist reich genug an derartigen Beispielen.

Der denkende Mensch weiß auch an sich gewöhnlichen, nach

nichts aussehenden Begebenheiten bleibende Vortheile abzugewinnen; ja diese können ihm mitunter zu Gelegenheiten werden, seinem ganzen Leben und Streben einen großartigen Aufschwung oder eine entscheidende Richtung zu geben. Als der englische Sprachforscher Edmund Stone einst gefragt wurde, wie er, eines armen Gärtners Sohn, es möglich gemacht habe, Newton's Principia in lateinischer Sprache zu lesen, erwiderte er: „Man braucht nur die 24 Buchstaben des Alphabetes zu kennen, um irgend etwas, was man wünscht, zu lernen.“ Samuel Lee, ein anderer englischer Sprachforscher von hervorragender Bedeutung, war von Haus aus ein Zimmermann und ward dadurch zum Studium des Hebräischen und folglich zur Sprachforschung bestimmt, daß er eines Tages in einer Synogoge, wo er mit der Ausbesserung der Bänke beschäftigt war, eine zufällig liegen gebliebene hebräische Bibel fand. Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich seiner Seele ein heftiges Verlangen, das ehrwürdige Buch in der Ursprache zu lesen. Er kaufte sich eine alte hebräische Sprachlehre, ging entschlossen an die Arbeit und erlernte die schwierige Sprache ohne Lehrer, aber nicht ohne unsägliche Anstrengung. Eine ähnliche Begebenheit ereignete sich in dem Leben Luther's. Dieser entdeckte, als er in Erfurt studirte (1501 — 1505) auf der dortigen Universitätsbibliothek eine vollständige lateinische Bibel, welche damals, wo noch Alles katholisch war, zu den in der ganzen Christenheit verbotenen Büchern zählte. Sogleich sah er den kostbaren Fund durch, und da er mehr darin fand, als die Evangelien und Episteln, so machte er sie zum Gegenstande eifriger Studien. Als er 1510 in Angelegenheiten seines Ordens, desjenigen der Augustiner Barfüßler, nach Rom reiste, benutzte er diese Gelegenheit, sich gründlich über die sittliche Haltung des römischen Hofes und der italienischen Geistlichkeit zu unterrichten, und die allgemeine Verderbtheit, die ihm hier entgegen trat, lieferte ihm für seinen späteren Riesenkampf gegen die Ausartungen der katholischen Kirche das schärfste Rüstzeug in die Hände.

Der englische Chemiker Joseph Priestley wurde durch eine in der Nähe seiner Wohnung befindliche Brauerei der Chemie in die Arme geführt und zu den folgenreichsten Untersuchungen über die Natur und Entstehung der Gase angeregt. Er hatte, als er einst die Brauerei besuchte, die eigenthümlichen Erscheinungen beobachtet, welche das Verlöschen brennender Holzspäne in den über der heißen Flüssigkeit lagernden Gasen begleiteten. Er war, als dies geschah, bereits 40 Jahre alt und wußte nicht mehr von der Chemie, als daß eine solche Wissenschaft existire. Seitdem er jene Erscheinungen gesehen, ging sein ganzes Dichten und Trachten dahin, sich über deren Ursachen aufzuklären. Er ver-

schaffte sich die einschlagenden Bücher, ohne daß diese ihm, bei dem derzeit noch unentwickelten Zustande der Chemie, das gewünschte Licht geben konnten. Darauf stellte er, mit einem Apparate eigener Arbeit von rohester Beschaffenheit, eine Reihe von Versuchen (Experimenten) an, deren Ergebnisse die wichtigsten Entdeckungen waren, welche den großartigen Aufschwung, den die Scheidekunst (Chemie) in der Folge nahm, zum großen Theil mit vorbereitet haben. Ungefähr um dieselbe Zeit arbeitete der Deutsche Karl Wilhelm Scheele in einem schwedischen Dorfe, wo er Apothekergehülfe war, ganz im Stillen in derselben Richtung, und entdeckte mehrere neue Gase, ohne daß er einen andern Apparat gehabt hätte als einige Medicingläser und Schweinsblasen. Humphry Davy, unter den Chemikern Englands einer der ausgeichnetsten, experimentirte, als er Apothekerlehrling war, mit den rohesten Hülfsmitteln. Die Töpfe und Pfannen in der Küche, die Flaschen und Fläschchen in seines Lehrherrn Laboratorium (Schmelzküche) wurden unbarmherzig in Beschlag genommen, um zu allerlei Versuchen verwendet zu werden, worüber der junge Chemiker indeß seine Berufsarbeiten so tief in Rückstand gerathen ließ, daß er fortgeschickt wurde. Nachdem er darauf bei einem andern Apotheker in die Lehre getreten war, erhielt er eines Tages von einem Wundarzte, der aus einem Schiffbruch nichts als sein Leben und seine Instrumente gerettet hatte, einen alterthümlichen Spritz-Apparat geschenkt. Der Apothekerlehrling empfing denselben mit höchstem Entzücken, und verwendete ihn sofort als Luftpumpe bei einem seiner Versuche über das Wesen und die Ursachen der Wärme.

Der große französische Naturforscher Cuvier schlenderte, als er in der Normandie eine Hauslehrerstelle bekleidete, eines Tages zu seiner Unterhaltung und Erholung am Meeresstrande herum, als ein von der Brandung ausgeworfener Dintenfisch seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde erregte. Er hob den merkwürdigen Fisch auf, untersuchte ihn zu Hause genauer, vertiefte sich allmählich in das Studium der Mollusken (Weichthiere) und wurde nachmals einer der ausgezeichnetsten Naturforscher Frankreichs. So wurde auch Hugh Miller's Wißbegierde, während er als Arbeiter in einem Steinbruche thätig war, durch die merkwürdigen Abdücke und Versteinerungen vorweltlicher Seethiere rege gemacht. Er fragte, beobachtete, studirte und wurde Geologe. „Die Noth," sagte er, „machte mich zum Steinbrecher und dieser wies mich auf die Bahn des Geologen."

Wir denken aus dem vollen Leben heraus den Beweis geliefert zu haben, daß der Mensch nicht von Zufällen sein Heil erwarten darf, sondern nur von seinem persönlichen Verhalten, von der Festigkeit seines Willens, der Ausdauer seines Fleißes,

der Aufmerksamkeit seines inneren Auges, der Rechtschaffenheit seiner Handlungen. Es bleibt ewig wahr, daß der groß und redlich Wollende der Schmied seines eigenen Glückes ist. „Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen," sagt Goethe, „wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will." In seinem „Wilhelm Meister" läßt Goethe sich ferner vernehmen: „Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet, die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu leiten, zu lenken und zu nutzen, und nur indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der sich von Jugend auf daran gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sei. Heißt das etwas weiter, als seinem eigenen Verstande entsagen und seinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein fromm zu sein, indem wir ohne Ueberlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle bestimmen lassen, und endlich dem Resultate eines solchen schwankenden Leben den Namen einer göttlichen Fügung geben." Dem Schwächling, dem Träumer und zwecklos Dahinlebenden können auch die glücklichsten Gelegenheiten zu nichts helfen. Aber wer mit rascher That, mit eisernem Griffe diese festzuhalten und zu nutzen versteht, wer auch die kleinsten Anlässe glücklich auszubeuten, die engsten Zeiträume mit nützlicher und wahrhaft ersprießlicher Arbeit auszufüllen gelernt hat: der ist zu den höchsten Leistungen berufen. Das Leben besteht aus Augenblicken, und von den richtigen Anwendungen der Augenblicke hängen die Resultate des Lebens ab. Eine Stunde täglich nützlichen Beschäftigungen gewidmet, macht in einer Woche schon 7, in einem Monat 30, in einem Jahre aber 365 Stunden, das sind 15 Tage 5 Stunden. Wahrlich, eine solche Stunde, mit Bienenfleiß ausgenutzt, würde hinreichen, aus einem unwissenden Menschen binnen 10 Jahren einen wohlunterrichteten zu machen. „Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von unendlichem Werth, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit (Goethe bei Eckermann)."

Georg Stephenson benutzte die Stunden der Nacht, um lesen, schreiben und rechnen zu lernen, da er des Tages über 12 Stunden bei der Maschine thätig sein mußte. „Die 12stündige Arbeitszeit," sagt Smiles, *) „das Studiren und Zerlegen der

*) In seinem oben genannten „Leben G. Stephenson's," deutsch bei Lorck in Leipzig S. 11 ff.

Maschine, wie auch die fortgesetzten Kraftübungen ließen ihm zwar nur wenige Zeit zu geistiger Ausbildung, aber er wußte solche Momente richtig zu verwerthen. Er verdankte seinen armen Eltern einen gesunden Körper, er verdankte ihrem Beispiele die Gewöhnung an Reinlichkeit, Sparsamkeit und Thätigkeit; sie hatten ihn nach Kräften gut erzogen und seinen Charakter gebildet, aber eine wissenschaftliche Bildung hatten sie ihm bei ihrem geringen Erwerb und ihren wenigen Kenntnissen nicht geben können. Er hatte jetzt, wo er in das Mannesalter trat, noch alle die Anfänge des Wissens durchzumachen, die ein anderes Kind schon frühzeitig in der Schule lernt. Mit festem Willen und beharrlichem Streben besiegte er indessen die Schwierigkeiten, die ihm im Wege standen; er belehrte sich bestmöglichst selbst... Drei Nächte jede Woche nahm Georg Buchstabir- und Lesestunde. Das Stundengeld betrug 3 Pence (2½ Groschen) die Woche, und obschon der Unterricht kein guter war, lernte der wißbegierige Georg doch bald lesen. Er versuchte sich auch im Schreiben und war mit 19 Jahren stolz darauf, seinen eigenen Namen kritzeln zu können. Im Winter 1799 errichtete ein Schotte, Andreas Robertson, eine Nachtschule im Dorfe Newbure, welche, da sie nur wenige Minuten von seiner Wohnung entfernt war, dem jungen Stephenson bequemer lag. Robertson hatte dabei den Ruf eines geschickten Rechenmeisters, und das Rechnen war eine Kunst, die sich Stephenson ebenfalls zu erwerben wünschte. Er nahm nun Unterricht bei diesem neuen Lehrer zu 4 Pence (3 Gr.) die Woche und überflügelte bald Andere, mit ihm zugleich in die Schule Eingetretene. In seiner Ausdauer lag seine Kraft. Jede freie Minute des Tages benutzte er, die Aufgaben auszurechnen, die ihm der Lehrer auf die Schiefertafel geschrieben, und trug die Exempel zu Robertson, welcher ihm neue für den folgenden Tag mitgab. In kurzer Zeit ward Georg ein so tüchtiger Rechner, daß der Lehrer stolz auf seinen Schüler wurde..." Kirke White lernte die griechische Sprache auf seinen Gängen von und nach der Geschäftsstube eines Advokaten. Dr. Charles Burney, ein tüchtiger englischer Tonsetzer, der u. A. eine Biographie Händel's geschrieben hat, lernte Französisch und Italienisch, während er unterwegs war, um seinen Schülern Musikunterricht zu ertheilen. Albrecht v. Haller arbeitete, bei schwächlicher Gesundheit, ununterbrochen. Er las zu Pferde, bei Tische und auf der Straße. Seine Gelehrsamkeit war außerordentlich ausgebreitet. Er war Geschichtsforscher, Dichter und besonders Naturforscher, und verstand außer den alten eine Menge lebender Sprachen. Die schwedische Sprache erlernte er, als er schon längst Professor war, aber nicht mit Hülfe eines Wörterbuches, sondern indem er, während er Anatomie an einem Leichnam

docirte (lehrte), seine schwedischen Zuhörer nach den Wörtern fragte, die ihm fremd waren.

Elihu Burrit, der gelehrte Schmied und Friedensapostel, schrieb die an das Wunderbare grenzenden Erfolge seiner Sprachstudien nicht etwa angeborenem Genie zu, welches er entschieden ableugnete, sondern einfach der sorgfältigen Benutzung jener unschätzbaren Zeit-Fragmente, welche man „müßige Augenblicke“ nennt. Während er sein Brod als Grobschmied verdiente, und meist 10 Stunden täglich den Hammer schwang, erlernte er nach und nach ungefähr 40 alte und neue Sprachen. Die fast übermenschlichen Anstrengungen, die er gleichzeitig Körper und Geist zumuthete, hatten häufig Kopfschmerz und andere Beschwerden zur Folge; dennoch schonte er sich nicht. Sein Tagebuch aus dem Jahre 1837 giebt davon einen merkwürdigen Beleg. Wir theilen folgende Aufzeichnungen aus demselben mit: „Montag, 18. Juni: Kopfschmerz; 40 Seiten von Cuvier's Theorie der Erde, 64 Seiten französisch gelesen, 11 Stunden geschmiedet. Dienstag: 65 Zeilen Hebräisch, 30 Seiten Französisch, 10 Seiten Cuvier's Theorie, 8 Zeilen Syrisch, 10 Zeilen Dänisch, 10 Zeilen Böhmisch, 9 Zeilen Polnisch gelesen, 15 Namen von Sternen auswendig gelernt, 10 Stunden geschmiedet. Mittwoch: 25 Zeilen Hebräisch, 50 Seiten Astronomie gelesen, 11 Stunden geschmiedet.“ Dabei ist der Mann sehr bescheiden und schlägt seine Leistungen durchaus nicht hoch an. Er schrieb einem Freunde: „Wer meinen Charakter von Kindesbeinen an gekannt hat, wird meine Aufrichtigkeit nicht in Zweifel ziehen, wenn ich sage, daß es mir niemals in den Sinn gekommen ist, mich mit irgend welcher meiner Leistungen zu brüsten . . . . Alles, was ich schon erreicht habe oder noch zu erreichen hoffe, schulde ich und werde ich schulden, jenem mühsamen, geduldigen, beharrlichen Proceß des Wachsthums, welcher den Ameisenhügel häuft, — Theilchen zu Theilchen, Gedanken zu Gedanken, Thatsache zu Thatsache fügend. Und wenn jemals Ehrgeiz die Triebfeder meiner Handlungen gewesen ist, so reichte dessen höchstes und wärmstes Trachten nicht über die Hoffnung hinaus, den jungen Leuten meines Vaterlandes ein Beispiel zu geben, wie sie jene unschätzbaren Bruchstücke (Fragmente) der Zeit, „müßige Augenblicke“ genannt, anzuwenden haben.“

Der römische Consul Julius Cäsar las, selbst während er öffentlichen Spielen und Feierlichkeiten beiwohnte. Ja sogar der Krieg konnte seinem unermüdlichen Fleiße nicht Einhalt thun. Mitten unter dem Geräusche der Waffen schrieb er die Geschichte der Kriege, welche er führte, gleichsam mit eben der Lebhaftigkeit mit welcher er sie führte. Auf gleiche Weise benutzte der römische Naturforscher Plinius der Aeltere die Zeit. Man kann

von ihm sagen, daß er so ziemlich Alles wußte, was man zu seiner Zeit wissen konnte. Er schlief aber auch wenig und wendete jeden Augenblick auf das Gewissenhafteste an, seine Kenntnisse zu erweitern. Er ließ sich, wie das bei den vornehmen Römern Sitte war, die dazu eigene Sklaven hielten, bei Tische immer aus einem Buche vorlesen, und auf seinen Spaziergängen hatte er stets ein Buch, eine Schreibtafel und einen Schreiber bei sich, denn er las nichts, ohne Auszüge zu machen. Wie sehr er mit seiner Zeit geizte, zeigt folgende Anekdote, die uns sein Neffe, Plinius der Jüngere, berichtet. Als einst der Vorleser bei Tische ein Wort nicht recht aussprach, ließ ihn einer von Plinius Freunden einhalten und den Satz von vorne anfangen. „Du hattest," fragte Plinius darauf seinen Freund, „es doch verstanden?" Und da dieser es bejahte, fuhr er fort: „Nun, warum mußte denn der Vorleser den Satz wiederholen? Deine Unterbrechung hat uns wenigstens um zehn Zeilen gebracht." Bei einer andern Gelegenheit sagte er zu seinem Neffen, da er ihn ohne Buch spazieren gehen sah: „Du solltest Deine Zeit nicht so unnütz zubringen!" — „Ich besorge," schrieb er einst an den Titus, „den Tag über meine Geschäfte und wende die Nacht zum Lesen und Schreiben an. Wäre ich nicht schon sehr glücklich, wenn ich davon auch keinen andern Nutzen hätte, als daß ich länger lebe? Der Schlaf nimmt die Hälfte des Lebens hinweg, ihm so viel Zeit zu entreißen als möglich, ist der sicherste und rechtmäßigste Gewinn."

An dem Aller-Seelen-Kollegium in der englischen Universitätsstadt Oxford befindet sich eine Sonnenuhr, über welcher die Inschrift angebracht ist: „Pereunt et imputantur" — die Stunden vergehen und werden uns angerechnet. Der richtige Gebrauch der Zeit giebt dem Leben erst seinen richtigen Werth. Es kommt Nichts darauf an, daß man lebt, aber Alles darauf, wie man lebt. Zeit verloren heißt Leben verloren, und die Zeit kann, wie das Leben selbst, nimmer zurückgerufen werden. Melanchthon merkte sich die Zeit an, die er nicht so sorgfältig angewendet zu haben glaubte, wie es nach seiner Ueberzeugung hätte geschehen müssen, um sich an den Werth der Zeit zu erinnern und seinen Fleiß immer mehr mit demselben in Einklang zu bringen. Seine Arbeitsamkeit war so außerordentlich groß, daß er gewöhnlich bald nach Mitternacht zu seinen Arbeiten zurückkehrte. Walter Scott, der große schottische Romanschreiber, einer der rastlosthätigsten Menschen, die je gelebt, schrieb in sein Tagebuch: „Unsere Zeit ist wie unser Geld. Wechseln wir eine Guinee, so gehen uns die Schillinge, wir wissen nicht wie, fort; verderben wir unsern Tag des Morgens durch Nichtsthun, so verlieren die übrigen Stunden ihre Wichtigkeit in unsern Augen."

Die Zeit ist der unerschöpfliche Boden, aus welchem die Arbeiter aller Menschenalter die unübersehbare Menge und Mannigfaltigkeit der Gedanken, Erfahrungen und Thaten gewannen und fort und fort gewinnen werden. Aber wie die Zeit selbst flüchtig ist, so sind es auch ihre Kinder, die Gedanken und Ereignisse. Was wir von diesen treu und klar im Gedächtnisse fest halten können, ist im Allgemeinen nur wenig. Es nahmen deshalb viele gedankenreiche und gewissenhaft-thätige Menschen die Gewohnheit an, solche fremde und eigene Gedanken und Erfahrungen, die ihnen der Erhaltung werth erschienen, zu Papier zu bringen, ehe sie in der Nacht der Vergessenheit untergehen konnten. Es ist das zugleich ein nicht unwesentliches Hülfsmittel, das Leben produktiver zu machen, und wenn diese Aufzeichnungen die Gestalt eines Tagebuchs annehmen, die Selbsterkenntniß und somit die Selbstveredelung zu fördern. Ja, mancher Schriftsteller dankte diesem Zu-Papier-bringen seiner inneren und äußeren Lebensvorfälle sogar die Wahl seines Berufes. So hörten wir im ersten Abschnitt, daß Friedrich Gerstäcker dadurch dem schriftstellerischen Berufe zugeführt wurde, indem die aus Amerika seiner Mutter eingeschickten Reisetagebücher von Dr. Robert Heller veröffentlicht wurden. Ein anderer Schriftsteller, Friedrich Ludwig Bührlen, wurde durch seine Gewohnheit, mit der Feder in der Hand zu lesen, zu eigenen schriftstellerischen Versuchen ermuntert.

„Will man einen großen Mann nützlich begreifen," bemerkt der mehrgenannte Dr. Karl Müller in einem Aufsatze über Albrecht von Haller,*) „so muß man vor Allem seine Arbeitsmethode kennen. Und worin bestand dieselbe bei Haller? In der gewissenhaften Benutzung und Eintheilung der Zeit nicht allein, sondern besonders darin, daß er nichts dachte und las, ohne den Bleistift oder die Feder zum Notiren und Festhalten der Gedanken, Urtheile und Thatsachen für das Gedächtniß bei der Hand zu haben. Es ist ja unglaublich, welche Masse von Gedanken den gebildeten Menschengeist jahraus jahrein durchzucken; und wer sich gewöhnt hat, dieselben zu fixiren, muß später selbst darüber erstaunen, woher das Alles gekommen sei. Wer sein eigener, treuer Schatzgräber ist, wer auch nicht das kleinste Goldkorn im Sande liegen läßt, wird seinen Geist reicher und sein Leben länger finden, als es umgekehrt der Fall sein kann. Dieses große Naturgesetz der Geistesarbeit, dem sich Haller besonders seit den Tübinger Tagen unterordnete, hat ihn zu jenem großen Gelehrten gemacht, den noch die spätesten Zeiten bewundern werden." Auch Jean Paul Friedrich Richter, Deutschlands

*) Derselbe findet sich in dem Jahrgang 1859 der Zeitschrift „die Natur."

größter Humorist, hatte sich von früh auf gewöhnt, jede ihn irgendwie interessirende Stelle in den gelesenen Büchern sogleich auszuziehen. Dabei beobachtete er die strengste Ordnung und brachte das bunte Gemisch der Notizen aus allen Fächern und Reichen des Gedankens unter Titel und Aufschriften, so daß er, an der Hand genauer Inhaltsverzeichnisse, jede Stelle in kürzester Zeit finden konnte. Die Menge seiner Auszüge war so groß, daß sie viele geräumige Kisten füllten, und seine Werke sind voll der eigenthümlichsten, aus allen Gebieten der Natur, Wissenschaft und Kunst entlehnten Bilder, die er aus dem reichen Schatze seiner „Zettelkästen" zog. Dasselbe Verfahren hielt auch der große englische Wundarzt und Anatom John Hunter ein. Er pflegte die Vortheile, die aus der Aufzeichnung der Gedanken erwachsen, durch folgenden treffenden Vergleich anschaulich zu machen: „Diese Gedankenfixirung," sagte er, „gleicht einem Handelsmanne, der ein Inventar (Waarenverzeichniß) führt, ohne welches er niemals wissen würde, was er besitzt oder woran es ihm fehlt."

Ein Mann von gleich unverwüstlicher Ausdauer im Verfolgen seiner wissenschaftlichen Ziele wie Hunter, der sich vom Zimmermannsgesellen zu Englands größtem Wundarzte heraufgearbeitet hatte, war der Entdecker der Kuhpockenimpfung, Dr. Edward Jenner, welcher 1749 zu Berkeley in der Grafschaft Gloucester geboren ward. Schon Viele hatten, lange bevor Jenner sich mit dem hochwichtigen Gegenstande zu beschäftigen begann, von der unter den Milchmädchen jener Gegend umlaufenden Sage gehört, daß den Kuhpocken, welche dort häufig auftraten, eine schützende Kraft gegen die Menschenblattern innewohne; aber Niemand hatte dieses eben so ungereimt wie unglaublich erscheinende Gerücht, deren es in den Kreisen des Volkes so manche giebt, einer näheren Untersuchung gewürdigt, bis dasselbe durch eine seltsame Verknüpfung der Verhältnisse zu Jenner's Kunde kam. Er lernte bei einem Wundarzte in Sudbury bei Bristol die Chirurgie (Wundarzeneikunde), als eines Tages ein Mädchen vom Lande seinen Lehrherrn rathfragen kam. Als im Laufe des Gespräches die Rede auf die Blattern fiel, sagte das Mädchen: „Die kann ich nicht mehr kriegen, denn ich habe die Kuhpocken gehabt." Diese Bemerkung schlug Wurzel in Jenner's Geist und regte ihn zu tiefem Nachdenken an. Er fragte und forschte dem Gegenstande unverweilt weiter nach. Seine wundärztlichen Freunde, denen er seine Ansichten über die Schutzkraft der Kuhpocken mittheilte, lachten ihm in's Gesicht und drohten, nichts mehr mit ihm zuthun haben zu wollen, wenn er fortfahre, sie mit solchem Unsinn zu belästigen. In London hatte er das Glück, unter John Hunter's Leitung Anatomie zu studiren. Er vertraute

diesem seine Gedanken an. Der Rath, den der große Chirurge ihm ertheilte, war äußerst charakteristisch: „Grübelt nicht, sondern versucht; seid unverdrossen, seid gründlich!“ Jenner's Muth ward mächtig gehoben durch diesen Rath. Er kehrte auf's Land zurück, trat seine wundärztliche Praxis an und war die nächsten 20 Jahre hindurch bemüht, neue Erfahrungen über seine Entdeckung zu sammeln und zahlreiche Versuche anzustellen, deren Resultate ihm ein so felsenfestes Vertrauen zu derselben gaben, daß er zu drei verschiedenen Malen seinen eigenen Sohn impfte.

Nachdem Jenner bereits seit 1775 die Sache so gut als reif mit sich im Kopfe herumgetragen, machte er endlich im Jahre 1798 die Welt, in einer nur 75 Seiten starken Schrift, mit seiner Entdeckung bekannt, indem er, zum Beweise für die unfehlbare Wirkung des neuen Schutzmittels, die ausführliche Geschichte von 23 Fällen mittheilte, in denen sich die Impfungen so vollständig bewährt hatten, daß die Geimpften weder durch Berührung noch durch Einimpfung des Blatterngiftes angesteckt werden konnten. Und wie wurde seine großartige Errungenschaft aufgenommen? Anfänglich mit Gleichgültigkeit, dann mit offener Feindseligkeit. Jenner reiste nach London, um die Stichhaltigkeit seiner Entdeckung vor den Aerzten der Hauptstadt darzuthun; aber die Herren waren sammt und sonders nicht zu bewegen, dem unbekannten Land-Wundarzt Audienz zu geben; und nachdem dieser 3 Monate vergeblich gewartet hatte, kehrte er, geschmäht und verlacht, in sein Dorf zurück. Man verhöhnte ihn in Spottbildern wegen seines Versuches, die Menschheit durch Einflößung eines krankhaften Stoffes vom Euter der Kuh „verthieren“ zu wollen. Das Impfen wurde, von der Kanzel herab, für eine Kunst des Teufels ausgeschrieen. Man behauptete, daß geimpfte Kinder Geschwülste bekämen, welche die Vorboten von Hörnern wären; daß sich ferner das menschliche Antlitz allmählich in die Physiognomie (Gesichtsbildung) einer Kuh, die menschliche Stimme in das Brüllen des Stiers verwandle. Die Kuhpockenimpfung war indeß eine Wahrheit, und trotz der heftigen Anfeindung, welche sie in der ersten Zeit erfuhr, faßte die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit doch nach und nach Wurzel. In einem Dorfe, wo ein Herr den neuen Blatternfeind einzuführen versuchte, wurden die ersten Personen, die sich impfen ließen, von der bethörten Menge mit wüthendem Geschrei und Steinwürfen verfolgt. Als jedoch zwei hochstehende englische Frauen mit beherztem Beispiel vorangingen und ihre Kinder impfen ließen, war das Vorurtheil der Masse bald gebrochen. Jetzt zögerten auch die Londoner Aerzte nicht länger, ihre Anerkennung auszusprechen, und einige derselben waren niederträchtig genug, dem Dr. Jenner, den sie früher mit schnöder Verachtung behandelt, das Verdienst der

Entdeckung streitig zu machen. — Jenner wurde weit und breit als Wohlthäter der Menschheit gepriesen, und das englische Volk belohnte den ausgezeichneten Mann zweimal durch Geldgeschenke von bezügl. 10,000 und 20,000 Pfd. Sterlg. (66,666⅓ und 133,333⅓ Thlr.). Im Jahre 1805 verlieh ihm die Stadt London das Bürgerrecht. So bescheiden er in der dunklen Hälfte seines Lebens gewesen, so bescheiden blieb er, als der Glanz des Glückes ihn umgab. Man lud ihn ein, sich in London niederzulassen und stellte ihm dort eine Praxis mit 10,000 Pfd. St. jährlicher Einkünfte in Aussicht. Doch der große Mann antwortete: „Nein! Am Morgen meiner Tage habe ich die stillen und niederen Pfade des Lebens aufgesucht — das Thal und nicht den Berg — und jetzt, am Abend meiner Tage, schickt es sich nicht mehr für mich, als eine Zielscheibe des Glückes und Ruhmes mich preiszugeben.“ Ein schönerer Lohn für seine edlen Bestrebungen, als eine 10,000 Pfd.-Praxis, wurde ihm dadurch zu Theil, daß seine Entdeckung noch bei seinen Lebzeiten in der ganzen civilisirten Welt Eingang fand. Es verdient hier noch angemerkt zu werden, daß schon 5 Jahre, bevor Jenner seine Entdeckung machte, ein Schullehrer Plett in Stakendorf bei Kiel die Kuhpockenimpfung erfunden hatte, ohne daß jener jedoch hiervon unterrichtet worden wäre.

Zwei Jahre vor dem Dr. Jenner, im Jahre 1747, wurde in dem sachsen-meiningischen Dorfe Solz der Mann geboren, der des Vorerwähnten heilbringende Entdeckung zuerst in Berlin praktisch anwendete.

Ernst Ludwig Heim, einer der genialsten Aerzte, die es je gegeben, hatte eine harte Jugend durchzumachen. Sein Vater war ein armer Landprediger, ein sehr gelehrter Mann, der sich übrigens mehr um die Erweiterung der eigenen Gelehrsamkeit als um die Erziehung seiner Kinder kümmerte. Unter den drei Söhnen, die ihm seine Gattin geschenkt hatte, war unser Ernst zwar der älteste, aber durchaus nicht der vielversprechendste. Er war von schwächlichem Körperbau und mußte in den ersten zarten Lebensjahren mancherlei schwere Krankheiten, so namentlich das Scharlachfieber und die Pocken, durchmachen, wodurch er nicht nur wiederholt in große Lebensgefahr gerieth, sondern auch außerordentlich in seiner geistigen Entwickelung zurückgesetzt wurde. Seine kräftigeren jüngeren Brüder eilten ihm weit im Wissen voraus, und noch im 12. Jahre vermochte er nur mit Anstrengung zu lesen, worüber seine besorgliche Mutter nicht selten weinte, auch wohl mit Strafen nachzuhelfen suchte.

Der „Herr Magister,“ der sich höchst ungern in seinen gelehrten Beschäftigungen unterbrechen ließ, gewöhnte seine Buben zu strengem Gehorsam und legte ihnen eine, sie möglichst den

ganzen Tag von ihm fern haltende, harte körperliche Thätigkeit auf, die oft die Kräfte der armen Kleinen schier überstieg. Heim hat diese Arbeiten aufgezeichnet:

„Alles Brennholz mußten wir klein sägen und spalten.“

„Im Garten mußten wir graben und begießen, wozu das Wasser aus einem tiefen Brunnen im Hofe herauszuwinden war.“

„Hopfen- und Bohnenstangen mußten wir im Walde hauen und nach Hause tragen, unter welcher Last ich zuweilen hätte meinen Geist aufgeben mögen.“

„Alles Obst im Garten und auf dem Felde mußten wir abnehmen und heimschaffen, auch Eicheln und Buchecker im Walde sammeln. Beim Bierbrauen, welches der Vater selbst verrichtete, mußten wir Wasser tragen und ihm behülflich sein, was eine saure Arbeit war.“

„Das Heu zu machen war nicht eigentlich unser Geschäft, wir thaten es aber oft freiwillig. Dagegen lag uns das Wenden auf den Wiesen ob, so wie die Hülfe auf dem Heuboden beim Abladen und Eintreten. Auch mußten wir den Schnittern und Mähern das Essen zutragen.“

„Für die Gänse mußten wir Futter im Troge stoßen, auch wohl die Schweine füttern und selbst Mist aufladen helfen. Im Winter mußten wir stundenlang dreschen und am Abend Aepfel schälen, dann jeden Apfel in 5 Theile brechen und diese zum Trocknen auf Fäden ziehen.“

„Dabei bestand unsere Kleidung im Sommer oft nur aus zwei Stücken, einem Hemd und einem Paar Beinkleider.“

Wie die kleinsten Ereignisse in den ersten Jahren des Kindes oft die größte Bedeutung für das ganze Leben gewinnen, so geschah es auch, daß ein an sich höchst unbedeutender Vorfall, welcher sich in der frühesten Jugend Heim's zutrug, seinem Leben diejenige Richtung geben half, in welcher sich dasselbe seitdem zum Heile Tausender bewegt hat.

Eines Tages — der kleine Ernst mochte in seinem 5. oder 6. Jahre stehen — erschien in des Vaters Hause ein Doktor, auf dessen Kopf ein großer, mit breiten goldenen Tressen eingefaßter Hut prunkte. Der Knabe sah den bedeutenden Mann mit großen Augen kommen und gehen, und in ihm rief's: „So ein Mann möchtest du auch werden!“ Der prächtige Hut hat ihm immer verlockend vor der Seele gestanden. Der auf solche äußerliche Weise in des Kindes Brust gepflanzte Keim wuchs mit den zunehmenden Jahren mehr und mehr zur vorherrschenden Neigung seiner Seele, endlich zum Lebensberuf des Mannes aus. Als der junge Heim einst, in Gemeinschaft mit seinen Brüdern, eine im Verdachte des Kükenraubes stehende, fremde Katze in der Schlinge gefangen hatte, machte er sich sogleich darüber her, die

Leiche des Thieres, so gut er es verstand, zu seciren (zerlegen), während die Brüder sich voll Ekel entfernten. Neue Nahrung erhielt sein Entschluß, ein Arzt zu werden, durch den frühen Tod seiner frommen Mutter, den er als eine Folge unrichtiger ärztlicher Behandlung ansah. Ihr Tod warf einen dunklen Schatten in seine Jugendtage; tiefbetrübt lief er oft in den nahen Wald, um dort recht laut und ungestört weinen zu können. Das begab sich zu Anfang des Jahres 1764. Im Mai desselben Jahres bezog Heim das Lyceum zu Meiningen, und hier brachte er es durch eisernen Fleiß schon nach 2 Jahren dahin, für den Universitätsbesuch reif erklärt zu werden. Er wendete sich nach Halle a. S., wo er, ausschließlich mit seinen Kollegien (Vorlesungen) beschäftigt, äußerst eingezogen lebte. Zu einer solchen Lebensweise zwangen ihn schon seine ärmlichen Finanzen, die ihm nur eine tägliche Ausgabe von 1 Groschen für den Mittagstisch und 4 Pfennigen für das Abendessen erlaubten. Der Vater, der aus den 200 Thalern, die ihm seine Stellung abwarf, drei Söhne studiren lassen mußte, schrieb ihm einst verstimmt: „Ich weiß keinen Heller aufzutreiben. Die Zinsen bleiben aus, die Kapitalien kommen in Konkurs, um meine mütterliche Erbschaft betrügt mich der Kammerrath, und Ihr plagt mich um Geld. Ich bin des Lebens satt. Lebe wohl.“

Nach beendeten Studien trat Heim in Begleitung seines treuesten Freundes, eines Sohnes des berühmten Leibarztes Friedrich II., des Geheimraths Munzel, eine mehrjährige Reise durch Holland, England, Frankreich und Deutschland an, auf welcher der kühne Jüngling, in einer Anwandlung von übermüthigem Kraftgefühl, sich auf den Querbalken des steinernen Kreuzes schwang, welches, 475′ hoch, die äußerste Spitze des Straßburger Münsters bildet. Auf die Empfehlung seines Freundes ging er im Jahre 1775 nach Berlin, wo er bis zu seinem 1834 erfolgten Tode die ausgebreitetste Praxis versah, die vielleicht je ein Arzt gehabt hat.

Dr. Heim erblickte, gleich Dr. Jenner, in der thätigen Hülfe die heilige Pflicht des Arztes, und ordnete dieser überall den materiellen Gewinn unter. Seinen Krankenlisten zufolge hat er jährlich an 3—4000 arme Kranke behandelt, von denen er nicht nur nichts nahm, sondern die er in vielen Fällen noch obendrein unterstützte. In einem Briefe heißt es über seine Berufsthätigkeit: „Ich habe als Arzt mehr zu thun, als irgend einer meiner Kollegen in Berlin. Allen Vergnügungen des Lebens muß ich fast entsagen, um nur meine Patienten abwarten zu können. Da aber in diesem Geschäft meine Seele die größte Ruhe findet, so liegt auch keine eigentliche Aufopferung darin. Bälle, Koncerte, Spazierfahrten, Abendgesellschaften — zu allen diesen Genüssen bleibt

mir schlechterdings keine Zeit.“ Heim war in Berlin eine so bekannte und verehrte Persönlichkeit, daß, wenn er durch die Straßen ritt, arme Kinder, Soldaten, Arbeiter jubelnd ihn begrüßten; denn Allen war er ein Wohlthäter geworden.

Auf einem anderen Gebiete der Wissenschaft steht nicht weniger ausgezeichnet da durch seinen willenskräftigen Fleiß, durch seine hohe Beharrlichkeit im Streben, so wie durch weise Benutzung der sich darbietenden Hülfsmittel und Gelegenheiten, der als Optiker hochberühmte Joseph von Fraunhofer. Derselbe wurde am 6. März 1787 zu Straubing in Baiern geboren. Sein Vater ernährte sich kümmerlich von dem Glasergeschäft. Frühzeitig mußte das Söhnlein dem Vater in seiner Berufsarbeit zur Hand gehen, so daß der kleine Joseph selten Zeit hatte, die Schule zu besuchen und noch seltener zum Lesen oder Schreiben kam. Im 11. Jahre entriß ihm der Tod Vater und Mutter. Der Vormund that das arme Waisenkind zu einem Drechsler in die Lehre, welcher den Knaben indeß nur kurze Zeit behielt, da es sich herausstellte, daß er zu schwächlich für dieses Handwerk sei. Joseph kam nun als Lehrling zu dem Glasschleifer und Hofspiegelmacher Weichselberger nach München. Lehrgeld brauchte er keins zu entrichten, doch mußte er sich kontraktlich dazu verpflichten, 6 Jahre lang ohne Lohn zu arbeiten. Die Engherzigkeit und Gewinnsucht des Lehrherrn, welche die Kräfte des Lehrjungen so viel irgend möglich auszubeuten beflissen war, versagte diesem den heißgewünschten Besuch der Feiertagsschule, weshalb er des Rechnens und Schreibens vor der Hand ganz unkundig blieb. Wer weiß, ob nicht die Widerstandskraft des schwächlichen Knaben durch eine so sklavenmäßige Behandlung doch zuletzt gebrochen worden wäre, wenn sich nicht, im zweiten Jahre seiner Lehrzeit, ein Unglück ereignet hätte, welches zum glücklich entscheidenden Wendepunkt seines Lebens wurde. Am 21. Juli 1801 fiel nämlich das Haus seines Principals ein und begrub ihn unter seinen Trümmern. Er selbst wurde, wie durch ein Wunder, gerettet, während nur wenige Schritte von ihm die Frau seines Lehrherrn erschlagen lag. Die über ihm lagernden Trümmerstücke hatten sich im Fallen so glücklich geordnet, daß sein Kopf frei geblieben und er im Stande war, die nachgrabenden Arbeiter durch Schreien und Rufen auf seine Spur zu bringen. Der König Maximilian Joseph, der in Person die Nachgrabungen geleitet hatte, nahm sich des unverletzt an’s Tageslicht gezogenen Knaben mit vieler Theilnahme an und beschenkte ihn mit 18 Dukaten.

Achtzehn funkelnde Goldstücke in der Hand eines armen Knaben! Welche Versuchung zu kindischen Thorheiten, welch’ starke Verlockung zu einem ganzen Heere von augenblickskitzelnden Aus-

gaben! Der junge Fraunhofer that, was Wenige in seiner Lage hätten thun können: er trotzte der Verführung. Zwar jubelte er innerlich über das reiche Geschenk; aber er dachte dabei nicht an das viele Naschwerk u. dergl., das er dafür würde kaufen können, sondern er ging ernst mit sich darüber zu Rathe, wie er das Geld am besten verwerthe zur Befriedigung seines heftigen Dranges nach geistiger Ausbildung. Zunächst kaufte er sich nun eine Glasschneidemaschine und versuchte mit Hülfe derselben auch optische Gläser zu schneiden, stieß jedoch überall auf Schwierigkeiten, da es ihm an den nöthigen Vorkenntnissen gänzlich fehlte. Aus dieser Verlegenheit befreite ihn der Geheimrath Utzschneider, der seiner Rettung beigewohnt hatte, indem er ihm eine Anzahl mathematische und optische Lehrbücher zum Selbstunterrichte schenkte. Doch jetzt stellten sich ihm neue Hindernisse in den Weg. Sein Lehrherr hatte kaum die Bücher bei ihm gesehen, als er ihm das Studium derselben auf's strengste untersagte. Wer half hier, wenn er es nicht selbst that? Des Tages stand er unter beständiger Aufsicht, und in der Nacht durfte er auf seinem Schlafzimmer, welches ohne Fenster war, kein Licht brennen. Also huschte er je an Feiertagen still und verstohlen, ein Buch unter den Kleidern versteckt, auf ein paar Stunden davon, um sich außer dem Hause der Lust des Lernens ungestört zu überlassen. So trieb er's eine Zeit lang und machte sich doch in der geringen Stundenzahl dieses merkwürdigen Selbstunterrichts mit den Gesetzen der Optik bekannt und vertraut. Um endlich diesem Studium zwischen Thür und Angel ein Ende zu machen, trat er einen Theil seiner für dringende Fälle aufgehobenen Dukaten und seinen Verdienst dazu an seinen habsüchtigen Lehrherrn ab, wofür dieser ihm die Feiertage frei gab und das letzte halbe Jahr seiner Lehrzeit erließ. Mit dem Rest des königlichen Geschenkes kaufte sich der junge Optiker eine Schleifmaschine für optische Gläser. Muß man nicht staunen über die weise Ueberlegung, welche den ganz allein auf sich gestellten Knaben Fraunhofer bei der Benutzung seines ersten Geldes geleitet hat?

Dem Wunsche Rechnung tragend, seine äußeren Verhältnisse freier und freundlicher zu gestalten, benutzte Fraunhofer seine Freistunden, in Metall zu graviren, ohne daß er diese Kunst jemals gesehen oder gelernt hatte, und zwar stach er Modelle zur Herstellung von Visitkarten mit gepreßten Randverzierungen, auf welche man damals den Namen eigenhändig einzuzeichnen pflegte. Der eben ausbrechende Krieg zwischen Preußen und Frankreich verdarb ihm indeß diese Spekulation und versetzte ihn in äußerst bedrängte Umstände. Zu bescheiden und unabhängig fühlend, um den König, der ihm bei Uebereichung des Geldgeschenks weitere Unterstützung zugesagt hatte, mit seiner traurigen Lage bekannt

zu machen, legte er sich wieder ganz auf das Spiegelmachen und Glasschleifen, während er fortfuhr, die Feiertage, und jetzt unter der kundigen Leitung des Professors der Physik und Mathematik, Ulrich Schiegg, an welchen Utzschneider ihn empfohlen hatte, seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu widmen. Doch derselbe Krieg, der ihm vorläufig seine Pläne gekreuzt hatte, wies ihm bald darauf die Stellung an, in welcher er fortan der Wissenschaft die erheblichsten Dienste leisten sollte. Der ausgezeichnete Mechaniker Reichenbach hatte nämlich inzwischen, unter Mitbetheiligung Utzschneider's, in München eine mathematisch-mechanische Anstalt gegründet. Bis zum Ausbruch des Krieges waren die zu den astronomischen Instrumenten erforderlichen Perspektivgläser ausschließlich aus England bezogen worden. Als nun Napoleon am 21. Novbr. 1806 die Kontinentalsperre gegen England verfügt hatte, mußte man auf Mittel und Wege sinnen, diese Gläser selbst anzufertigen. Utzschneider kaufte das Kloster Benediktbeuren zur Anlage von Schmelzöfen für Flint- und Crownglas*) und auf seinen Betrieb ward Fraunhofer berufen, den optischen Arbeiten der Anstalt vorzustehen. Nach vielen mißlungenen Versuchen hatte Fraunhofer die Freude, eine völlig gleichmäßige Masse des Flintglases zu erfinden, und ebenso gelang es ihm, Crownglas zu bereiten, welches das englische an Güte übertraf. Nun kam die Anstalt rasch in Flor. Ihre Instrumente verbreiteten sich allmählich über ganz Europa. Fraunhofer war unermüdlich im Erfinden neuer Instrumente und machte die wichtigsten Entdeckungen in der Lichtlehre (Optik).

Wer hat nicht schon von den weltberühmten Fraunhofer'schen Fernröhren gehört? Das größte und kunstvollste unter diesen, um dessenwillen der Verfertiger von seinem Könige zum „Ritter des Civilverdienstordens der bairischen Krone" ernannt wurde, befindet sich auf der Dorpater Sternwarte. Dasselbe, „ein Werk einzig in seiner Art," hat 13½′ Länge, 13′ 14″ Brennweite und 9″ Oeffnung des Objektivs. Die Vergrößerungen gehen bis auf's 600fache des linearen Durchmessers. Durch ein am Gestell angebrachtes Uhrwerk wird die Stundenaxe in 24 Stunden herumgetrieben, so daß das Instrument von selbst der Bewegung der Gestirne folgt. Das Ganze hat ein Gewicht von 25 Centnern, da außer 900 Pfd. Messing noch 6½ Centner Eisen, Stahl und Blei darin verarbeitet sind; indessen wird die Beweglichkeit des Rohrs dadurch nicht erschwert, denn mit einem Finger kann man

*) Das Flintglas besteht aus kieselsaurem Kali und Bleioxyd, das Crownglas (Kronglas) ist bleifrei und von grünlicher Färbung. Beide Glasarten vereinigt, geben die astronomischen Doppelobjekte (so heißen die vorderen, den Objekten (Gegenständen) zugewendeten Gläser).

es um die Stundenaxe drehen. — Leider brachte es der große Mann nicht zu hohen Jahren. Die vielen Drangsale und Kümmernisse, die er, bei ohnehin schwächlicher Gesundheit, von Kindesbeinen an durchzumachen hatte, — die bei der Verschüttung ausgestandene Todesangst und der eingeathmete Staub, — die geistigen Anstrengungen, bei denen er den Körper durchaus nicht schonte, und die Hitze und Dünste des Glasofens, — Alles dies pflanzte den Todeskeim in seine Brust und arbeitete einer frühen Auflösung vor. Fraunhofer starb, nachdem er in den letzten Lebensjahren an Drüsengeschwüren und heftigen Erkältungen gelitten, als er eben seinen 39. Geburtstag gefeiert, am 7. Juni 1826, frischen und klaren Geistes. Fraunhofer's Name aber wird mit Liebe und Achtung genannt werden, so lange es eine Wissenschaft giebt. Auf seinem Grabe befindet sich ein Denkstein mit der sinnigen Inschrift: „Approximavit sidera“ (er näherte die Gestirne). Neuerdings haben ihm seine Verehrer zu München ein würdiges Standbild errichtet.

Neben Fraunhofer glänzt, als ein Stern erster Größe, einer der ausgezeichnetsten Astronomen und Menschen aller Völker und Jahrhunderte: Friedrich Wilhelm Herschel. Derselbe wurde 1739 als der Sohn eines armen Musikers zu Hannover geboren. Schon als Kind fand Herschel besonderes Wohlgefallen an allerlei kleinen Berechnungen, Vergleichungen und ähnlichen Beschäftigungen. Der Vater hielt ihn und seine drei Brüder fleißig zur Musik an, und in seinem 14. Jahre durfte Wilhelm sich bereits auf der Hoboe und Violine vor Kunstverständigen hören lassen. Daneben erwarb er sich in der Bürgerschule und besonders durch den tüchtigen Privatunterricht des Artilleriesekretairs Hoffschläger gediegene Vorkenntnisse in der Logik, Mathematik, Naturlehre und einigen neueren Sprachen. Den tiefsten Eindruck aber machte auf das empfängliche Gemüth des Knaben die feierliche Pracht, die unendliche Erhabenheit des gestirnten Himmels, dessen Räume er schon damals mit einem aus Pappe selbstgefertigten Globus durchirrte. Im Jahre 1759 ging er, als Hautboist, mit einem Regimente hannöverscher Truppen — Hannover und England hatten derzeit noch einen gemeinschaftlichen König — nach London. Hier erging es ihm anfangs herzlich schlecht. Er gerieth in so bedrängte Umstände, daß er seine Zuflucht zur Tanzmusik nehmen mußte. Begierig ergriff er daher, als um diese Zeit ein Organist an einer neu erbauten Kirche zu Halifax gesucht wurde, diese Gelegenheit, sich aus dem Elend seiner Lage zu erlösen, bewarb sich um die Stelle und erhielt dieselbe. Sein Gehalt war so klein, daß er sich, um überhaupt existiren zu können, durch Musikunterricht einiges hinzu verdienen mußte. Seine freie Zeit füllte er eifrig namentlich mit dem Studium der Mathematik aus.

Im Jahre 1766 verließ er Halifax und wurde Organist an der Otagonkirche des Badeorts Bath, wo er außerdem in den Badekoncerten mitwirkte. Die Vergnügungen und Zerstreuungen des geräuschvollen Badelebens hatten keine Macht über die wissensdurstige Seele des Jünglings; dagegen ergriffen einige neue astronomische Entdeckungen sein Innerstes, und oft bestieg er die Gipfel der benachbarten Anhöhen und verbrachte daselbst ganze Nächte mit Durchforschung des gestirnten Himmels, zu welchem Zwecke er sich von einem Freunde ein 2füßiges Gregorianisches Teleskop (Fernrohr) geliehen hatte. Allein dieses genügte ihm auf die Dauer nicht. Er wendete sich deshalb, um ein besseres zu kaufen, an einen Londoner Optiker, der jedoch einen so abschreckend hohen Preis forderte, daß Herschel den kühnen Entschluß faßte, sich selbst ein Fernrohr zu bauen.

Wer mit der Einrichtung eines Reflektors (Spiegelteleskops) vertraut ist und einen Begriff hat von der Kunst, welche zur Verfertigung eines reflektirenden (die Lichtstrahlen zurückwerfenden) metallischen Hohlspiegels gehört, der einen hochwichtigen Bestandtheil des Fernglases ausmacht, wird ermessen können, welche Schwierigkeiten mit einem Unternehmen, wie Herschel es vorhatte, verknüpft waren. Herschel versuchte muthig, und nach langer und unaussprechlich mühsamer Arbeit war er so glücklich, einen 5füßigen Reflektor zu Stande zu bringen, mit dem er zu seiner unendlichen Freude die Ringe und Trabanten (Monde) des Planeten Saturn beobachten konnte. Nicht befriedigt, sondern mächtig zur Fortsetzung des betretenen Weges durch diesen Sieg seiner Ausdauer angeregt, fuhr er fort, andere Fernröhre von 7—10, ja endlich sogar von 20′ Länge zu bauen. Als er an seinem 7füßigen Reflektor arbeitete, mußte er an 200 verschiedene Hohlspiegel anfertigen, ehe ihm einer von gehöriger Leistungskraft gelang, — wahrlich, ein bewundernswürdiges Beispiel von dem beharrlichen Fleiße des Mannes.

Während Herschel begeistert mit seinen selbstgefertigten Fernröhren die grenzenlosen Weiten der Himmelsräume durchmaß, spielte er, nach wie vor, zum Broderwerb in den Badekoncerten. Wie oft stahl er sich nicht während der Pausen aus dem Saale, um einige Augenblicke durch sein geliebtes Fernrohr zu schauen und dann, stillbeglückt, an seinen Platz zurückzukehren! Am 17. März 1781 entdeckte er einen neuen Planeten unseres Sonnensystems, der von ihm zu Ehren des Königs von England das „Georgsgestirn'“ von anderen Astronomen „Herschel“ und später allgemein „Uranus“ genannt wurde. Er hatte schon in Bath sich vorgenommen, ein 30′ langes Teleskop zu bauen; in Slough aber verfertigte er eins von 40′ Länge, 4′ 10″ Breite, 4000 Pfd. Schwere und 3000facher Vergrößerung. Dieses Riesenwerk hat

ihn 4 Jahre lang beschäftigt. Bald nachdem er das „Georgsgestirn“ aufgefunden, ernannte ihn Georg III. zum königlichen Astronomen, warf ihm ein ansehnliches Gehalt aus und räumte ihm eine Wohnung in seinem Schlosse Windsor ein. Die glückliche Wandlung seiner äußerlichen Verhältnisse veränderte keinen Augenblick die liebenswürdige Bescheidenheit seines Herzens. Das läßt den außerordentlichen Mann erst wahrhaft groß und liebenswerth erscheinen, daß der Mensch in ihm so hoch dastand wie der Astronom, Optiker und Mechanikus.

Dem Vorstehenden reiht sich würdig der Astronom Johann Hieronymus Schröter an (geb. 1745, gest. 1816), der sich in Lilienthal, einem Dorfe im Herzogthum Bremen, eine Sternwarte errichtete und seine Fernröhre, darunter eins von 25′ Länge, mit unsäglicher Mühe und vielen Kosten, meist selbst machte. Am berühmtesten ist er durch seine Mondbeobachtungen geworden; er war der Erste, welcher genauere Specialkarten des Mondes entwarf und seinem eisernen Fleiße verdanken wir die Messungen und Bestimmungen der Mondgebirge. Von Schröter so hoch geschätzt, daß er drei Thäler im Monde nach ihm benannte, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein schlichter Bauer mit Namen Christoph Arnold, in Sommerfeld bei Leipzig, der sich durch Selbstbelehrung zum Astronomen bildete und auf seinem Hause eine Sternwarte anlegte, die noch bis 1794 dort zu sehen war. Nur die Mußestunden zu gelehrten Studien benutzend, bestellte er übrigens bis an's Ende seiner Tage eigenhändig seinen Acker. Er entdeckte 1683 mehrere Kometen, beobachtete 1690 den Durchgang des Merkur durch die Sonne und beschrieb dieses himmlische Ereigniß in der Schrift: „Göttliche Gnadenzeichen in einem Sonnenwunder vor Augen gestellt (Leipzig, 1692).“ Der Leipziger Magistrat ehrte ihn für seine Verdienste um die Wissenschaft durch ein namhaftes Geldgeschenk und befreite ihn auf Lebenszeit von allen Abgaben. Er unterhielt mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit einen Briefwechsel, und seine Papiere sowie sein Bildniß werden noch heute auf der Leipziger Stadtbibliothek verwahrt.

Johann Georg Palitzsch, der um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts zu Prohlis bei Dresden lebte, ist ein zweites Beispiel eines bäuerlichen Astronomen. Auch er erwarb sich seine mathematischen, astronomischen und botanischen Kenntnisse durch rastlosen Selbstfleiß. Er besaß, außer einer ausgewählten Bibliothek, eine kleine Naturaliensammlung, und in seinem Garten waren neben manchen einheimischen Gewächsen auch nicht wenige ausländische zu finden. Dabei ließ der Mann nicht von ererbter bäuerlicher Sitte noch Tracht. Wohl titulirten ihn seine beschränkten Standesgenossen spottweise den „Sterngucker“ oder den

„Bauernprofessor“; doch konnte er das gleichmüthig über sich ergehen lassen, da selbst der große Herschel ihn seiner Freundschaft würdigte. Als im Jahre 1758 die Wiederkehr des Halley'schen Kometen erwartet wurde, sah er denselben einen ganzen Monat früher als irgend einer der ängstlich harrenden Astronomen.

Man sieht aus den vorstehenden Beispielen, welche tüchtige Kraft in unserm Bauernstande schlummert, und daß es nur des Hinzutritts der nöthigen erziehlichen Bedingungen bedarf, dieselbe allgemein zu wecken und nutzbar zu machen. Würde von oben herab für den Bauernstand, durch eine entsprechende Hebung des Volksschulwesens, bezüglich durch Erhöhung der Volksschullehrer-Gehälter, verhältnißmäßig so viel wie für den Militairstand gethan: wir würden viele Arnolde und Palitzsche, d. h. eine intelligentere Bauernbevölkerung besitzen oder erhalten, als es leider der Fall ist. Zum Beweise dessen finde hier das Lebensbild eines dritten Bauern seine verdiente Stelle.

Peter Anich war armer Landleute Kind und wurde 1723 in dem Dorfe Oberperfuß, 3 Stunden von Insbruck, inmitten der tyroler Alpen geboren. Der Knabe wuchs heran unter Kühen und Schafen. Sobald er laufen konnte, kam er in die Schule seines Dorfes, wo er die vier Species viel leichter lernte als das Lesen und Schreiben. Der Lehrer rieth daher, „das Büble sollt' ein Schacherjud' sein, da würd' es sein Glück machen.“ Als der Schulbesuch aufgehört hatte, trieb Peter die Heerde auf die Alm, besorgte den Acker, und Winters beschäftigten ihn allerlei kunstvolle Schnitzereien und Drechslerarbeiten, worin er es, unter des Vaters Anleitung, weit brachte. Stets war er ernst und schüchtern, beobachtete Alles mit Aufmerksamkeit und hatte immer die Seele voll Gedanken. Viel lieber guckte er nach den lieben Himmelssternen, als in die schönsten Augensterne einer schmucken Dirne. Nach des Vaters Tode konnte er seinen unbändigen Lerneifer nicht länger zügeln. Noch konnte er kaum nothdürftig lesen und schreiben und stand doch schon im 28. Jahre! Von Sehnsucht getrieben nahm er eines Tages Hut und Stock und wanderte nach Insbruck. Dort ging er gradenwegs auf die Universität und trat vor den Professor der Mathematik, den Dr. Weinhart. „Bist Du der,“ so redete er ihn treuherzig an, „dessen Amt es ist, den Himmel und die Sterne zu beobachten?“ Und da dieser bejahend antwortete, fuhr er frohmuthig fort: „Auch ich möchte gern den Lauf der Sterne erkennen lernen, da ich denselben öfters, wenn ich das Vieh weidete, mit Lust beschaut habe.“ Der gelehrte Herr Professor glaubte nicht seinen Ohren trauen zu dürfen, als er solche Rede aus dem Munde eines einfältig aussehenden Bauern vernahm, der mit seinem wetterharten Gesicht und schwieligen Fäusten weit eher hinter den Pflug als hinter

gelehrte Bücher zu gehören schien. Er stellte ihm, seine Aufrichtigkeit und geistige Befähigung zu erforschen, mancherlei verwickelte Fragen, die der junge Bauer mit klarem Geiste auffaßte und beantwortete. Freundlich lud er ihn darauf ein, ihn an jedem Feiertage auf einige Stunden zu besuchen.

Von dem Tage an, wo Anich diese merkwürdige Unterredung mit dem wackeren Professor hatte, konnte man ihn, vier Jahre hindurch, bei jeder Witterung, Feiertag um Feiertag, den drei Stunden weiten Weg über die Berge nach Insbruck hin und her wandern sehen. Er kam und arbeitete mit derselben niemals fehlenden Ordnung, Regelmäßigkeit und Rastlosigkeit, die er täglich klarer und erhebender in dem ungeheuren Getriebe der großen Weltenuhr vorgebildet erkannte. Seine Fortschritte in der Mathematik, Optik und Astronomie waren so rascher und erheblicher Art, daß die Universität nicht anstand, ihm, nachdem er sich die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung angeeignet, die Verfertigung eines Himmelsglobus aufzutragen. Anich nahm sich vor, das in ihn gesetzte Vertrauen durch Ueberbietung alles bis dahin in dieser Richtung Geleisteten zu rechtfertigen. Ehe er Hand an's Werk legte, lernte er in seinen Mußestunden schönschreiben und zeichnen. Erst dann, als er sich im Besitz aller zu dem Unternehmen nothwendigen Vorkenntnisse fühlte, schritt er zur That. Nun kamen ihm seine, in den Wintermonden geübten, mechanischen Fertigkeiten herrlich zu Statten. Er drehte an der Drechselbank die beiden Hemisphären (Halbkugeln) aus Holz, auf welche er, zierlich und sauber, das in Sternbilder geordnete Heer der Gestirne eintrug, und schnitt aus Messingplatten Ringe, Zähne und Uhrwerk zurecht. Im Herbst 1756 konnte er die letzte Hand an das Meisterwerk legen, das alle seine Vorgänger an Größe, Richtigkeit und Vollständigkeit weit übertraf. Die Umdrehung der gestirnten Kugel, welche genau dem Zeitverhältnisse der scheinbaren Bewegung ihres himmlischen Vorbildes um die Erde angepaßt war, besorgte ein von Anich neu erfundenes Triebwerk. Als der Künstler nun wohlgemuth sein trefflich gelungenes Werk nach Insbruck schaffen wollte, da zeigte es sich wider alles Vermuthen, daß weder die Stubenthüre noch die Hausthüre weit genug waren, die große Kugel durchzulassen. Flugs mußten Maurer und Zimmerleute die Ausgänge erweitern und als auch dieses letzte Hinderniß beseitigt war, zog Anich mit der ersten köstlichen Frucht seiner 5jährigen rastlosen, körperlichen und geistigen Anstrengungen dieselbe Straße gen Insbruck, die er so viel hundertmal bei Sturm und Regen, Kälte und Sonnenschein zurückgelegt hatte. Der Globus, der jetzt eine Zierde des Insbrucker Museums bildet, ward von Gelehrt und Ungelehrt als etwas noch nie Dagewesenes angestaunt. Sein Lehrer, der edle

Professor Weinhart, dessen liebevoller Unterstützung Anich, nächst seinem ausdauernden Fleiße, alle seine Erfolge verdankte, beschrieb den Globus in einer eigenen Abhandlung, welche der Kaiserin Maria Theresia überreicht ward, die seit diesem Tage alle ferneren Unternehmungen des merkwürdigen Bauern mit warmer Theilnahme verfolgte.

Anich ward durch die ihm mit vollen Händen gespendeten Lobeserhebungen nicht zu einem trägen Ausruhen auf den Lorbeeren verführt. Bald sehen wir ihn wieder in voller Arbeit. Zunächst zeichnete er, ohne fremde Hülfe, ein Kärtchen des mittlern Tyrol, und da dieses den Beifall der Fachmänner erhielt, fertigte er, im Auftrage seines Lehrers, eine Karte des damaligen Kriegsschauplatzes. Noch vor Ablauf des siebzehnten Tages hatte er diese 5 Schuh lange und 3 Schuh breite Landkarte vollendet. Sie war so schön und fleißig mit der Feder gearbeitet, daß man sie für gestochen hätte halten können. Die damals gerade zu Insbruck befindlichen preußischen Generale Fink und von Platen, denen die Arbeit gezeigt ward, sprachen sich höchst anerkennend darüber aus und staunten, als sie den Stand des Verfassers erfuhren. Dieser hatte inzwischen einen Erdglobus in Arbeit genommen, den er im April 1759 wohlgelungen zu seinem Himmelsglobus stellen konnte. Alle jene Arbeiten waren indeß nur die Vorläufer eines Werkes, welches seinem Schöpfer die Unsterblichkeit sichern sollte. Im Jahre 1760 erhielt er von seiner Kaiserin den Auftrag, das nördliche Tyrol zu vermessen. Anich unterzog sich demselben mit höchster Begeisterung, ohne welche er nimmer auch nur über die ersten Anfänge des Unternehmens hinausgekommen wäre; denn die Schwierigkeiten, die Natur und Menschenvorurtheil ihm dabei in den Weg legten, waren unbeschreiblich groß. Da gab es viele Bergspitzen zu erklimmen, die vor ihm noch kein menschlicher Fuß betreten hatte, und oft war sein Leben hart bedroht von zu Thal stürzenden Lawinen oder tückisch mit dünner Eisdecke überbrückten Abgründen. Todtmüde von den Strapazen des Tages, mußte er viele Nächte am Rand des Eises unter freiem Himmel übernachten, wobei, wie er selbst erzählt, der Boden unter ihm nicht selten steinfest fror. Andere Unbilden von weit schlimmerer Art bereitete ihm der Unverstand der mißtrauischen Bauern, die sich einbildeten, Anich sei von der Regierung abgesandt, ihre Felder behufs Erhöhung der Abgaben zu vermessen, und andrerseits auch meinten, daß die Karte dem Feinde als Wegweiser in ihr Land dienen werde. Er galt deshalb überall als Spion und Landesverräther und war nirgends vor körperlichen Mißhandlungen sicher. Kam er Abends, bis zum Sterben erschöpft, in ein Dorf, so schlossen die fanatischen Bauern wohl vor ihrem verpönten Standesgenossen die Thüren ab und

ließen ihn, wie einen Hund, vor denselben ausschlafen. Trotz all' dieser Drangsale rückte das Werk stetig vorwärts und war zu zwei Drittheilen ausgeführt, als Anich den furchtbaren Anstrengungen im Jahre 1766 erlag. Kurz vor seinem Hintritte hatte ihn seine hohe Gönnerin, die Kaiserin Maria Theresia, durch Verleihung des goldenen „Ehrenpfennigs" und eines Gehalts von 200 Gulden, geehrt. Die Karte ward von dem Lehrer zu Oberperfuß, Blasius Huber, der Anich in den letzten Jahren hülfreiche Hand geleistet hatte, glücklich vollendet, und wird immer von hoher Wichtigkeit bleiben für die Geschichte der Wissenschaft, wenn die neuesten Messungen des österreichischen Generalstabes dieselbe auch praktisch überholt und beseitigt haben.

Das ist überhaupt das Schicksal aller objectiven wissenschaftlichen Forschungen und Werke, daß ihr Inhalt von den nachdringenden Geschlechtern überwunden wird und veraltet, während die eigenthümliche Form, in welcher sie ausgesprochen und verkörpert wurden, der Weg, auf welchem sie entstanden, vom kulturgeschichtlichen und menschlichen Standpunkte aus betrachtet, niemals ihren Reiz noch ihren Werth verlieren können, weil diese Seiten der wissenschaftlichen Arbeit der charakteristische Ausdruck des persönlichsten Fühlens und Denkens sind. Dies gilt vorzüglich von den ausgewählten Männern der Wissenschaft, die von Zeit zu Zeit Epoche machend über den Schauplatz dieses Lebens gewandelt sind. Ein Solcher war Karl von Linné. Seine systematische Klasseneintheilung des Pflanzen- und Thierreiches, welche zu einer Zeit geschaffen wurde, wo auf diesen Gebieten die unglaublichste Verwirrung herrschte, ist heute nicht mehr maßgebend; nichtsdestoweniger war sie es, welche die seitdem gemachten Fortschritte in der Naturforschung eigentlich erst ermöglicht hat, und schon aus diesem Grunde wird sie, werden alle Werke seines Geistes in ihrem Linnéschen Gewande werth gehalten werden, so lange gebildete Menschen auf der Erde leben.

Karl von Linné, welcher am 4. Mai 1707 zu Räshullt in der schwedischen Landschaft Smaland zur Welt kam, war der Sohn eines armen Landpfarrers und verlebte seine Jugend unter dem Drucke großer Dürftigkeit. An dem Kinde Linné kann man recht überzeugend erkennen, welch' bestimmenden Antheil die Eindrücke und sinnlichen Erregungen der ersten Lebensjahre an der sich als überwiegender Grundzug der Seele offenbarenden Richtung des späteren Lebens haben. Als erste Veranlassung zu seiner Blumenneigung führt er selber an: „Der Vater liebte immer die Pflanzenkenntniß; er hatte sich mit den lateinischen Namen einiger Pflanzen bekannt gemacht, hatte, als er auf der Akademie zu Lund studirte, funfzig Pflanzen mit eigener Hand zu einem herbarium vivum (ein lebendiges, natürliches Kräuterbuch)

eingelegt; er legte, sobald er verheirathet war, zu Räshullt einen kleinen Garten an, wo er so viele Gewächse anpflanzte, als er sich verschaffen konnte; er fand an keiner Sache so großes Vergnügen, als an diesem Garten, auch die Mutter sah beständig den Beschäftigungen ihres Mannes im Garten zu und hernach, da der Knabe noch ganz klein war, sobald er schrie und auf keine andere Art beruhigt werden konnte, steckte sie ihm immer eine Blume in die Hand, wo er dann gleich stille ward." Der kleine Karl bekam das Geschäft, die Pflanzen zu begießen. Der Vater schenkte ihm ein Beet, wo er nach Belieben pflanzen und wirthschaften konnte und dieses war gewissermaßen seine erste praktische botanische Schule. Er war noch nicht 9 Jahre alt, als er anfing, in Wald und Feld Pflanzen zu sammeln. War er nicht auf derartigen Wanderungen begriffen, so befand er sich im Garten und pflanzte, ob wildwachsende Kräuter, ob Gartengewächse, das galt ihm ziemlich gleich. Sogar wilde Bienen und Wespen brachte er in des Vaters Garten, wodurch dessen Bienenstöcke sehr litten. In seinem 10. Jahre kam er auf das Gymnasium zu Waxiö, und mit ihm zog seine Neigung zum Umgang mit der Natur in ihrer jedes andere Interesse verschlingenden Mächtigkeit. Von allen Schülern lebte keiner mehr unter freiem Himmel, als er. Sobald er sich irgend frei machen konnte, lief er hinaus in seine geliebte grüne Schule; hier vertiefte er sich mit kindlichem Feuereifer in die Anschauung der Pflanzen- und Thierwelt, während zu Hause seine Schularbeiten liegen blieben. Da konnte es denn nicht fehlen, daß er in den gewöhnlichen Schulkenntnissen weit hinter seinen Mitschülern zurückblieb, und namentlich waren seine Fortschritte in der Formenlehre der todten alten Sprachen, die seinem in's volle, warmpulsige Leben zielenden Streben am meisten widerstehen mochte, so schwach, daß seine Lehrer bedenklich die Köpfe schüttelten und in seinem Hange, Schmetterlinge und Blumen zu sammeln, den unwiderleglichen Beweis gänzlicher Untauglichkeit zum Studiren erblickten. Sie gaben daher dem Vater den Rath, den Sohn, da er zu was Anderem doch nicht tauge, ein Handwerk erlernen zu lassen. Und wenig fehlte, so hätte die Kurzsichtigkeit dieser Lehrer die Welt um den Reformator der Naturwissenschaften gebracht; denn der Vater glaubte, ohne selbst zu prüfen und zu untersuchen, unbedingt den Aussagen derselben und that den Sohn zu einem Schuhmacher in die Lehre. Zum Glück hatte ein Hausfreund der Linné'schen Familie, der Dr. Joh. Rothmann, Arzt in Waxiö, der das Treiben des Knaben mit denkendem Auge beobachtet, dessen herrliche Anlagen erkannt. Derselbe rettete ihn der Wissenschaft, indem er den Vater bewog, ihn die Naturwissenschaften studiren zu lassen. Der wackere Mann, der Kopf und Herz auf

dem rechten Flecke trug, ließ es nicht bei gutem Rath bewenden. Er erbot sich, den Knaben in sein Haus zu nehmen und während eines Jahres die Kosten seiner Erziehung zu tragen. So geschah es, und Rothmann unterrichtete obenein selbst seinen jungen Schüler in der Physiologie (Lebenserscheinungen-Lehre) und Botanik (Pflanzenkunde) und gab ihm so Gelegenheit, sich auf die Hochschule vorzubereiten.

Zwanzig Jahre alt, bezog Linné im Jahre 1727 die Universität Lund, um dort, außer den Naturwissenschaften, auch die Arzneikunde zu studiren, weil er nur durch die Betreibung dieses Brodstudiums Aussicht auf eine künftige Versorgung gewann, die ihm das Studium der Botanik allein nicht gewähren konnte. Hier nahm sich seiner besonders der Arzt Stobäus an, unterstützte ihn nach Kräften, ja rettete ihm einst das Leben, als er auf einem botanischen Ausfluge von einem in Schweden vorkommenden giftigen Wurme, der sogenannten Höllenfurie, gestochen worden war. Im nächsten Jahre bezog er die Universität Upsala. Bei einem Besuch im dortigen botanischen Garten lernte ihn der berühmte Theologe Olaf Celsius kennen, der an dem geistreichen jungen Manne so großes Gefallen fand, daß er ihn in seinem Hause wohnen ließ und ihm die beliebige Benutzung seiner Bibliothek gestattete. Dafür mußte ihm sein Schützling bei der Bearbeitung seines Werkes über die biblischen Pflanzen behülflich sein. Obschon mit großer Armuth kämpfend, machte der rastlos arbeitende Linné doch so bedeutende Fortschritte, daß ihm der Professor der Botanik, Olaf Rudbeck, die Aufsicht über den botanischen Garten anvertraute. Hier führte ihn sein beobachtender Geist auf den Gedanken, daß wohl auf das Verhältniß der Geschlechtstheile der Pflanze, (Stempel und Staubgefäße) zu einander ein neues Lehrgebäude der Botanik zu gründen sein dürfte. Er theilte diese Idee, welche die Erstlingskeime seines später ausgearbeiteten Geschlechtssystems enthielt, in einem Aufsatze dem Olaf Rudbeck mit, dessen Achtung vor der wissenschaftlichen Befähigung des jungen Naturforschers dadurch so sehr stieg, daß er ihm auftrug, statt seiner im botanischen Garten die Pflanzen zu demonstriren (auseinandersetzend zeigen).

Vom Mai bis zum November des Jahres 1732 unternahm Linné, im Auftrage der Regierung, die dazu die geringe Summe von 50 Thalern bewilligt hatte, eine wissenschaftliche Reise durch Lappland. Die Anstrengungen und Entbehrungen dieses botanischen Feldzuges zu ertragen, bedurfte es einer so leidenschaftlichen Begeisterung für den Beruf des Naturforschers, wie sie Linné in selten hohem Grade besaß. Allein und zu Fuße durch unwirthsame Gebirgsgegenden ziehend, des Tages über unter tausend Mühen und Fährlichkeiten Pflanzen sammelnd und ein-

legend, des Nachts meist auf dem harten Erdboden unter freiem Himmel von den Strapazen des Tages ausruhend: so legte er, überdies noch die Last der erbeuteten Pflanzen auf dem Rücken schleppend, in der halbjährlichen Dauer dieser Reise mehr als 800 Meilen zurück. Die Frucht diesee Herkulesarbeit war die „Flora Lapponica" (Kunde der Pflanzen in Lappland), worin er zum ersten Male die Pflanzen nach ihren Geschlechtstheilen ordnete. Noch ohne akademische Würde und folglich auch ohne Gehalt, unternahm Linné mit mehreren Anderen eine zweite und diesmal mineralogische Reise durch Lappland. Zurückgekehrt begab er sich nach der Bergstadt Falun, wo er Vorlesungen über Mineralogie und Hüttenwesen hielt und seine nachmalige Lebensgefährtin, die Tochter des Arztes Stobäus, kennen lernte. Ein Geschenk von 100 Ducaten, welches ihm seine Braut machte, setzte ihn in den Stand, nach Holland zu gehen, um daselbst zu promoviren, d. h. Doktor zu werden. Er erreichte diesen Zweck 1735 in Hardewyk, wo er zum Doktor der Medicin promovirt wurde. Er hielt sich darauf längere Zeit in Leyden auf und lernte hier Hermann Boerhave, einen der berühmtesten Aerzte des 18. Jahrhunderts, so wie den Botaniker Joh. Burmann kennen, mit welchen Männern er in freundschaftlichen Verkehr trat, der einen wichtigen Einfluß auf seine geistige Entwickelung ausübte. Auch gab er hier das „Systema naturae seu regna tria naturae systematice proposita per classes, ordines, genera et species" (System der Natur oder die drei Reiche der Natur, systematisch geordnet nach Klassen, Ordnungen, Geschlechtern und Arten) heraus, welches zu seinen ausgezeichnetsten Werken gehört. Auf Boerhave's und Burmann's Empfehlung ward er 1736 Hausarzt bei dem reichen Bankier Georg Clifford, der ihm auch die Aufsicht über seinen Garten übertrug, welcher zu den schönsten jener Zeit gehörte. Linné blieb zwei Jahre in dieser Stellung. Die Thätigkeit, welche er, blos als Schriftsteller, während dieses verhältnißmäßig kurzen Zeitraumes entwickelte, fordert unsere höchste Bewunderung heraus. Nicht weniger als neun seiner wichtigsten Werke hat er hier ausgearbeitet, so daß durchschnittlich auf jedes derselben eine Arbeitszeit von 2²/₃ Monaten kommt. Wir nennen die bemerkenswerthesten darunter. Im Jahre 1736 verfaßte er die Fundamenta botanica (Gründzüge der Botanik) und 1737 die berühmte Beschreibung des Clifford'schen Gartens in Hartekamp. In den „Genera plantarum" (die Geschlechter der Pflanzen) bestimmte er 935 Gattungen nach allen ihren Kennzeichen, und in seinen „Classes plantarum" (Klassen der Pflanzen) gab er eine Zusammenstellung aller bis dahin bekannten Systeme. Auf Kosten des Herrn Clifford bereiste er Frankreich und England, wo er die größten Natur-

forscher damaliger Zeit persönlich kennen lernte. Er kehrte sodann, die in Holland und Frankreich erhaltenen Anerbietungen ausschlagend, über Göttingen in die Heimath zurück, wo man ihn jedoch so sehr vernachlässigte, daß er eine Zeit lang kümmerlich von ärztlicher Praxis leben mußte und endlich sogar als Schiffsarzt in die Flotte eintrat. Der große Haller, der früher zu seinen Gegnern gezählt, hatte ihn in Göttingen so lieb gewonnen, daß er ihm nun, da er diese Universität zu verlassen wünschte, die eigene Professur antrug. Unglücklicher Weise erhielt Linné diesen Antrag, durch dessen Annahme sein ferneres Leben und Wirken unserm Vaterlande insbesondere zu Gute gekommen sein würde, als er schon Dienste zur See genommen hatte. Die Berufung hatte indessen die Aufmerksamkeit hochgestellter Personen auf den vergessenen Mann gelenkt, die ihn bei Hofe einführten, wo er durch einige glückliche Kuren die Gunst der Königin Ulrike Eleonore gewann. Dieselbe ernannte ihn zu ihrem Leibarzte, und bald zählte er die vornehmsten und reichsten Familien zu seinen Kunden. Sein Ruhm wuchs jetzt von Tage zu Tage. Durch Verwendung seiner Gönner wurde er 1739 seines Amtes als Flottenarzt entbunden, mit dem Titel eines „königlichen Botanikers“ zum Präsidenten der Stockholmer Akademie erhoben und 1740 zum Führer einer vom Reichsrathe ernannten naturwissenschaftlichen Expediton durch Schweden erwählt.

Linné heirathete jetzt das Mädchen, dessen wir schon oben gedachten und sah auch, durch seine 1742 erfolgte Ernennung zum Professor der Botanik in Upsala, seine Sehnsucht nach einer ruhigen, sorgenfreien Stellung, welche ununterbrochene Forschung zuließ, in angenehmster Weise erfüllt. Mehrere auswärtige Universitäten hatten sich, unter den glänzendsten Anerbietungen, um ihn beworben. Sogar Spanien wünschte ihn zu besitzen. Es bot ihm ein Jahrgehalt von 200 Piastern; man wollte ihn in den Adelsstand erheben und ihm gestatten — Protestant zu bleiben. Aber die Liebe zum Vaterlande entschied für dieses. Der König von Schweden erhob ihn in den Adelsstand, und 1762 nahm ihn die Pariser Akademie in die Zahl ihrer 8 auswärtigen Mitglieder auf. — In ruhiger Einförmigkeit flossen nunmehr die Tage Linné's dahin; aber der Sonnenschein des ihm zu Theil gewordenen Glückes bleichte nicht etwa seinen Arbeitseifer, sondern fachte ihn vielmehr zu vermehrter Gluth an. Der Vorgang eines Linné macht es so recht sonnenklar, daß das Genie nicht nur nicht der Nothwendigkeit des Fleißes überhoben ist, sondern umgekehrt um so thätiger mit seinen Geistesgaben wuchern muß, je höher diese über dem Niveau der Gewöhnlichkeit stehen. Außer einer Reihe neuer Auflagen seiner früheren Werke veröffentlichte Linné, in der Periode seines Aufenthalts zu Upsala,

die Beschreibung seiner Reisen durch Schweden; ferner 1745 seine „Flora suecica" (schwedische Pflanzenwelt); 1746 die „Fauna suecica" (schwedische Thierwelt); 1748 den „Hortus Upsaliensis" (Garten zu Upsala; 1749 bis 1752 eine „Materia medica" (Medicinische Stoffe) der drei Reiche; 1751 seine berühmte „Philosophia botanica" (Pflanzen-Philosophie); die beschreibenden Verzeichnisse von mehreren großen Naturaliensammlungen, besonders aber, im Jahre 1753, sein Hauptwerk, die „Species plantarum" (Arten der Pflanzen). Außer diesen umfangreichen Arbeiten lieferte er noch an 200 akademische Gelegenheitsschriften und eine beträchtliche Anzahl Abhandlungen für die gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war.

Im Jahre 1774 traf den unermüdlichen Forscher ein Schlagfluß, der sich 1776 wiederholte, so daß er, geschwächt an Körper und Geist, in den Ruhestand treten mußte; doch erhielt er doppelten Jahrgehalt und zwei Güter für sich und seine Kinder. Linné starb den 10. Januar 1778 an völliger Entkräftung. Noch wird in Upsala sein Zimmer im ursprünglichen Zustande erhalten. Seine über 7000 Arten enthaltende Pflanzensammlung ward, nach dem Tode seines einzigen Sohnes Karl, von seiner Wittwe nach England verkauft, wo sie jetzt der Linnéschen Gesellschaft in London gehört.

Linné war von kurzem Körperbau und besaß einen gebückten Gang. Sprechend und feurig war sein Auge, sein Umgang lebhaft und angenehm; Worte, Gedanken, Lebensweise — Alles war bei ihm systematisch. Vor Linné gab es keine übersichtliche Kenntniß der Naturkörper. Es lag gewissermaßen Alles durcheinander. Er brachte Ordnung und Uebersicht in das Ganze. Obgleich damals bei weitem nicht so viele Gegenstände bekannt waren, wie heute, so war die Lösung dieser Aufgabe doch eine Riesenarbeit. Nicht allein Pflanzenkenner, sondern auch Thierkundiger, erstreckte er seine ordnende Thätigkeit auf beide Reiche. Er hatte es, die Thiere und Pflanzen zusammengenommen, mit ungefähr 30,000 Gattungen zu thun. Um diese zu ordnen, mußte er nicht nur fast jeden einzelnen Gegenstand genau untersuchen, sondern leitende Grundsätze entdecken und sogar eine Kunstsprache erfinden, die nichts weniger als willkürlich ist, sondern auf Forschung und Erkenntniß beruht.

Was Linné als Mensch gewesen, spiegelt sich in den neuerdings aufgefundenen Aufzeichnungen ab, die dem geliebten Sohne ein letztes Vermächtniß sein sollten. Wir heben einige Stellen heraus:

„Mein einziger Sohn!

Du bist in eine Welt gekommen, die Du nicht kennst;
Du siehst nicht den Herrn des Hauses, wunderst Dich aber über dessen Pracht;

Du siehst, daß Alles verwirrt zugeht, als ob Niemand es sähe, Niemand es hörte;
Du siehst, wie die reizendsten Lilien vom Unkraut erstickt werden;
Aber dennoch wohnt hier ein gerechter Gott, der Jedem das Seine giebt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Innocue vivito, numen adest (Lebe unsträflich, Gott ist gegenwärtig)!
Benefac et laetare (Thue Gutes und freue Dich)!
Ut vivis, ita ibis (Wie Du lebst, so wirst Du Dich befinden)!
Kein Charakter ist größer, als der, ein ehrlicher Mensch zu sein.
Wen der Zufall nicht erhöht hat, den kann das Unglück nicht erniedrigen.
Hüte Dich, Dein Glück auf eines Andern Fall zu gründen.
Halte Dich nicht für unglücklich, weil Du in niederem Stande lebst, arm und gesund ist besser, als Reichsrath sein.
Je größer die Moralisten, desto mehr Narren, je dummer die Priester, desto mehr Ketzer; je stumpfer das Rasirmesser, desto schlimmer reißt es."

Sechster Abschnitt.

Bildkünstler und Tonsetzer.

Je mehr als sich ein Künstler plagt,
Je mehr er sich zum Fleiße zwingt,
Um desto mehr es ihm gelingt.
D'rum übe Dich nur Tag für Tag,
Und Du wirst seh'n, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar Dir in die Hand.
Goethe.

Sämmtliche Kunst lehrt und treibet der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Goethe.

Joshua Reynolds, der größte englische Maler, glaubte so fest und innig an die Allmacht des Fleißes, daß er zu sagen pflegte, „die Meisterschaft im Reiche der Kunst, möge man sie nun Genie oder eine Gabe des Himmels oder noch anders nennen, könne erworben werden.“ Freilich nahm er den Begriff des Fleißes auch in seiner höchsten Bedeutung. In einem Briefe an den Maler James Barry kommt die Stelle vor: „Wer entschlossen ist, es in der Malerei oder auf irgend einem andern Gebiete der Kunst zur Auszeichnung zu bringen, der muß, von dem Augenblick wo er aufsteht, bis zu dem wo er zu Bette geht, Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, seine vollste geistige Thatkraft auf diesen einzigen Gegenstand gerichtet halten.“ Und bei anderer Gelegenheit sagte er: „Will Jemand Hohes und Vortreffliches leisten, so arbeite er, gleichviel ob gern oder ungern, Morgens,

Mittags und Abends an seiner Vervollkommnung: er wird finden, daß das kein Kinderspiel ist, sondern ein schweres Stück Arbeit."

Wir haben schon in dem Abschnitt vom Fleiß darzuthun gesucht, daß die Wirkung des Fleißes sich im besten Falle immer nur in den Grenzen hält, die Anlage und Geistesrichtung dem Menschen ziehen. Es wäre nicht schwer, diese Wahrheit auch in den Beziehungen zwischen Fleiß nnd Kunst nachzuweisen. Wir erinnern in dieser Hinsicht nur daran, daß unser Goethe, gewiß ein Geist von höchster Begabung, es trotz alles aufgewendeten Fleißes nicht durchzusetzen vermochte, ein mehr als mittelmäßiger Zeichner zu werden. Er sagt daher von sich;

„Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedrrckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt und geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah':
Deutsch zu schreiben."

In jedem Falle spielt jedoch der Fleiß auch in den heiteren Regionen der Kunst, wenn nicht eine allmächtige, so doch eine großmächtige Rolle. Ohne Fleiß und Uebung mag keine Anlage sich meistermäßig entfalten; mit Fleiß und Uebung dagegen läßt sich selbst das Fünklein zur gewaltigen Flamme anfachen.

Es ist eine jedenfalls merkwürdige Thatsache, daß eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Künstler nicht unter Verhältnissen geboren und aufgezogen wurde, welche der gedeihlichen Pflege und Entwicklung künstlerischer Anlagen in mehr als gewöhnlicher Weise Vorschub geleistet hatten, und fast in keiner Berufsklasse finden sich so viele Männer, die im Angesichte von Armuth und düsterem Mißgeschick nach der Palme des Sieges gerungen haben. Eine flüchtige Musterung der bildenden Künstler giebt die Belege. So waren die englischen Maler Reynolds, Wilson und Wilkie Predigerssöhne, Benjamin West der Sohn eines kleinen Landmanns, Turner der eines Barbiers, und James Barry fuhr in seiner Jugend als Schiffsjunge zur See. Sehen wir uns unter den deutschen Künstlern um, so finden wir Folgendes: Albrecht Dürer war der Sohn eines Goldschmieds, und das nämliche Gewerbe betrieb auch der Vater von Wilhelm von Kaulbach; Lukas Kranach's Vater war Formschneider; Balthasar Denner mußte in seinen jüngeren Jahren für seine Eltern eine Schenkwirthschaft besorgen und konnte der Kunst nur seine geringe Mußezeit widmen, Asmus Jacob Carstens hatte einen Müller zum Vater; Johann Heinrich Tischbein einen Bäcker; Karl Friedrich Lessing ist ein Beamtensohn; die Gebrüder Achenbach stammen von Kaufleuten ab; Johann Schraudolph war der Sohn eines Schreiners und lernte selbst

in seiner Jugend dieses Handwerk; der Vater des Bildhauers Daniel Burgschmiet war ein armer Steinmetz; Johann Gottfried Schadow lernten wir schon früher als den Sohn eines Schneiders kennen; Christian Rauch, der Schöpfer des Denkmals von Friedrich dem Großen zu Berlin, war längere Zeit Kammerdiener der gefeierten Königin Louise, deren edle Schönheit ihn zu seiner ersten Arbeit, einer Büste der hohen Frau, begeisterte und für alle Lebenszeit das Ideal wurde, dem er unermüdlich nachstrebte.

Die Mehrzahl jener Männer — und ihre Zahl ließe sich leicht vermehren — erreichte die steilen Höhen der Kunst nicht ohne mühsamen Kampf mit widrigen Schicksalen. Nicht Glückszufälle hoben sie leicht empor, sondern jeder Schritt höher wurde durch tapfern Fleiß und harte Arbeit erkauft. Obgleich einige von ihnen es zu Wohlstand brachten, war Gewinnsucht doch niemals die Triebfeder ihrer kunstbegeisterten Bestrebungen. Hätte doch die bloße Liebe zum Gelde sie nimmermehr gelehrt, die schweren Anstrengungen freudig zu erdulden, die den Jünger der Kunst oft lebenslang begleiten! In der Lust des Schaffens, in der Seligkeit des Strebens nach Vollendung lag für sie der schönste und heiligste Lohn; das Honorar (Ehrenlohn) für ihre Leistungen diente nur, ihren Arm von der Last drückender Brodsorgen frei zu erhalten zu erneuter und stets vollendeteter Arbeit. Das ist kein berufener, kein geweihter Priester in dem Tempel der Kunst, der handwerksmäßig nur um schnöden Geldgewinn sich müht, jenen Krämern gleich, die Christus zornig aus dem Gotteshause trieb, da sie dieses durch Schacher geschändet hatten. Als Michel Angelo einst um sein Urtheil über ein Gemälde befragt wurde, welches der betreffende Künstler zwar mit großer Sorgfalt, doch lediglich des Profits wegen gefertigt hatte, antwortete jener: „Ich denke, daß der Mann ein Stümper bleiben wird, so lange er fortfährt, so gierig nach Reichthümern zu trachten.“

Gleich wie Joshua Reynolds hatte auch Michel Angelo eine hohe Meinung von der Macht des Fleißes. Gehörte er doch selbst zu den vielthätigsten Künstlern, die jemals gelebt! Er arbeitete durchschnittlich mehrere Stunden täglich länger, als die meisten seiner gleichzeitig lebenden Berufsgenossen, und er schrieb diese außerordentliche Zähigkeit im Arbeiten auf Rechnung seiner nüchternen Lebensweise. Ein wenig Brod und Wein war Alles, was er den größeren Theil des Tages hindurch, zwischen der Arbeit, zu sich nahm. Sehr oft stand er in der Nacht auf, um seine Thätigkeit fortzusetzen. Dann pflegte er beim Schein eines Lichtes zu arbeiten, welches auf der pappernen Kappe befestigt war, die sein Hanpt bedeckte. War er — was mitunter vorkam

— zu abgemattet, um sich ohne große Anstrengungen entkleiden zu können, so warf er sich in den Kleidern auf's Bette, bereit, auf der Stelle an die Arbeit zurückzueilen, sobald er sich hinreichend durch Schlaf gekräftigt hätte. Er besaß eine, seinem Herzen besonders theure, sinnbildliche Darstellung, einen alten Mann in einem Rollwagen vorstellend, worauf ein Stundenglas mit der Inschrift: „Ancora imparo — noch immer lerne ich!“ Wie gewissenhaft dieser große Maler, Bildhauer, Baumeister und Dichter in Allem verfuhr, beweist der Umstand, daß er allein dem Studium der Anatomie 12 Jahre widmete.

Der Weg zur künstlerischen Meisterschaft ist immer mit vielfacher Mühe und Arbeit verknüpft, mag übrigens das Maß der künstlerischen Begabung ein noch so bedeutendes sein. In vielen Fällen trat diese schon sehr frühzeitig zu Tage, und das Leben der meisten großen Künstler ist durch Beispiele von auffallender Frühreife ausgezeichnet. So wird folgende reizende Anekdote von Benjamin West erzählt: Er wachte einst, als Knabe von sieben Jahren, an der Wiege seines Schwesterkindes, als die große Schönheit des Säuglings ihn plötzlich so überwältigend ergriff, daß er eilig Papier herbeiholte und das allerliebste Köpfchen in rother und schwarzer Dinte abzeichnete. Dieser kleine Vorfall offenbarte seinen Künstlerberuf, und seitdem konnte ihn nichts von seiner Neigung abbringen. Richard Wilson malte in seiner Jugend, zu seinem Zeitvertreibe, mit einem angekohlten Stocke Menschen- und Thierbilder an die Wände des väterlichen Hauses. Zu Anfang seiner künstlerischen Laufbahn wendete er sich der Portraitmalerei zu; aber als er, während seines Aufenthalts in Italien, eines Tages den berühmten Landschaftsmaler Zuccarelli besuchte, begann er, des langen Wartens müde, die Fensteraussicht des Zimmers aufzunehmen. Als Zuccarelli endlich erschien und die Zeichnung bemerkte, war er so entzückt darüber, daß er Wilson fragte, ob er nicht die Landschaftsmalerei studirt habe; und da dieser verneinend antwortete, sagte er: „Dann rathe ich entschieden zu einem Versuche; denn Sie sind eines großen Erfolges sicher.“ Wilson folgte dem Rathe, arbeitete und studirte mit angestrengter Kraft und wurde ein namhafter Landschafter. Joshua Reynolds versäumte als Knabe seine Schulaufgaben und hatte nur am Zeichnen Freude, wofür er manchmal von seinem Vater ausgescholten wurde. Er sollte, nach der Eltern Wunsch und Willen, ein Arzt werden, konnte jedoch durch nichts von seiner heftigen Neigung, sich der Kunst zu widmen, abgebracht werden und wurde ein Maler. Rafael Sanzio zeigte schon im Knabenalter die Keime seiner nachmaligen erhabenen Größe, welche sein Vater, ein Maler, mit aller möglichen Sorgfalt nährte und pflegte, indem er von dem

Grundsatze ausging, daß, wenn die Gewohnheiten des Menschen von seiner frühesten Kindheit herrühren, die Erziehung, welche ihnen die Richtung giebt, gleichfalls mit der ersten Jugend beginnen müsse. In dem Atelier erhielt der Knabe zum Spielzeug die Werkzeuge des Vaters, die er mit seiner ganzen kindlichen Inbrunst lieb gewann. Im neunten Jahre seines Alters war Rafael schon so vorgeschritten, daß der bescheidene Vater nicht zu erklären anstand, daß er fernerhin nicht mehr der Lehrmeister seines Sohnes sein könne. Einer gleich sorgfältigen Jugenderziehung hatte sich unser deutscher Michel Angelo, **Albrecht Dürer**, zu erfreuen. Sein Vater hielt ihn schon zum Zeichnen an, noch ehe er lesen und schreiben gelernt hatte. Oft zeichnete er, als Kind, spielend Theile des menschlichen Körpers und damals verstand er bereits die Kunst, aus freier Hand leicht und sicher eine gerade Linie zu ziehen oder einen Kreis zu schlagen, von denen Kenner behaupteten, sie müßten mit Hülfe des Lineals oder Zirkels gemacht sein. Noch bewahrt man sein eigenes Bildniß in halber Gestalt auf Pergament, welches er in seinem dreizehnten Jahre vor dem Spiegel ausführte.

Der ausgezeichnete italienische Bildhauer **Canova** arbeitete in seiner Jugend als Maurergehülfe im Palaste der Familie Falieri in Passager, als diese einst ein großes Gastmahl veranstaltete. Der Küchenmeister glaubt kein Stück der aufzutragenden Herrlichkeiten vergessen zu haben; da fällt ihm plötzlich ein, daß er doch noch etwas übersehen habe, und er geberdet sich wie ein Verzweifelter. Der Herr des Palastes kommt dazu und bringt mit vieler Mühe aus dem Jammernden heraus, daß bei dem Nachtisch der große Mittelaufsatz auf der Tafel fehle. Niemand weiß, was man als Ersatz dafür hinstellen solle, und es war nur noch eine halbe Stunde Zeit übrig. „Wenn man nur auf mich hören wollte," ruft da auf einmal schüchtern, aber bestimmt, eine Knabenstimme, „ich wüßte schon ein Mittel." Alles dreht sich nach der Stimme um. So hatte der kleine Canova gesprochen, der neugierig nach der Küche gekommen war und die große Noth des Kochs gehört hatte. Der Herr, dem das geistvolle Gesicht und die ruhige Zuversicht des Knaben gefallen hat, giebt Befehl, ihn gewähren zu lassen. — Der Zeitpunkt war gekommen, wo der Tafelaufsatz den Tisch schmücken soll und die Neugierde der Gäste, die der Herzog mit dem Vorgefallenen bekannt gemacht, hat den höchsten Grad erreicht. Endlich erscheint der Küchenmeister mit einem großen, verhangenen Gegenstande, den er vor den Herzog hinstellt. Das Tuch wird entfernt und ein allgemeines „Ah!" der Verwunderung ertönt aus Aller Munde, als ein tadellos geformter Löwe aus Butterteig sichtbar wird.

„Bravo! bravo!“ erschallt es in der Tafelrunde; „wo ist der kleine Maurer?“

„Wo ist der Künstler,“ ruft der Herzog. Und hinter dem dicken Küchenmeister hervor guckt das kleine, hübsche Knabengesicht Antonio's, wohl verlegen und roth, aber doch nicht ohne einen gewissen Künstlerstolz. Das war der Anfang der unsterblichen Künstlerlaufbahn Canova's. Der Herzog nahm sich von da ab des Knaben an und brachte ihn nach Venedig, um ihn von den ersten Meistern unterrichten zu lassen.

William Hogarth, dessen Werke uns in Kupferstichen und durch die geistvollen Erklärungen unseres Landsmannes, des ausgezeichneten Humoristen Georg Christian Lichtenberg, so nahe gebracht worden sind, malte schon in der Schule, wo er sich übrigens sehr ungelehrig zeigte, allerlei Schnörkel-Buchstaben, und seine schriftlichen Schularbeiten glänzten mehr durch den Schmuck der Verzierungen, die er dabei anbrachte, als durch innere Vorzüge. In letzterer Hinsicht thaten es ihm alle Dummköpfe der Schule zuvor, aber in seinen Federzeichnungen stand er einzig und unerreichbar da. Sein Vater gab ihn zu einem Silberschmied in die Lehre, wo er wenig lernen konnte, da seine Arbeiten ausschließlich im Eingraben von Wappen und Namenszügen bestanden. Das Ciseliren (Eingraben) mit dem Grabstichel in Silber führte ihn darauf, es auch mit dem Kupferstich zu versuchen. Demgemäß fing er an, Büchertitel, sowie Wappen mit Greifen und ähnlichen fabelhaften Ungeheuern zu stechen, und im Laufe dieser Beschäftigung entwickelte sich die Neigung, die verschiedenen Charaktere und Leidenschaften der Menschen im Bilde darzustellen. Die eigenthümliche Fertigkeit, zu welcher es Hogarth in dieser Richtung brachte, war vor Allem das Ergebniß seiner sorgfältigen Beobachtungen und Studien. Er besaß die eifrig geübte Gabe, die Züge irgend eines charakteristisch ausgeprägten Gesichts so bis in die kleinsten Einzelheiten genau in seinem Gedächtniß festhalten zu können, daß er sie später aus der Erinnerung aufzeichnen konnte; aber traf es sich, daß ein ganz besonders phantastisch oder komisch gestalteter Kopf ihm in den Wurf kam, so pflegte er diesen sogleich, und zwar gewöhnlich auf dem Nagel seines Daumens, zu skizziren, um den Entwurf gelegentlich zu Hause auszuführen. Alles Phantastische und Urkomische übte eine ungeheure Anziehungskraft auf ihn aus, und er besuchte viele verrufene Kneipen, blos um dort das Mienenspiel leidenschaftlich bewegter Menschen zu studiren. Einst trat er mit dem Maler Hayman in einen Keller, wo zwei gemeine Weibspersonen sich mit einander zankten. Eine derselben füllte den Mund mit Branntwein und spie der Gegnerin denselben in's Gesicht. „Sieh! sieh!“ rief Hogarth entzückt aus, indem

er sein Skizzenbuch aus der Tasche nahm und das viehische Weibsbild zeichnete, „sieh einmal dieses Schwefelmaul!“ Diese Studienweise setzte ihn in den Stand, einen außerordentlichen Reichthum von Gedanken und köstlichen Beobachtungen in seinen Werken niederzulegen. So kommt es, daß Hogarth's Zeichnungen ein treuer Spiegel der Charaktere, der Sitten, ja selbst der Gedanken seiner Zeitgenossen sind. „Die wahre Malerkunst“, pflegte Hogarth zu sagen, „kann nur in einer Schule, in der Schule der Natur, gelernt werden.“ Aber er war, außer in seinem besonderen Fache, keineswegs ein hochgebildeter Mann. Er hatte in der Schule kaum mehr, als nothdürftig lesen gelernt, und natürlich mußte seine Selbsterziehung das Uebrige thun. Lange Zeit lebte er in sehr bedrängter Lage. Das hinderte ihn jedoch nicht, mit heiterem Herzen an seiner Ausbildung zu arbeiten. Obgleich arm, wußte er sich doch so gut nach der Decke zu strecken, daß er sich mit edlem Stolze rühmen durfte, „jederzeit ein pünklicher Zahler gewesen zu sein.“

Als wir, im zweiten Abschnitt, die Verdienste Josiah Wedgwood's um die Geschmacks-Veredelung in den Erzeugnissen der Topfwaarenindustrie besprachen, hörten wir, daß ihm hierin ein junger Künstler, John Flaxman, als thätiger und tüchtiger Mitarbeiter zur Seite stand. Der Lebenslauf dieses Mannes, dessen Namen England unter denjenigen seiner ersten Kunstrepräsentanten nennt, ist so lehrreich und zugleich so merkwürdig und anziehend, daß eine ausführliche Schilderung desselben in diesem Buche nicht fehlen durfte. Wir widmen demselben daher die nächstfolgenden Blätter.

Flaxman war der Sohn eines kleinen Gypswaarenhändlers und wurde als Kind so anhaltend von Krankheiten heimgesucht, daß er fast immer in Kissen eingepackt saß und zwar gewöhnlich hinter der Toonbank im väterlichen Laden, wo er sich die Zeit mit Lesen oder Zeichnen zu vertreiben suchte. So fand ihn eines Tages ein in den Laden tretender Geistlicher, und da er des eifrig lesenden Knaben ansichtig wurde, so ward seine Theilnahme rege gemacht, und er fragte jenen liebreich, was er lese. John überreichte ihm das Buch. Es war der Cornelius Nepos, den sein Vater um einige Pennys bei einem Antiquar erstanden hatte. Der fremde Herr knüpfte eine kurze Unterhaltung mit dem blassen Knaben an, meinte kopfschüttelnd, daß er da nicht das rechte Buch in die Hand bekommen habe, und versprach, ihm andern Tages eins zu bringen, an dem er seine Freude haben solle. Der brave Mann hielt treulich Wort. Er brachte sogar mehr als ein Buch und u. A. auch den Homer und den spanischen Roman „Don Quixote,“ welche nicht blos vorübergehend Flaxman's Interesse fesselten. Bald war seine Seele erfüllt von dem

gewaltigen Geiste, den die Heldengedichte des großen griechischen Sängers in jeder Zeile athmen. Die gypsenen Figuren eines Achilles und Ajax, die vorher so todt von den Wörtern auf ihn herabgeschaut, gewannen nun auf einmal warmherziges Leben für ihn und fachten die Begierde in seiner Brust an, daß auch er die göttergleichen homerischen Heldengestalten in poetischer Weise verbildlichen müsse. Er nahm seine schwarze Kreide zur Hand und mühte sich in wahrhaft göttlicher Verzweiflung ab, die Thaten der Griechen und Trojaner im Bilde darzustellen.

Die ersten Versuche des jungen Flaxman waren, wie alle jugendlichen Anfänge, roh in Ausführung und Auffassung. Der Vater zeigte sie eines Tages mit Stolz dem Bildhauer Roubillac, der sie kaum sah, als er sich mit einem verächtlichen „Pfui!“ von ihnen abwendete. Aber der Knabe war aus einem guten Holze geschnitzt. Er besaß Fleiß und Geduld, las und zeichnete unermüdlich weiter und versuchte demnächst auch, in Wachs und Lehm zu modelliren. Inzwischen machte seine Gesundheit erfreuliche Fortschritte. Lange hatte es gewährt, bis er, an Krücken durch das Zimmer rutschend, das Gehen gelernt hatte. Die stetig zunehmenden Kräfte seines Körpers erlaubten ihm endlich die Krücken wegzuwerfen, und frei konnte er jetzt einherschreiten, freier seinen Lieblingsbeschäftigungen nachgehen. Der wohlwollende Geistliche hatte unterdessen den strebsamen Knaben nicht aus dem Auge gelassen. Freundlich lud er ihn nach seinem Hause ein, wo ihm seine gelehrte Frau den Homer und Milton erklärte. Die guten Menschen unterrichteten ihn auch in der lateinischen und griechischen Sprache, die er zu Hause auf's eifrigste nachstudirte. Unter Leitung seines Gönners versuchte er neuerdings, mit Holzkohle nach solchen poetischen Bildern zu zeichnen, die ihn besonders lebhaft anzogen. Seine Entwürfe trugen jedoch noch so sehr den Stempel der Unreife, daß ein Maler, dem er die Zeichnung eines Auges zeigte, mit erkünsteltem Erstaunen ausrief: „Ist es eine Auster?“ Der feinfühlende Knabe hütete sich wohl, seine Zeichnungen sobald wieder einem Künstler zur Beurtheilung vorzuzeigen. Er verdoppelte seine Anstrengungen und hatte seine Fertigkeit im Zeichnen binnen Kurzem in solchem Grade erhöht, daß der Geistliche eine angesehene Frau veranlassen konnte, ihm eine Bestellung — es war sein erster Auftrag, — auf sechs, in schwarzer Kreide nach homerischen Motiven (Vorwürfen) auszuführende Zeichnungen zu geben. Der junge Künstler erhielt für die wohlgelungene Arbeit nicht nur reichliches Lob, sondern auch gute Bezahlung.

In seinem 15. Jahre ward Flaxman Schüler der königlichen Akademie. Obschon sehr zurückhaltend in seiner Umgangsweise, erwarb er sich doch rasch ein gewichtiges Ansehen unter seinen

Mitschülern, die große Dinge von ihm erwarteten. Und sie hatten sich in ihrer guten Meinung von ihm nicht betrogen; denn schon im ersten Studienjahre gewann Flaxman den silbernen Preis, und im zweiten trat er sogar als Bewerber für den goldenen auf. Jedermann prophezeite ihm den Sieg; denn Alle übertraf er an Fleiß und Tüchtigkeit. Der junge Mann strengte sich auch nach Kräften an, aber seine Arbeit ward nicht preisgekrönt. Dieser Fehlschlag gereichte dem Jüngling, statt ihn zu entmuthigen, zum Segen. Er gehörte zu den großartigen Menschen, die sich nach jeder Niederlage thatgewaltiger als zuvor, erheben. „Gib mir Zeit," sagte er zu seinem Vater, „und ich werde trotz alledem noch Werke hervorbringen, welche die Akademie mit Stolz anerkennen wird." Er arbeitete wo möglich mit noch angestrengterem Eifer an seiner künstlerischen Ausbildung, die sich zu immer reicherer Blüthe entfaltete. Inmitten dieser Bestrebungen brachen Noth und Mangel über seine Familie herein. Der Handel mit Gypsfiguren befriedigte kaum die allernöthigsten Lebensbedürfnisse derselben. Mit edler Selbstverleugnung schränkte sich Flaxman in seinen Studien ein, um dem Vater in den niedrigen Besorgungen seines Geschäfts helfend zur Seite zu stehen. Der wackere Sohn vertauschte willig die Akademie mit dem Gypskeller, er war mit Freuden bereit, sich auch den niedrigsten Handthierungen, die das väterliche Geschäft ihm auferlegen würde, zu unterziehen, damit den Seinigen geholfen und dem Schlimmsten vorgebeugt würde. Zu diesem Behufe verrichtete er längere Zeit die harten Dienstleistungen eines Lehrlings, — aber nicht zu seinem Schaden; er gewöhnte sich in dieser rauhen Schule an stetiges Arbeiten und stählte seine Geduld, seine Widerstandskraft für die künftigen Sorgen und Kämpfe seines Lebens.

Da erschien Wedgwood und brachte Rettung aus höchster Noth. Er hatte von Flaxman's Tüchtigkeit im Zeichnen gehört und kam jetzt, um Musterzeichnungen zu seinen Geschirren bei ihm zu bestellen. Vor Wedgwood's Auftreten waren die Bildereien auf den Thon- und Porzellangefäßen nach Erfindung und Ausführung gleich abscheulich. Wedgwood war entschlossen, hier gründlich Wandel zu schaffen. Als er Flaxman aufgefunden, redete er ihn folgendermaßen an: „Nun, meine Junge, ich habe gehört, daß Ihr ein guter Skkzzist und ein tüchtiger Zeichner seid. Ich bin ein Töpfer und heiße Wedgwood. Da wünsche ich nun, daß Ihr einige Muster für mich ausarbeitet — nichts Phantastisches, sondern Alles einfach, geschmackvoll und von korrekter Zeichnung. Ich werde Euch gut bezahlen. Ihr haltet diese Arbeit doch nicht unter Eurer Würde?" „„Keineswegs, mein Herr,"" erwiderte ihm Flaxman, „„diese Beschäftigung ist mir sogar sehr erwünscht. Gebt mir einige Tage Zeit, daß ich

Einiges vorbereite, und kommt dann wieder vor, damit Ihr seht, was ich leisten kann.““ „So ist's recht — fangt je eher je lieber an, denn ich habe gleich jetzt Verwendung für dergleichen. Ich brauche Muster zu allen Arten von Thongefäßen — zu Thontöpfen, Krügen, Ober- und Untertassen, aber am nothwendigsten zu Tafelservicen. Macht damit den Anfang. Ich beabsichtige, eines für den königlichen Tisch zu liefern. Laßt Euch das gesagt sein, junger Mann: Was Ihr zeichnen sollt, ist für die Augen der Majestäten bestimmt!“ „„Ich werde mein Möglichstes thun, mein Herr, verlaßt Euch darauf.““ Und der freundliche Herr verließ den Laden so rasch, wie er gekommen war.

Flaxman that sein Möglichstes. Als Wedgwood ihn wieder besuchte, konnte er ihm eine große Auswahl von Musterzeichnungen vorlegen. Dieselben bestanden hauptsächlich in kleinen, gefälligen Gruppen, zu denen der Homer und die alte Geschichte die Vorwürfe hergegeben hatten. Den herrlichen etrurischen Vasen, welche er zahlreich in den öffentlichen Museen und den Kabinetten der Kunstliebhaber studiren konnte, entlehnte er eine große Mannigfaltigkeit von edlen Formen, welche er mit seinen eigenen hübschen Erfindungen schmückte. Flaxmann arbeitete mit großer innerer Freudigkeit für Wedgwood; denn er war es sich klar bewußt, daß er an keinem geringeren Werke mitarbeite, als an der Veredelung des Volkes. Er blickte später mit Stolz auf diese jugendlichen Arbeiten zurück, welche ihn in den Stand setzten, seiner Liebe für das Schöne genug zu thun und im Volke Kunstsinn zu verbreiten, während er gleichzeitig, indem er das Interesse seines Freundes und Wohlthäters förderte, auch für sich und seine Familie sorgte. Mit solchen Arbeiten beschäftigt, lebte Flaxman ein stilles, einfaches Leben, am Tage zeichnend und die Abende mit mancherlei Kunststudien ausfüllend. Auch Werke der Bildhauerkunst schuf sein rastloser Fleiß hin und wieder; doch hatte er zu dieser bisher, aus Mangel an Mitteln, keinen andern Rohstoff, als Gyps nehmen können. Nur eine Bildsäule hatte er, und zwar auf Bestellung, in Marmor ausgeführt.

Im 27. Jahre verließ Flaxman das väterliche Dach und miethete ein kleines Haus, woselbst er seine Werkstatt aufschlug. Dieser Schritt war von einem zweiten, noch kühneren begleitet: er heirathete, Anna Denman war des Mädchens Name, und ein frohherziges, geistvolles und edles Weib ist sie gewesen. Er glaubte mit hellerer Freudigkeit und erhöhter Kraft des Geistes wirken zu können, wenn er die Erkorene an seiner Seite habe; denn sie besaß, gleich ihm, Geschmack und offenen Sinn für die schönen Künste, und mit Begeisterung verehrte sie den Genius ihres Mannes. Joshua Reynolds, damals Präsident der Akademie, war jedoch — er lebte selbst im Junggesellenstande —

entgegengesetzter Meinung. Als er Flaxman kurz nach dessen Verheirathung sah, war sein erstes Wort: „So, Flaxman, man hat mir gesagt, daß Ihr Euch verheirathet habt; ist dem so, mein Herr, so seid Ihr als Künstler zu Grunde gerichtet." Flaxman ging graden Weges nach Hause, setzte sich bei seiner Frau nieder, ergriff ihre Hand und sagte mit Nachdruck: „Anna, ich bin Zeit Lebens zum Künstler verdorben." „„Wie so, John? Wie kam das, und wer ist Schuld daran?"" „In der Kirche ist's geschehen, und Anna Denman ist Schuld daran." Er theilte ihr das strenge Urtheil Reynold's mit, dessen oft genug ausgesprochene Grundsätze dahin gingen, daß der Kunstschüler seine volle unverkürzte Zeit dem Studium der Kunst widmen müsse, und daß ferner kein Mensch ein großer Künstler werden könne, er habe denn die erhabenen Werke eines Raphael und Michel Angelo in Italien selbst studirt. Dies erwogen die jungen Eheleute unter einander. „Und ich," sagte Flaxman, indem er seine kleine Gestalt zur vollen Länge aufreckte, „ich wollte ein großer Künstler werden." „„Und das sollst Du auch,"" bestätigte Anna, „„und auch nach Rom sollst Du gehen, wenn das wirklich dazu beitragen kann, Dich groß zu machen."" „Aber woher nehme ich die Mittel zu einer so weiten Reise?" fragte Flaxman. „„Arbeit und Sparsamkeit wird sie uns geben,"" entgegnete sein braves Weib, „„man soll niemals sagen dürfen, daß Anna Denman ihren Mann zum Künstler verdorben habe."" Sie beschlossen darauf, daß die Reise nach Rom angetreten werden solle, sobald ihre Ersparnisse es erlaubten. „Ich will nach Rom gehen," sprach Flaxman mit gehobener Stimme, „und dem Präsidenten beweisen, daß der Ehestand den Künstler nicht verdirbt, sondern erhebt, und Du, Anna, Du wirst mich begleiten."

Fünf Jahre hindurch plackten sich die jungen Eheleute in ihrem bescheidenen kleinen Häuschen ab, ehe der Entschluß zur That werden konnte. Die Aussicht auf die schöne Reise nach Rom erfrischte und stärkte immer wieder Herz und Hand zu neuen Anstrengungen, und jeder Penny, den sie sich abdarben konnten, ward zu dem für die Reise bestimmten Fonds gelegt. Sie verriethen ihr Vorhaben mit keiner Sylbe, beanspruchten keine Unterstützung von der Akademie, sondern machten die Erreichung ihres Zieles nur von ihrer eigenen geduldigen Arbeit abhängig. Während dieser Periode seines Lebens stellte Flaxman nur wenige Arbeiten aus. Er arbeitete noch immer für Wedgwood, der ihn gut honorirte, und war im Allgemeinen vom Erfolg begünstigt, glücklich und froher Hoffnung voll. Alle, die ihm näher standen, liebten und achteten ihn seiner Bescheidenheit, Rechtschaffenheit und prunklosen Frömmigkeit wegen, und wie hoch er in der

Schätzung seiner Mitbürger stand, geht daraus hervor, daß ihm nicht selten öffentliche Ehrenämter übertragen wurden.

Endlich hatten Flaxman und sein treues Weib durch Fleiß und Sparsamkeit das nöthige Reisegeld zusammengebracht, und so konnte denn 1787 die römische Reise unternommen werden. In Rom angelangt, studirte Flaxman mit feurigem Eifer die herrlichen Bildwerke der Alten, indem er sich, gleich andern armen Künstlern, seinen Unterhalt durch Nachbildung antiker (aus dem Alterthum stammender) Kunstgegenstände verdiente. Reisende aus England besuchten ihren Landsmann in seiner Werkstatt und gaben ihm mancherlei Aufträge, und damals entstanden seine berühmten Umrisse zu Homer's „Odyssee" und „Iliade", sowie ferner seine Zeichnungen zu Dante und die Blätter zu Aeschylus, die bald allgemein, in Deutschland besonders durch Riepenhausen, Schnorr u. A., nachgebildet wurden. Das Honorar für diese Arbeiten war gering und betrug nur 15 Schillinge (5 Thlr.) per Blatt; aber Flaxman arbeitete nicht blos um's Geld, sondern vor Allem, um sich in der Kunst zu vervollkommnen, und die große Schönheit der Zeichnungen führte ihm zahlreiche Freunde und Gönner zu.

Im Jahre 1794 verließ er Italien, nachdem die Akademieen von Florenz und Carrara seine Verdienste um die Kunst durch Aufnahme unter ihre Mitglieder geehrt hatten. Der Ruf seiner Künstlergröße war ihm in sein Vaterland vorausgeeilt, und nach seiner Ankunft in England ward er mit Aufträgen förmlich überschüttet. Noch in Rom hatte er sein berühmtes, dem Gedächtniß Lord Mansfield's gewidmetes Denkmal vollendet, und kurz nach seiner Rückkunft wurde dasselbe im nördlichen Kreuzflügel der Westminsterabtei aufgestellt. Kein würdigeres Denkmal hätte Flaxman seinem Genius setzen können, als dieses Werk von edler Größe, das so ruhig, einfach und streng einen großen Gedanken verkörpert. Als der Bildhauer Banks, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, dasselbe zum ersten Male betrachtete, rief er aus: „Dieser kleine Mann sticht uns alle aus!"

Die königliche Akademie, die den unbekannten Künstler Flaxman nicht gerade hübsch behandelt hatte, beeilte sich jetzt, ihrem berühmt gewordenen früheren Schüler gegenüber das Versäumte nachzuholen, erwählte ihn zu ihrem Mitgliede und ernannte ihn zum Professor der Bildhauerkunst. Wer hätte diesen Ausgang dem kränklichen kleinen Knaben, der seine Studien hinter dem Ladentisch des armen Gypsfiguren-Händlers begonnen hatte, voraussagen können? Jetzt war er ein Mann von hoher Kunsteinsicht, ein Künstler ersten Ranges geworden, und hielt, als würdenreicher Professor der Bildhauerkunst, an der königlichen

Akademie vor wißbegierigen Jünglingen Vorlesungen. Und Niemand, fürwahr, hätte diesen wichtigen Platz ehrenvoller ausfüllen können, als John Flaxman; denn Keiner hat wohl mehr Beruf zu dem Amte eines Lehrers, als wer gelernt hat, durch persönliche Kraftanstrengung und fast ohne fremden Beistand, mit Schwierigkeiten zu kämpfen und zu siegen. Am 9. December des Jahres 1826 schied Flaxman aus dem Leben, nachdem ihm seine treue Anna sechs Jahre früher in's andere Leben vorausgegangen war.

„Flaxman," so urtheilt eine deutsche Stimme über ihn, „Flaxman war einer der Ersten, welche nach Winkelmann's Vorgang in den wahrhaften Geist der antiken Kunst eindrangen, im Gegensatz zu der falschen Klassicität, welche die Zeit beherrschte. Ihn hatte das damals erwachende Studium der Vasenbilder und der pompejanischen Wandgemälde von der weichlichen, haltungslosen Manier seiner Vorgänger auf strenge Einfachheit zurückgeführt, und man kann ihn wohl als einen der Schöpfer des modernen Reliefs (erhabene Arbeit in Stein u. drgl.) ansehen."

Knüpfen wir hier an Flaxman gleich Johann Joachim Winkelmann an. Der Todestag Flaxman's ist der Geburtstag Winkelmann's. Dieser große Reformator des Kunstgeschmacks und Verkünder der Schönheitsidee wurde am 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark geboren und war der Sohn eines Schuhmachers. Die moderne Kunst verdankt den Bestrebungen dieses genialen Kunstlehrers Außerordentliches, und schon aus diesem Grunde verdient sein an lehrreichen und merkwürdigen Zügen reiches Lebensbild hier aufgezeichnet zu werden. — Der aufgeweckte und lernbegierige Knabe hatte, bei der großen Armuth seiner Eltern, schon in früher Jugend mit allen Drangsalen, die das Gefolge der Dürftigkeit bilden, zu kämpfen, ohne daß sein mächtig vorwärts strebender Geist hierdurch hätte eingeschüchtert werden können. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, wo er sich, unter des Rektors Tappert Leitung, gediegene Kenntnisse in den alten Sprachen aneignete. Tappert gewann ihn so lieb, daß er ihn in sein Haus aufnahm; und als der alte Herr in der Folge erblindete, wurde der junge Winkelmann sein Führer und Vorleser. In seinem 18. Lebensjahre ging er nach Berlin auf das dortige Kölnische Gymnasium, wo er ein Jahr lang blieb. Während dieser Zeit hatte er sich nicht gescheut, den weiten Weg nach Hamburg zu Fuß zurückzulegen, um sich dort einige der besten Ausgaben alter Klassiker aus der Versteigerung der Büchersammlung des berühmten Fabricius zu erwerben. Das Geld zur Reise und zum Ankauf der Bücher erbat er sich unterwegs bei Adelichen, Beamten und Pfarrern, und die erstandenen Bücher schleppte er selbst nach Berlin. Im Jahre 1737

kehrte er auf kurze Zeit in seine Vaterstadt zurück, wo er sich, als Leiter eines Sängerchors, einiges Geld verdiente, daß er zur Unterstützung seiner armen Eltern verausgabte. Nach dem Wunsch derselben sollte er, als er im nächsten Jahre die Universität Halle a. S. bezog, Theologie studiren; doch sagte dieses Studium dem wissenschaftlichen Geiste des Studenten so wenig zu, daß er sich fast ausschließlich mit der Literatur und den schönen Wissenschaften beschäftigte.

Trotzdem Winkelmann so sehr von Mitteln entblößt war, daß er fast ganz von den Unterstützungen seiner märkischen Landsleute lebte, machte er sich eines Tages, von plötzlicher Reiselust ergriffen, nach Paris auf den Weg, kam jedoch nur bis Frankfurt a. M., da der eben ausgebrochene erste schlesische Krieg alle Straßen unsicher machte. Nach zweijährigem Aufenthalt in Halle nahm er eine Hofmeisterstelle in einer adelichen Familie an, und ging, als er diese ein Jahr verwaltet hatte, nach Jena, um Medicin und Mathematik zu studiren. Allein seine Armuth zwang ihn, zur Fristung seines Lebens Privatunterricht zu ertheilen, so daß die bezweckten Studien unterbleiben mußten. Ganz ohne geistigen Gewinn war dieser Aufenthalt jedoch nicht für ihn geblieben, indem er, während der kurzen Dauer desselben, in seinen freien Stunden Englisch und Italienisch lernte. Nachdem er darauf vorübergehend eine Hofmeisterstelle zu Heimersleben bei Halberstadt bekleidet hatte, wurde er 1743 zum Konrektor an der Schule zu Seehausen in der Altmark ernannt. Diese Stelle war so dürftig besoldet, daß er genöthigt war, bei den Einwohnern um Freitische zu bitten; aber fast schlimmer noch war es für den hochstrebenden Geist des Mannes, daß er den größten Theil seiner Zeit dazu verwenden mußte, rohe, schmutzige Buben in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens zu unterweisen. Winkelmann schrieb später aus Rom über diese schwere Prüfungszeit: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht, und ließ Kinder mit grindigen Köpfen das A B C lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibes sehnlichst wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen, und Gleichnisse aus dem Homerus betete.“ Dennoch verlor der seelenstarke Mann nicht Muth noch Hoffnung und setzte seine Privatstudien mit so bewunderswürdiger Ausdauer fort, daß er selbst in kalten Winternächten nicht zu Bette ging, sondern, nachdem er bis Mitternacht gearbeitet hatte, in seinen Pelz gehüllt auf einem Lehnstuhle nicht über 4 Stunden schlief, dann wieder erwachte, seine Lampe anzündete und bis 6 Uhr weiter studirte, wo der Unterricht wieder begann.

Fünf Lebensjahre hatte Winkelmann auf solche Weise verlebt, als er sich ein Herz faßte und um Anstellung bei dem

königlich sächsischen Minister, Grafen von Bünau, einkam, der ihn 1748 als Sekretair bei seiner Bibliothek in Nöthenitz unweit Dresden mit 80 Thalern Gehalt anstellte. Der Graf arbeitete an einer Geschichte des deutschen Reiches und bediente sich seines gelehrten Schreibers, der bald sein ganzes Vertrauen gewonnen hatte, zur Ausschreibung der erforderlichen Auszüge aus Urkundenbüchern u. dgl. Winkelmann seufzte im Stillen über diese furchtbar trockene Beschäftigung, und gedachte derselben noch 16 Jahre danach in dem erwähnten Schreiben aus Rom, wo es heißt: „In Sachsen schrieb ich den ganzen Tag alte Urkunden und Chroniken aus, und las Leben der Heiligen, und des Nachts den Sophokles und dessen Gesellen. Ich rief mir aber beständig zu, wie noch jetzo:

τέτλαθι δὴ κραδίη, καὶ κύντερον ἄλλο ποτ᾽ ἔτλης.
Stille mein Herz! Geduld! Du ertrugst wohl schwerere Uebel.

Der Anblick der reichen Kunstschätze in dem nahen Dresden machte seine Seele in Liebe für die bildende Kunst erglühen. Er hatte einige auf der Gallerie (Gemäldesammlung) arbeitende Künstler kennen gelernt und beschloß im ersten Rausch des Entzückens, sich an der Hand derselben praktisch in das Sonnenland der Kunst einführen zu lassen. Indessen ward er doch bald inne, daß er bereits zu weit in Jahren vorgeschritten sei, als daß er es in der ausübenden Kunst noch zur Meisterschaft werde bringen können. Er legte sich daher mit leidenschaftlichem Eifer auf das theoretische und geschichtliche Studium der Kunst, wobei namentlich der Verkehr mit dem berühmten Maler Adam Friedr. Oeser, dessen Schüler später auch Goethe werden sollte, großartig befruchtend für ihn wurde. Denn dieser Meister, von dem ein Goethe schreibt: „Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folge haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne," — führte ihn in eine lebendigere Kenntniß der Kunst ein und gab seinem Streben die feste Richtung auf das Ideal der Schönheit, deren beredter Priester er in der Folge wurde.

Mit Sehnsucht richtete er nunmehr seine Blicke auf das klassische Land der Kunst, auf Italien. Dort, im Angesicht der wundervollen Kunstdenkmäler aus dem alten Griechenlande, wollte er den reinen unmittelbaren Offenbarungen der Kunst lauschen; dorthin mußte er gehen, und hätte die Erfüllung dieses Wunsches ihm auch die schwersten Opfer auferlegt! War es da verwunderlich, wenn er, nach seiner innigsten Ueberzeugung dem Höheren das Geringere zum Opfer bringend, das Anerbieten des päpstlichen Nuntius zu Dresden, ihm eine Stelle an der Bibliothek im Vatikan (dem Palast des Papstes) zu erwirken, mit dem

dafür geforderten Preise des Uebertritts zur katholischen Religion bezahlte? Dies geschah 1754. Nun aber erhob der päpstliche Gesandte allerlei Schwierigkeiten wegen Auszahlung des zugleich versprochenen Jahrgeldes, und möglicher Weise wäre Winkelmann gar nicht aus Deutschland herausgekommen, hätte sich ihm nicht von anderer Seite Hülfe in dieser Noth geboten. Er hatte sich nämlich, um den Ausgang der Unterhandlungen abzuwarten, seit seinem Religionswechsel in Dresden aufgehalten, und gab während dieser Zeit seine „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" heraus, die nach Inhalt und Form der Darstellung gleich trefflich, das größte Aufsehen erregten und den Kurfürsten von Sachsen, dem er sie auf den Rath des Ministers Brühl gewidmet hatte, bewogen, ihm auf zwei Jahre eine Unterstützung von 200 Thalern, zur Reise nach Rom, auszahlen zu lassen. Im Herbst 1755 reiste er dahin ab. Nun lebte und webte er ganz in der Kunst. In Rom trat er zu den bedeutendsten Männern, so zu dem großen deutschen Maler Raphael Mengs und dem durch seine reiche Sammlung geschnittener Steine (Gemmen) bekannten Baron von Stosch, in innige Beziehungen, aus denen er mannigfache Belehrung und Ermunterung schöpfte. Im Jahre 1759 ward er Bibiothekar bei dem Kardinal Albani und Aufseher über dessen Alterthümer, und 1763 wurde er zum Aufseher aller Alterthümer in und bei Rom bestellt. In Rom, wo er nun seinen festen Wohnsitz aufschlug, arbeitete er seine unsterblichen Schriftwerke aus, unter denen seine „Geschichte der Kunst des Alterthums" das bedeutendste ist und den außerordentlichsten Einfluß auf das ganze Kunstleben ausübte.

Einen lange gehegten Wunsch ausführend, reiste er im Frühling des Jahres 1768 nach seiner Heimat ab, um diese noch einmal zu sehen und dann auf immer von ihr zu scheiden. Doch sein Herz war bereits zu fest mit Italiens Himmel und Kunstschätzen verwachsen, und je weiter er sich von dem Lande seiner Sehnsucht entfernte, je trüber und düsterer gestaltete sich seine Stimmung. Von tiefer Schwermuth erfüllt, kehrte er in Regensburg wieder um und begab sich über Wien, wo ihn u. A. auch die Kaiserin Maria Theresia mit Auszeichnung empfing, nach Triest, um sich hier nach Ancona einzuschiffen. Leider sollte es dazu nicht mehr kommen. Ein zum Tode verurtheilter Bösewicht, der sich der Vollstreckung des Urtheils durch die Flucht entzogen hatte, der Italiener Francesco Archangeli, gesellte sich in Triest zu dem deutschen Gelehrten und wußte sich in das Vertrauen des arglosen Mannes einzuschleichen. Und als der nichts Böses Ahnende ihm seine goldenen Medaillen und andere reiche Kunstschätze gezeigt, ward er von der höllischen Begierde nach

deren Besitz ergriffen und beschloß, den Eigenthümer zu ermorden. Am 8. Juni 1768 gegen 10 Uhr Vormittags, als Winkelmann merkwürdiger Weise eben an seinem letzten Willen schrieb, trat der Italiener in's Zimmer. Da der Schreibende der Thüre den Rücken zukehrt, so benutzt der Elende rasch den günstigen Augenblick, tritt hinter seinen Stuhl und wirft ihm eine Schlinge um den Hals, die er aus allen Kräften zusammenschnürt. Ein furchtbarer Kampf entspinnt sich. Winkelmann fällt ringend mit seinem Mörder zur Erde nieder, wo ihm dieser mit einem bereit gehaltenen Messer fünf tiefe Stiche in den Unterleib versetzt, worauf er mit Zurücklassung des Messers eiligst das Weite sucht. Den Strick um den Hals, mit zerrissenem Hemde, bluttriefend, rafft sich der Todtwunde auf, schleppt sich bis zur Thüre und ruft um Hülfe. Bald waren eine Menge Menschen um ihn versammelt. Man legt ihn auf's Bett und ein schleunigst herbeigerufener Wundarzt erklärt, daß hier nicht mehr geholfen werden könne. Nun vollendet der Sterbende sein Testament, läßt sich die Sterbesakramente reichen, verzeiht seinem Mörder, und stirbt, sieben Stunden nach der grausen That, mit vollem Bewußtsein. Der Arm der Gerechtigkeit erreichte bald seinen Mörder, der vor dem Hause, wo er die Unthat begangen, gerädert wurde. —

Winkelmann besaß ein heiteres, liebenswürdiges, allen Menschen gleich herzlich wohlwollendes, gottergebenes Gemüth. Er verzagte nicht in drangvoller Zeit und war im Glück nicht stolz. Er besaß jenen „festen Muth in schweren Stunden," der dem Leben sein Bitteres und dem Tode seinen Stachel raubt. Ein Freund, der ihn in Rom besuchte, berichtet über ihn: „Voll Offenheit, wo er nicht auffallende Ursache zum Mißtrauen hatte, gab er sich seinen Freunden hin und hätte sich aufgeopfert, um ihnen zu dienen. Erst nach seinem Tode vernahm man von verschiedenen Dürftigen das Gute, welches er ihnen nach seinem Vermögen erwiesen hatte. Seine Einkünfte bestanden in einem kleinen Jahrgehalt des Kardinals Albani und in einem andern, welches er von seiner Stelle eines Präsidenten der Alterthümer des Kapitols bezog. Dies Alles zusammengenommen, machte ihn nichts minder als reich; da er sich aber frühe an wenige Bedürfnisse gewöhnt hatte, machte er sich nichts aus Allem, was Glücksgüter hieß. Ebenso wenig kannte er andere Leidenschaften, als solche, welche den sich aufschwingenden Geist noch mehr beflügelten."

„Wenn Ihr," schrieb Winkelmann aus Rom an Usteri, „mein Leben vom Morgen bis in die Nacht sehen solltet, Ihr würdet Euch wundern, wie ein Mensch allein alles machen kann: ich bin mir selbst Magd, Diener, Schreiber und Bote. Bei dem allen bringe ich eine halbe Stunde zu, ohne zu arbeiten, und dieses

ist des Morgens, wo ich meinem Glück nachdenke; bei diesen Betrachtungen singe ich Lieder aus dem lutherischen Gesangbuche, wie mir dieselben einfallen und bin in diesen Augenblicken vergnügter, als der große Mogul."

Dem Ideale der Schönheit, dessen Wesen nach Oeser's tiefsinnigem Ausspruch Einfalt und Stille ist, haben wenige Künstler mit höherer Reinheit und Würde nachgestrebt, als unser großer Landsmann Asmus Jakob Carstens.*) Dieser hohe Künstler und Mensch war der Sohn eines Müllers und wurde im Jahre 1754 zu St. Jürgen, bei Schleswig, von einer für ihre Verhältnisse ungewöhnlich gebildeten Mutter geboren, die an dem Knaben Pestalozzi's weise Forderung erfüllte, indem sie ihm durch Ertheilung einer höchst gewissenhaften Erziehung die Wohnstube zur wahren Realschule machte, aus welcher der Mann herrlich hervorging. Der Hang zur Kunst erwachte auch in diesem Künstlerleben sehr frühzeitig. Schon als Kind zeichnete Asmus alle Holzschnitte nach, die er in seinem Geburtsdorfe auftreiben konnte. Nach dem Tode des Vaters übergab die gebeugte Wittwe den Sohn der Stadtschule zu Schleswig. Hier begann dem jungen Carstens eine neue Welt aufzugehen. Sein sinnendes Auge hatte in Schleswig's Dom die ersten, wirklichen Kunstwerke, nämlich mehrere Gemälde von der Hand des Jurian Ovens, eines ausgezeichneten Schülers Rembrandt's, sowie herrliche Schnitzwerke von Brüggemann gesehen, und ihr Anblick hatte den heißen Wunsch in seiner Brust erregt, dereinst Gleiches schaffen zu können. Mit freudigem Eifer übte er sich fortan im Zeichnen, worüber er jedoch die übrigen Gegenstände des Unterrichts so sehr vernachlässigte, daß er bei den Lehrern für einen trägen und unfähigen Geist galt. Mit einem ärmlichen Vorrath von dem, was man „Schulkenntnisse" nennt, verließ er in seinem 16. Jahre die Schule, wo der „naseweise Junge" manche Ohrfeige und Zurechtsetzung für die Bemerkung empfangen hatte, „daß er mit dem Pinsel schon Alles besser machen wolle, als Andere; mit der langweiligen Feder gehe das nicht."

Die Rückkehr in's elterliche Haus war von dem festen Entschlusse begleitet, Maler zu werden, und seine treffliche Mutter, die den Willen des Sohnes ehrte, weil sie mit sicherem Tiefblick in seiner heftigen Neigung die Offenbarung eines entschiedenen Talentes erkannte, wünschte dieses von Anfang an tüchtigen Kräften zur Pflege und Ausbildung zu übergeben, und trat zu dem Zwecke mit einem Künstler von bewährtem Rufe in Unter-

---

*) Wir verweisen diejenigen unserer Leser, welche Ausführlicheres über des Mannes Lebensschicksale und Werke erfahren wollen, auf die neuerdings erschienene Lebensskizze: Der Maler Asmus Jakob Carstens, von F. von Alten.

handlung. Leider scheiterten die mütterlichen Bemühungen an den übertriebenen hochgestellten Forderungen des Malers, und ehe die Mutter einen anderen Lehrer gefunden, hatte ihr treues Herz zu schlagen aufgehört. Der prosaische Vormund, der wohl aus Erfahrung wissen mochte, daß die Kunst nur all zu oft nach Brod gehen und darben muß, suchte den malerischen Ideen seines Mündels ein für allemal ein Ende zu machen, und nöthigte den Widerstrebenden als Lehrling in ein Weingeschäft zu treten. Zwar mußte sich der Jüngling dem Willen des mit väterlicher Macht ausgerüsteten Mannes fügen; aber seine Sehnsucht nach dem Wirken und den Werken der Kunst entbrannte unter dem Druck des Widerstandes nur desto heller und heftiger. Er benutzte jede Mußestunde, um seine Lieblingsbeschäftigung zu treiben. Der Weinhändler, dem er diente, war ein sehr humaner Mann. Als er durch einen Zufall mit dem Talent unseres Asmus bekannt geworden war, feuerte er ihn nicht nur an, dasselbe fleißig zu üben, sondern gab ihm sogar Gelegenheit, sich einige Kenntnisse in der Oelmalerei zu verschaffen, die der Weinlehrling dazu verwerthete, seinen Brodherrn, dessen Familie und viele andere Personen zu portraitiren. Zugleich las er mehrere neu herausgekommene Werke über Malerei, an denen er seinen Kunstsinn schärfte und seine Richtung auf die Geschichtsmalerei entwickelte, in welcher er seitdem das höchste Ziel des Malers erblickte.

Bis zum Jahre 1776 dauerte Carstens in der ihm aufgezwungenen Lage aus. Dann aber hielt ihn nichts mehr ab, dem mächtigen Drange, der ihn durchglühte, in freier Bethätigung zu genügen. Er schrieb seinem Vormund, er wolle nichts mehr vom Weinhandel wissen, riß sich halb gewaltsam von seinem Lehrherrn los und eilte nach Kopenhagen. Hier arbeitete er ungefähr drei Jahre still für sich, ehe er sich, seines vorgeschrittenen Alters wegen, dazu entschließen konnte, der Einladung zum Eintritt in die dortige Akademie Folge zu leisten. Er hatte bald nach seiner Ankunft in der dänischen Hauptstadt Zutritt zu den königlichen Kunstsammlungen erhalten, und hier empfing er namentlich von den Abgüssen der Antiken einen so überwältigend großen Eindruck, daß es ihm, wie er selbst sagt, zu Muthe war, als ob das höchste Wesen, zu dem er im Dom zu Schleswig oft so innig gebetet, ihm wirklich erschienen sei und sein Gebet erhört habe. Mit rastlosem Fleiße übte er sich, die Kunstideale, die seinem Geiste in immer abgeklärterer Schöne und Reine vorschwebten, in großartigen Kompositionen (einheitliche Zusammenstellungen eines Mannigfaltigen) auf's Papier zu fesseln. Oft unterbrach er den nächtlichen Schlaf, um irgend einen Gedanken in den Umrissen einer Zeichnung festzuhalten. Als ein berühmtes

Mitglied der Akademie (Abilgaard) sich über Carstens die Aeußerung erlaubt hatte, „er thue besser sich dem Weinhandel wieder zuzuwenden; wie er nur daran denken könne, mit 28 Jahren noch Maler werden zu wollen," — da malte der Geschmähte innerhalb zwei Monaten in einer Größe von 12 Fuß den Aeolus, wie er den mit dem leeren Windschlauch zurückkehrenden Odysseus von sich stößt. Das Bild erregte so ordentliches Aufsehen, daß bedeutende Künstler meinten, Carstens habe Michel Angelo sehr tüchtig studirt — während er bisher nur mittelmäßige Kupfer nach diesem Meister gesehen hatte. Mit dieser praktischen Kunstthätigkeit Hand in Hand ging die Lektüre alter Dichter und Geschichtsschreiber, besonders des Homer, sowie auch Shakespeare's, Ossian's, Klopstock's, woraus er große Gedanken und Anschauungen zu späteren Entwürfen schöpfte. Die Kosten seines sieben Jahre dauernden Kopenhagener Aufenthalts hatte er durch Portraitmalerei aufgebracht.

Im Frühjahr 1783 beschloß er, die lang ersehnte Wanderung nach Rom anzutreten. Mit dürftigen Reisemitteln versehen, die sein Fleiß mühsam verdient, kam er, von seinem wenig talentvollen Bruder begleitet, bis Mailand, wo die Reisenden nur einige Tage rasteten, bis Unkenntniß des Italienischen und Erschöpfung der Reisekasse sie zwang, gewissermaßen im Anblick des leidenschaftlich begehrten Zieles umzukehren. Zu Fuß, wie sie gekommen waren, gingen die Brüder in die Heimat zurück, ihr ganzes Gepäck, darunter sämmtliche Kopenhagener Zeichnungen, auf dem Rücken tragend. So war denn Carstens' liebste Hoffnung zu Schanden geworden; aber seine Heldenseele verzagte nicht. Dieselbe frohe Zuversicht, die ihn hinausbegleitet, beseelte ihn auf dem Heimwege und machte ihn, gleich Flaxman, stark, das Schwerste geduldig zu ertragen, wo es galt, den unendlichen Drang nach Vollendung zu befriedigen.

Carstens lenkte seine Schritte nach Lübeck, um sich in erneuten schweren Anstrengungen auf die Wiederholung des gescheiterten Reiseversuchs vorzubereiten. Wieder fristete er, fünf Jahre lang, sein Leben kümmerlich durch Portraitiren, wieder widmete er jeden freien Augenblick dem angestrengtesten Studium der Kunst, obgleich ihn, neben Armuth, auch anhaltende Kränklichkeit fast zu Boden drückte. Endlich schienen seine Verhältnisse sich lichter gestalten zu wollen. Der Dichter Overbeck, den er hier kennen gelernt hatte, machte einen reichen Kunstliebhaber auf seine jämmerliche Lage aufmerksam, und dieser gab ihm die Mittel zur Uebersiedelung nach Berlin. Bald indeß war die ihm gereichte Unterstützung aufgezehrt und wieder gerieth er in die bitterste Noth, die durch schwere Krankheit noch erhöht wurde. Er lebte buchstäblich von Wasser und Brod und konnte selbst die ein-

fachste Kost nur mühsam mit Zeichnen der Abbildungen zu Ramler's und Moritzens Götterlehre erwerben. Nach zwei prüfungsvollen Jahren zog er durch seine große Komposition, der Sturz der Engel, mit mehr als 200 Figuren, die Aufmerksamkeit des besseren Theils der Künstler und Kenner Berlins auf sich, in Folge dessen er eine Stelle als Professor an der Akademie der Künste erhielt; — und nun erst, nachdem er zweimal 7 Jahre, wie weiland Jakob für die Rachel, für die Reise nach Rom gearbeitet, gelitten und geduldet hatte, konnte er diese mit einem Jahrgeld von 450 Thalern bewerkstelligen. In Rom studirte er vorzüglich die Werke Michel Angelo's und Raphael's, d. h. er versenkte sich in eine gewissenhafte Anschauung dieser herrlichen Vorbilder, deren sklavische Nachbildung seinem auf durchaus selbstständiger Bahn dahinschreitenden Genius zuwider gewesen wäre. Das erste Werk, welches er in Rom schuf, war der Besuch der Argonauten beim Centauren*) Chiron, ausgezeichnet durch Reinheit des Styls, edle Schönheit der Formen und treffliche Vertheilung des Lichts. Die Motive zu seinen zahlreichen späteren Schöpfungen entnahm er zumeist den Dichtern des klassischen Alterthums, doch auch den Shakespeare, Ossian und Klopstock ließ er nicht unberücksichtigt. Eine Ausstellung eigner Arbeiten, die er 1795 in Rom veranstaltete, ward lebhaft besucht und brachte ihm so viel ein, daß er sich von der Berliner Akademie, die sich sehr kleinlich gegen ihn gezeigt hatte, unabhängig machen konnte. Seine letzte, ausgeführte Zeichnung war der Oedipus Tyrannus nach Sophokles. Und seltsam, gerade jetzt, wo er selbst in das goldene Zeitalter seiner Kunst eingetreten war, hatte er eine Komposition, das goldene Zeitalter darstellend, angefangen, als ihm der Tod den Stift aus der Hand nahm. Der seit frühester Jugend schwächlich gewesene Künstler erlag am 26. Mai 1798 zu Rom einem langwierigen Brustleiden, nachdem er noch mit schwacher sterbender Hand Scenen zu homerischen Schlachten entworfen und sich in den letzten Lebensstunden mit mythologischen Gegenständen beschäftigt hatte. In ihm verlor das Vaterland, verlor die Welt, nach einem Ausspruche Goethe's, den Denkendsten, den Strebensten von Allen, welche zu seiner Zeit in Rom der Kunst oblagen. An der Pyramide des Cestius ist sein Grab. Im verwichenen Jahre haben seine Verehrer dem Andenken des Altmeisters deutscher Kunst zu Schleswig ein sinniges Denkmal errichtet.

Carstens gehört, wie Flaxman und Winkelmann, zu den Kunstreformatoren des 18. Jahrhunderts. Seine Werke, welche als gemeinschaftlicher Grundton die zur schönsten Einheit har-

*) Ungeheuer der griechischen Fabellehre, halb Mensch, halb Thier.

monisch verschmolzene Dreiheit von Einfalt, Würde, Gedankentiefe durchzieht, reihen ihn den ersten Malern aller Zeiten ebenbürtig an. Er, dessen Ausbildung durch die widrigsten Schicksale so außerordentlich erschwert und aufgehalten worden war, verblich, als er eben die höchste Stufe der Kunst erstiegen hatte, weshalb seine Leistungen nicht die europäische Anerkennung gefunden haben, die ihnen nach ihrer klassischen Größe gebührt. Seine Arbeiten bestehen größtentheils in Zeichnungen und Aquarellen (Wasserfarbenmalereien). Hätte er sich auf das Malen al Fresko (auf frischem Kalk) gelegt, er würde hierin das Höchste geleistet haben. Diesen Kunstzweig zu seiner Sonnenhöhe zu führen, waren namentlich zwei Männer berufen, die im Geiste des großen Carstens noch bis zur Stunde schaffend, dazu beigetragen haben, daß die deutsche Kunst sich würdig ihrer griechischen und italienischen Schwester zur Seite stellen kann. Wir wollen dem Leben dieser beiden Künstler eine kurze Betrachtung widmen, und nennen zuerst

Peter von Cornelius, den greisen Nestor der deutschen Maler, der am 23. September 1783 zu Düsseldorf das Licht der Welt erblickte, wo sein Vater als Maler und Inspektor (Aufseher) der dortigen Kunstakademie thätig war. In dieser Stellung war der einsichtsvolle Vater im Besitz all' der Mittel, welcher das früh erwachende Talent des Sohnes zu seiner Pflege und raschen Entwickelung bedurfte, wie denn der Knabe in der Anschauung der Werke eines Rubens' und Raphael's aufwuchs, an denen die Düsseldorfer Gallerie damals noch sehr reich war. Kaum 12 Jahre alt, versuchte er sich bereits an selbstständigen, in Bleistiftumrissen von Jagden und Schlachten bestehenden Kompositionen, deren Gruppirungen einen entschieden künstlerischen Sinn bekundeten. Als der Knabe als Schüler in die Akademie seiner Vaterstadt trat, ruhte die Leitung derselben in den Händen Johann Peter von Langer's, dessen, in einem Alter mit dem jungen Cornelius stehender Sohn Robert sich gleichfalls dem Malerberufe gewidmet hatte, ohne es, trotz schöner Gaben, jenem gleich thun zu können. Darüber entbrannte der Neid in des eifersüchtigen Vaters Brust und er spann allerlei Intriguen gegen den unbequemen Inspektorssohn, dem er sogar bei seinen Eltern gänzlichen Mangel an Talent vorwarf, weshalb sie besser thäten, ihn ein Handwerk lernen zu lassen. Doch glücklich entging der bedrohte Knabe diesen schändlichen Fallstricken und blieb selbst dann noch der Kunst treu, als er im 16. Lebensjahre seinen Vater verlor und mit seiner Familie in dürftigen Verhältnissen hinterlassen wurde. In dieser großen Noth bewahrheitete sich das schöne Wort, „daß des Vaters Segen (d. h. die gute Erziehung, die der Vater ertheilt), den Kindern Häuser baut.“ Der

junge Cornelius konnte jetzt seine reiche, von dem Vater mit aller möglichen Sorgfalt entwickelte Begabung neben seinen Studien zum Broderwerb verwenden, indem er Zeichnungen für Taschenbücher und Kalender lieferte und allerlei Bildnisse, Kirchenfahnen und noch hundert andere Dinge malte, wobei er jedoch durchaus nicht gedankenlos mechanisch verfuhr, sondern auch dem geringfügigsten Gegenstande seine charakteristische Seite abzugewinnen und einen künstlerischen Anstrich zu geben verstand. Auf diese Weise war er genöthigt, sich in allen möglichen Gattungen und Gegenständen der Malerei zu versuchen und lernte so frühzeitig den Werth der kleinen Einzelheiten verstehen und würdigen, aus denen das Ganze jedes Kunstwerks sich zusammensetzt, stets der Worte seines Vaters eingedenk bleibend: „daß man bei Allem etwas lerne, wenn man das, was man macht, nur auf's Beste zu machen beflissen sei.“ Er arbeitete fleißig nach klassischen Vorbildern, ohne jedoch in maschinenmäßige Nachahmung zu verfallen, sondern immer nach streng eigener Auffassung zu Werke gehend. Um seinem künstlerischen Schaffen den Geist der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit (Originalität) zu bewahren, übte er sich, früher nach Antiken, nach der Natur oder sonst gemachte Zeichnungen später aus dem Gedächtnisse zu wiederholen, worin er es endlich zu einer derartigen Fertigkeit brachte, daß er Alles, dessen er sich lebhaft erinnerte, in allen Einzelheiten wiedergeben konnte.

Bereits in seinem 19. Lebensjahre ward dem jungen Künstler die schwierige Aufgabe gestellt, den Chor der Domkirche zu Neuß bei Köln mit Wandmalereien zu schmücken. Er führte dieses Erstlingswerk grau in grau, in großer Auffassung und kolossaler Zeichnung aus, die bei manchen Mängeln im Einzelnen doch schon alle Grundzüge seiner nachmaligen urgewaltigen Meisterschaft zeigte. Leider hatten diese nur in Leimfarben gemalten Bilder im Laufe der Jahre so sehr gelitten, daß ihre gänzliche Beseitigung bei einer neuerdings vorgenommenen Restauration (Ausbesserung) des Domes nicht vermieden werden konnte. In dem gleichen Jahre 1807 betheiligte sich Cornelius an einer von Goethe ausgeschriebenen Preisaufgabe, welche Zeichnungen nach Homer zum Gegenstand hatte. Seine Sepiazeichnung, Theseus und Peirithoos in der Unterwelt darstellend, erhielt indeß nicht den Preis, vielleicht deshalb nicht, weil seine noch ungezügelt in's Ungemessene und Unendliche hinausstrebende Seele sich nicht an die vorgeschriebene „Oekonomie in der Darstellung“ gebunden hatte. Besser glückte es ihm, dem kerndeutschen Künstler, mit Kompositionen nach der Hauptdichtung des gestrengen Kunstrichters selbst. Er hatte nämlich 1808, im Auftrage des kunstliebenden Fürstprimas, Freiherrn von Dalberg, eine Reihe von

Entwürfen aus dem Shakespeare begonnen, wendete sich aber bald, „durchdrungen," wie er selbst sagt, „von dem Gefühl, daß seine erste größere Arbeit, von der Wurzel bis zum Gipfel, deutscher Art und Herkunft sein und aus dem Geiste der Gegenwart geboren werden müsse," Goethe's „Faust" zu. Das war die rechte Aufgabe für sein besonderes Genie, und die klassische Art, wie er dieselbe bei seiner Jugend löste, mag wohl für bewundernswürdig gelten. Getragen von der Hochfluth seiner feurigen Begeisterung, hatte er dieses Werk mit der frischen Einbildungskraft des Jünglings mit der strengen Kritik eines schon erfahrenen Meisters ausgeführt und die Hauptcharaktere des „Faust" sind in der Cornelius'schen Verkörperung für alle Folgezeit zu mustergültig ausgeprägten Typen (Vorbildern) geworden. Die neun, von Ruschewepy gestochenen Blätter, welche die hervorragendsten Auftritte des Goethe'schen Gedichts zur Anschauung brachten, erregten bei ihrem Erscheinen, namentlich in den Reihen der jungen Welt, die ihr erwachendes Nationalgefühl gegenüber dem Druck der Franzosenherrschaft an diesem echt deutschen Werke kräftigte und begeisterte, — einen wahren Beifallssturm. Der Dichter selbst, dem Cornelius seine Zeichnungen zugesendet hatte, sprach sich in einem Briefe an den Künstler mit warmer Anerkennung darüber aus: „Er finde," so schrieb er, „die Momente gut gewählt und die Darstellung derselben glücklich gedacht, die geistreiche Behandlung sowohl im Ganzen als Einzelnen Bewunderung erregend."

Im Jahre 1811 ging Cornelius auf längere Zeit nach Rom, und hier, wo er in der innigsten Freundschaft mit dem kunstverwandten Maler Friedrich Overbeck lebte, schuf er die gewaltigen Zeichnungen zu dem ältesten und großartigsten deutschen Heldengedichte, den „Nibelungen," in welchen er nach den Worten eines namhaften Kunstrichters, „der Kunst eine neue Sprache gegeben, hervorgewachsen aus den Wurzeln der alten." Seiner mächtigen Sehnsucht nach einem passenden Wirkungskreise im Vaterlande entsprechend, erreichte ihn 1819 der Ruf an die Düsseldorfer Akademie, dem er im nächsten Jahre freudig folgte. Unter seiner genialen Leitung blühte die während der Kriegsjahre arg herunter gekommene Anstalt schöner als zuvor wieder auf, und um den Meister sammelte sich ein Kreis begeisterter Kunstjünger, von denen wir nur den größten, den gleich näher zu besprechenden Maler Wilhelm von Kaulbach nennen. Nach dem 1825 erfolgten Tode des J. P. v. Langer, der zuletzt Akademiedirector zu München gewesen war, ging diese Stelle sofort an Cornelius über, der nun die Wände der von dem kunstsinnigen Könige Ludwig I. in's Leben gerufenen Prachtbauten, so der Glyptothek, welche die Sammlung von Bildhauerarbeiten

enthält, der Ludwigskirche, der Pinakothek (Gemäldesammlung), theils eigenhändig, theils nach seinen Kartons (Musterzeichnungen) durch seine Schüler, mit erhabenen Fresken bedeckte. Unter diesen ist das „Weltgericht“ in den Sälen der Glypthothek unseres Wissens das nach Flächeninhalt größte Bild, welches je gemalt worden ist.

Seit 1841, wo die großartigsten von den Kunstunternehmungen des Königs Ludwig vollendet waren, verlegte er den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit, in Folge einer Einladung des feingebildeten Königs Friedrich Wilhelm IV., nach Berlin. Hier begann der Meister das Hauptwerk seines Lebens, an welchem er noch heute mit Jünglingsfrische arbeitet: die Ausschmückung des Campo santo zu Berlin. Campo santo (heiliges Feld) ist die italienische Bezeichnung für Friedhof, Gottesacker. Insbesondere wird die Grabstätte ausgezeichneter Männer so genannt, welche nach außen durch eine Mauer abgegrenzt, im Innern von einer Säulenhalle umschlossen ist. Das berühmteste Campo santo ist in Pisa, neben dem Dome, welches dem Gedächtniß der um den Freistaat verdienten Männer gewidmet wurde und dessen innere Wände mit 41 Fresken geschmückt sind. Nach diesem Vorbilde gedachte der König Friedrich Wilhelm IV. im Anschluß an den 1745 angefangenen Dom, ein Campo santo zu erbauen. Es sollte das eine Halle werden von viereckiger Gestalt, mit je 180′ langen und 35′ hohen Wänden, und Cornelius ward mit der Riesenaufgabe betraut, diese Wände mit Malereien zu schmücken. Schon 1851 waren die Entwürfe fertig und konnte der Meister mit der Zeichnung des Kartons beginnen, die in ihrer Gesammtheit einen Flächeninhalt von 20,000 Q.′ umfassen werden. Beklagenswerth ist es nur, daß der Bau des Campo santo selbst noch auf unbestimmte Zeit vertagt ist, und das deutsche Volk müßte es auf's Tiefste bedauern, wenn es dem ehrwürdigen Kunstgreise nicht mehr vergönnt sein sollte, dem Vaterlande, das er so unaussprechlich liebt, das imposante Werk in seiner Vollendung zu hinterlassen!

Inzwischen ist es, seit wenigen Monden, dem größten Schüler des Vorstehenden, dem nicht weniger genialen Wilhelm von Kaulbach, vergönnt gewesen, die letzte Hand an seine riesigen Wandgemälde im Treppenhause des Berliner Museums zu legen. Wohl dürfen wir Deutsche uns der Vollendung dieses großartigen Werkes deutscher Kunst freuen, an welchem der Künstler, allerdings mit Unterbrechungen, 20 Jahre lang gearbeitet hat! Welcher Reisende, der neuerdings durch die preußische Hauptstadt gekommen, hätte nicht bewundernd vor diesen hehren Kunstschöpfungen gestanden? Dieselben bestehen, wie bekannt, in sechs kolossalen Wandgemälden, welche sechs epochemachende geschicht-

liche Ereignisse versinnlichen, nämlich: den Thurmbau zu Babel, die Blüthe Griechenlands, die Zerstörung Griechenlands, die Hunnenschlacht auf den katalaunischen Feldern bei Chalons a. d. Marne (451), die Ankunft des ersten Kreuzfahrerheeres vor Jerusalem (1099), endlich die Reformation. Was dem Beschauer in diesen Bildern vornehmlich entgegentritt, ist: die überwältigende Gestaltenfülle und die großartig schönen Gruppirungen, in denen jede Figur als eine Beziehung zu Einer Handlung, zu Einem Gedanken sich darstellt; ferner die Herrlichkeit der Zeichnung, die das Lieblichste mit dem Gewaltigsten zu den eindrucksvollsten Gegensätzen gepaart hat; schließlich die gedankentiefe Symbolik*) der Komposition. Der Sieg des Guten, Wahren und Schönen oder der Humanität, wie er sich allmählich im Laufe der Jahrtausende vollzog, ist der einheitliche Grundgedanke des ganzen Bilderkreises. Zwischen den großen Gemälden befinden sich breite Wandflächen, welche in ihrer oberen Hälfte die allegorischen (sinnbildlichen) Figuren von Aegypten, Griechenland, Italien und Deutschland, als der vier wichtigsten Kulturländer, in ihrer unteren aber vier gesetzgebende Weise oder Helden, und zwar Moses, Solon, Karl den Großen und Friedrich den Rothbart, enthalten. Zu beiden Seiten dieser Figuren ziehen sich einrahmende Wandstreifen herab, welche je einem Volke gewidmete, grau in grau ausgeführte Darstellungen zeigen. Dasselbe ist der Fall bei dem drei Fuß breiten Friese (Borte), der über die großen Bilder hinläuft und aus einem überaus anmuthigen Kranze der holdesten und schönsten Knabengestalten besteht, die gewissermaßen im heitern Spiele die ganze Weltgeschichte von der Erschaffung des Menschen an in geistreich-scherzhafter Weise veranschaulichen.

Der Schöpfer jener Wandgemälde wurde am 15. Oktober 1805 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck geboren, wo sein Vater, ein begabter Mann, der neben seinem Gewerbe die Kupferstecherei, Miniatur- und Portraitmalerei übte, als Goldschmidt lebte. Seine traurigen, ja unglücklichen Verhältnisse zu verbessern, trieb es den Vater von Beschäftigung zu Beschäftigung, ohne daß ihn das Glück in seinen Bestrebungen begünstigt hätte. Er vertauschte seinen Wohnort in der Folge mit Iserlohn, darauf mit Mühlheim a. d. Ruhr. Daß der Sohn unter solchen Umständen eine recht betrübte Kindheit verlebte, ist leicht zu ermessen. Dieselbe gestaltete sich um nichts erfreulicher, als der unermüdlich von Neuem versuchende Vater ihn eine Zeit lang zu Verwandten nach Westphalen schickte, wo ebenfalls nur herzlich wenig für die Förderung seiner Erziehung geschehen konnte. Nun hätte Kaulbach's Vater,

*) Darstellung eines Gedankens durch ein Sinnbild.

der, wie wir eben hörten, selbst so ein Stück von einem Maler war, nichts lieber gesehen, als daß sein Wilhelm sich für die Malerei entschieden hätte, aber sonderbar genug hatte dieser von Anfang an wenig Lust zu diesem Berufe gezeigt, und auch, als er nach Mühlheim zurückgekehrt war, nahm er eigentlich nur, weil es ihm an anderer Beschäftigung fehlte, unter Leitung des Vaters den Zeichenstift zur Hand. Doch es bedurfte nur eines Fünkleins, um die in der Brust des Knaben schlummernde Neigung zur Kunst in helle Gluth zu setzen. Eines Tages erhielt er von dem Sohne des Ortsschulmeisters einen Almanach geschenkt, der mit mehreren von Schwerdgeburth gestochenen Kupfern illustrirt war. Dieselben behandelten einen Stoff, der ganz dazu geeignet war, die durch so mancherlei bittere Erfahrungen verdüsterte, doch andrerseits auch phantasiereiche Seele des jungen Kaulbach mächtig zu ergreifen: es waren Darstellungen zu Schiller'schen Trauerspielen. Da erwachte auf einmal der langverhaltene künstlerische Trieb und entfaltete, hochaufstrebend, sein schöpferisches Leben. Nun wurden all' die geheimnißvollen Sagen und Mären von Rittern und Riesen, von alten Helden und Schlachten wieder in ihm lebendig, die er in der Kinderstube oder auf dem Lande, Nachts draußen beim Feuer im Kreise der Bauern gehört hatte. Schon damals hatte er besonders gerne den Erzählungen von Karl dem Großen und seinen Heldenthaten, von der großen Hunnenschlacht und andern Weltbegebenheiten gelauscht, die er später der staunenden Welt im Bilde nacherzählen sollte.

Als Kaulbach in's 17. Jahr getreten war, ermöglichte es der Vater, ihn auf die Düsseldorfer Akademie zu schicken, wo er von Cornelius' hoher Meisterhand in das Allerheiligste der Kunst eingeführt wurde. Ein eigenthümlicher Zwischenfall gab den Anstoß zu seiner ersten selbstständigen Leistung. Er hatte in der Kapelle des Irrenhauses zu Düsseldorf einige Engelsfiguren gemalt. Aus Erkenntlichkeit führte ihn der hinzukommende Irrenarzt in der ganzen Anstalt herum, und hier nahm seine glühende Einbildungskraft die Bilder in sich auf, die er später (1828—29) in seinem „Irrenhause“ zu einem einheitlichen Kunstwerke verkörpert und zusammengefaßt hat, das durch die ergreifende Gewalt der Charakteristik sofort den Ruf des Künstlers feststellte. Rasch eilte er nun von Triumph zu Triumph. Kurz nach dem Erscheinen des „Irrenhauses“ malte er im Auftrage des Herzogs Max, in dessen Palast zu München, sechszehn Wandbilder zur Fabel von Amor und Psyche, die im einfachsten und streng antiken Styl gehalten sind. Gleichzeitig entwarf er seine, 1837 vollendete, Hunnenschlacht, welche er in den Berliner Wandgemälden wiederholt hat. Dieselbe versinnlicht die großartige Sage von dem nach der Schlacht in der Luft, zwischen den

Geistern der erschlagenen Hunnen und Römer, forttobenden Kampfe. Von der leichenvollen Wahlstatt erheben sich, in leidenschaftlich bewegten Gruppen und Zügen, die Schatten der Gefallenen in den Luftraum und setzen hier die grause Völkerschlacht fort. Dieser Gegenstand war so neu, die Anlage und Behandlung so außerordentlich kühn, der Geist, der die gewaltige Komposition durchsprühte, von so zauberhafter und man möchte sagen überirdischer Natur, daß die Kritik in diesem Bilde mit Jubel die Blüthe der neuen Kunst begrüßte. Inzwischen hatte sich Kaulbach dem Studium Hogarth's zugewendet und die köstliche Frucht desselben waren u. A. die unnachahmlich schalkhaften Abbildungen zu Goethe's Bearbeitung des alten Thier-Epos (Heldengedicht) „Reinecke Fuchs." Im Jahre 1845 erhielt Kaulbach den Auftrag zu den Berliner Wandgemälden, die gegenwärtig durch den Kupferstich zum Eigenthum der ganzen gebildeten Welt gemacht werden. Augenblicklich weilt der unermüdlich schaffende Künstler als bairischer Hofmaler und Direktor der Akademie in München.

Von diesen Heldengestalten der deutschen Malerkunst wollen wir uns zu einem der größten deutschen Bildhauer und Erzgießer wenden, der wiederum ein hohes Vorbild der Selbsthülfe ist und an dessen dornenreichem Lebensbilde die muthlos Strebenden sich den Muth stärken können. Daniel Burgschmiet heißt dieser Mann, den Manche wohl auch, recht bezeichnend, den neuen Peter Vischer genannt haben; denn wie dieser ward er und zwar am 11. Oktober 1796, zu Nürnberg, der ehrwürdigen Wiege deutscher Kunst des Mittelalters, geboren und lebte und wirkte er hier; wie dieser war er eine kraftvolle derbe Künstlernatur von höchster Begabung und reindeutschem Gepräge, weshalb auch die Bildwerke der beiden Nürnberger Meister einen verwandten Charakter beurkunden. Burgschmiet's Geburtshaus ist das noch heute im Betriebe befindliche Wirthshaus „zur Salzscheibe," wo sein Vater, ein armer Steinmetz, damals zur Miethe wohnte. Die tiefe Armuth, in der seine Eltern schmachteten, ließ den Besuch einer öffentlichen Schule nicht zu, und der kleine Daniel würde ganz ohne Unterricht aufgewachsen sein, wenn sich nicht ein Privatlehrer, Matthesius mit Namen, der zugleich Hochzeitlader und Leichenbitter war, des Kindes liebreich angenommen und ihm die Anfangsgründe des Lesens und Rechnens beigebracht hätte. Die rohe Kunst des Vater kann jedoch unmöglich ganz spurlos an des Knaben Seele vorübergegangen sein; denn schon frühe regte sich bei ihm, vielleicht auch geweckt durch der Mutter nicht gewöhnliche Fertigkeit im Sticken und Holzschneiden, eine heftige Lust zum Zeichnen, Malen und Schnitzen, welche in dem 6jährigen Kinde schon und zwar insofern ein bestimmtes Gepräge zeigte,

als es den Drang hatte, gesehene Gegenstände sofort auf dem Papier nachzubilden. Doch verhinderten die allerwidrigsten Schicksale, welche dem schwachen Knaben die Last männlicher Pflichten aufbürdeten, für jetzt noch die weitere Ausbildung des Keimes künftiger Größe. Im Jahre 1805 traf ihn das harte Loos, seine treue Mutter zu verlieren, und fast gleichzeitig warf ein schweres Leiden den Vater auf's Siechbett, so daß dessen Ernährung, gegen alle Ordnung der Natur, dem 9jährigen Söhnchen zur Aufgabe fiel. Mit kindlichem Eifer mühte sich der kleine Daniel ab, die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen, indem er Futterale für Brillenfabrikanten schnitzte und allerlei Spielsächelchen aus Holz fertigte, die er um die Weihnachtszeit in einer zu dem Zweck gemietheten Bude feilbot. Der Tod des Vaters machte 1807 dem Elende dieser Lage ein Ende. Einsam und verwaist stand der 11jährige Knabe nun in der Welt da. Nun hätte, nach natürlichem Verlauf der Dinge, zunächst das Waisenhaus ihn aufnehmen müssen, und vielleicht wäre er in diesem Falle nicht mehr und nicht weniger als ein gewöhnlicher Handwerker geworden und geblieben. Diese Gefahr beseitigte rechtzeitig ein treuer Freund seines verblichenen Vaters, der Drechslermeister Maichel, welcher mit väterlicher Liebe für ihn sorgte und ihn ganz zu sich in's Haus nahm. Das war doppelte Hülfe in der Noth; denn nun durfte der Knabe, unter Aufsicht und Leitung seines Pflegevaters, nach Herzenslust seiner Neigung zum Schnitzen und Schneiden nachhängen, und nicht lange dauerte es, so konnt. er sich seinem Wohlthäter, der einen ausgedehnten Handel mit „Nürnberger Spielsachen" betrieb, durch seine große Geschicklichkeit und seinen erfinderischen Sinn im Verfertigen solcher Dinge höchst nützlich machen. So rühmt man eine von ihm ersonnene Art Pfeifenköpfe, welche die Gestalt eines Todtenkopfes hatten und ihrer hübschen Ausführung halber bei den Rauchern sehr beliebt waren.

Nachdem der junge Burgschmiet seine Lehrjahre zurückgelegt hatte, arbeitete er mit seinem Meister für einen Nürnberger Kaufmann, der ihm namentlich die Herstellung sogenannter „Kindertheater" übertrug, die mitunter einen Werth von 100 Gulden erreichten und wahre Meisterstücke in der Mechanik der Koulissen und Figuren gewesen sein sollen. Der reichliche Verdienst, den ihm seine Leistungen einbrachten, erlaubte ihm bald, an die Begründung eines eigenen Geschäfts zu denken. Also errichtete er 1819 eine „mechanische Spielzeugfabrik" und zugleich gründete er sich eine Häuslichkeit, indem er die Tochter eines Nürnberger Bürgers, Margarethe Lutz, zum Weibe nahm. Aber der immer mächtiger Befriedigung heischende Drang nach künstlerischer Ausbildung erlaubte ihm nicht, bei diesem ersten Erfolge

stille zu stehen. Er sann auf ein größeres Unternehmen und begann schon im nächsten Jahre, in Verbindung mit dem Steindrucker Paul Buchner, ein Automatentheater zu erbauen, mit welchem die Genossen zwei Jahre lang Deutschland bereisten, überall reiche Anerkennung findend für das trefflich gearbeitete und zierlich ausgestattete Kunstwerk. Dieses hatte die Aufmerksamkeit zweier angesehenen Männer seiner Vaterstadt, des Bildhauers Karl Heideloff und des D. Campe auf ihn gezogen, welche den geschickten Automatenbildner nach seiner Rückkehr nachdrücklich dazu ermunterten, seinem Streben höhere Ziele als bisher zu stecken und sich ausschließlich der Bildhauerkunst zu widmen. Diese wackeren Männer hatten mit ihrem Vorschlage ausgesprochen, was schon längst als heißer Wunsch in der Brust Burgschmiet's gelebt hatte. Mit Begeisterung begrüßte er daher die gebotene Aussicht, sich auf dem Felde der Bildhauerei versuchen zu können, wo er schon seit Jahr und Tag kein Neuling mehr war, da er bereits als Lehrling, aus eigenem Antriebe und ohne alle Anleitung, in Lehm und Wachs modellirt hatte.

Um diese Zeit sollte das Waisenhaus, dessen Pforten sich einst, ohne des braven Drechslermeisters Dazwischentreten, dem elternlosen Knaben zu längerem Aufenthalte geöffnet haben würden, im Innern renovirt (ausgebessert) werden, und das Spiel des Zufalls fügte es so, daß, auf Empfehlung der genannten Herren, gerade das Waisenkind von damals beauftragt wurde, alle Bildhauerarbeit darin zu fertigen. Das ungewöhnliche Talent, welches er bei dieser Arbeit an den Tag legte, führte ihm eine Reihe anderer ehrenvoller Aufträge zu, und binnen Kurzem hatte sich der rastlos thätige Mann zu den höheren Stufen seiner Kunst hinaufgeschwungen. Gleichwohl war Burgschmiet so weit entfernt von aller falschen Einbildung, daß er sich nicht schämte, noch jetzt, durch Studien in Reindel's Akademie, jene Kenntnisse in der Technik zu erwerben, die ihm, dem selbstgebildeten Künstler, bisher noch abgehen mochten.

Das Jahr 1825 sollte Burgschmiet zunächst Gelegenheit bieten, seine Fortschritte in der Kunst auf's Herrlichste zu bethätigen. Er ward nämlich berufen, die Heideloff'sche Zeichnung zum Melanchthon-Standbilde in Stein auszuführen. Was vor ihm nur der Feuergeist eines Michel Angelo, freilich auch nicht immer ohne Fehlschlag, gewagt hatte: Burgschmiet, der deutsche Bildhauer that's. Er meißelte, ohne sich vorher, wie das sonst Regel ist, aus Thon ein Modell oder Vorbild zur Richtschnur gemacht zu haben, mit bewunderungswürdig sicherem Auge, das steinerne Bild sogleich aus dem rohen Marmorblock fertig; und als er diese Arbeit 1826 trefflich schön vollendet hatte, ward er auf Heideloff's warme Empfehlung Lehrer der Plastik (Bild-

formerkunst) an der neu errichteten polytechnischen Schule zu Nürnberg.

Daran vor Allem erkennt man den wahren Meister, daß dieser, so lange er lebt, sich nimmer selbst genug thut, sondern nach stets höherer Vollendung strebt. Burgschmiet war ein solcher Meister. Selbst jetzt, nachdem er die schwierigste Aufgabe der Bildhauerkunst gelöst hatte, hielt er seinen Bildungsgang noch keineswegs für abgeschlossen; sondern mit dem treuen, unwiderstehlichen Eifer, der diesem seltenen Menschen eigen, legte er sich auf die Erlernung des Erzgußes, und bald hatte er es auch in dieser Kunst durch ausdauernden Fleiß so weit gebracht, daß er ein Gußwerk von Bedeutung hervorzubringen im Stande war. Nicht lange, und er sollte Gelegenheit erhalten, auch als Erzgießer Großes zu leisten. Schon im Jahre 1827 hatte der Nürnberger Magistrat beschlossen, ein ehernes Standbild Albrecht Dürer's aufzustellen. Das Modell dazu lieferte die Meisterhand Christian Rauch's; der Guß selbst ward Burgschmiet's Genie übertragen. Bevor der Meister dieses unternahm, ging er auf Gemeindekosten nach Paris, um sich in der Werkstätte des Kunstgießers Crossatière noch im Erzgusse zu vervollkommnen. Nach der Rückkehr erprobte er, ehe er zur Ausführung des Werkes schritt, sein Können, indem er einige Standbilder für die polytechnische Schule goß. Jetzt erst — im Jahre 1837 war's — begann er den Guß des ehernen Albrecht Dürer, und nach dreijähriger mühsamer Arbeit und mannigfach fehlgeschlagenen Versuchen war derselbe vollendet und konnte am 21. Mai, auf seinem Platze vor der Sebalduskirche im Angesichte der erwartungsvollen Tausende, enthüllt werden. Der Ruhm des neuen Peter Vischer durchdrang die ganze gebildete Welt. Er hatte in diesem Werke, wie ein Beurtheiler desselben sagt, das Höchste geleistet, was noch je auf dem Gebiete der Erzgießerei vorgekommen war, schon in so fern dieses Standbild das erste war, das in solcher Größe aus einer Form hervorging, ohne mit der Feile oder Punze überarbeitet zu sein. Von den später geschaffenen Werken Burgschmiet's nennen wir namentlich die Bildsäule Beethoven's zu Bonn, Kaiser Karl IV. zu Prag, Luther's zu Möhra in Thüringen. Dazwischen fallen viele kleinere Arbeiten, unter welchen wir, der Merkwürdigkeit wegen, den Guß nach einem von dem Bildhauer Ernst Conrad in Hildburghausen, 1848 dem damaligen Reichsverweser, Erzherzog Johann geschenkten Pokale hervorheben, den dieser in Erz nachbilden lassen wollte, ohne daß, weder in Berlin noch in Wien oder Paris, die berühmtesten Kunstgießer diese äußerst schwierige Arbeit zu unternehmen sich getrauten; Burgschmiet's Meisterschaft führte die verlangte Nachbildung in der vollkommensten Weise, die sich denken läßt, aus. Sein größtes und leider auch sein

letztes Werk war das Radetzkydenkmal in Prag, dessen Kosten sich auf 80,000 Gulden beliefen. Am Todestage des Helden (5. Januar 1858) war auch dessen Erzbild im Guß vollendet; aber die Enthüllung zu erleben, sollte dem herrlichen Manne nicht mehr vergönnt sein. Der Tod rief den noch in rüstigster Manneskraft Stehenden, im März des Jahres 1858 unerwartet ab von dem Schauplatze seiner denkwürdigen Wirksamkeit. „Das geschah so plötzlich," sagt ein Berichterstatter der „Gartenlaube," *) „daß seine Freunde und Bekannten es kaum glauben, kaum für möglich halten konnten. Hatten sie ihn doch jüngst noch gesehen in seinen Werkstätten, wie er arbeitete von früh bis spät; wie er umgürtet mit dem Lederschurz in der Gießhütte (in der Seitengasse bei St. Johannes) stand, umringt von seinen Gehülfen, — oder auch, ohne Schurz und nur bedeckt vom leichten Arbeitskleide, und ohne Gehülfen, allein in seinem Atelier zwischen Marmorblöcken saß — beginnend, fortführend, vollendend — schaffend . . . . Deutschlands Kunstgrößen schätzten ihn, Rauch war mit inniger Hochachtung ihm zugethan, — aber das erst macht ihn uns liebenswürdig, daß viele Tausende in Nürnberg aufrichtige Liebesthränen für ihn hatten, als er starb, und ein warmes Herz für ihn, als er lebte. Wer hätte diesen Mann auch nicht lieben sollen? Leistung und Verdienst Anderer, wo und wie er es auch fand, erkannte er freudig an, während er selbst bescheiden auf sich und seine eigenen Leistungen blickte. Uebrigens lebte er sehr einfach, genügsam, still. Die liebste Gesellschaft war ihm seine Famile und der Kreis seiner Freunde."

Wie keine wahre Größe, weder in der Malerei noch in der Bilderhauerkunst, erreicht werden kann ohne Fleiß und Ausdauer, ebenso bilden diese Eigenschaften die unerläßlich nothwendigen Voraussetzungen zur Erreichung ausgezeichneter Erfolge in der Schwesterkunst, der Musik; daher die Männer, die im Reich der Töne das Höchste geleistet haben, natürlich auch die thätigsten und beharrlichsten Arbeiter gewesen sind. Es gilt dies so gut von dem ausübenden Musiker, wo es mehr auf mechanischen Fleiß ankommt, als von dem theoretischen Tonkünstler, dem Tonsetzer oder Komponisten, wo ein vergeistigtes Schaffen die Hauptsache ist.

Georg Friedrich Händel (geb. 24. Februar 1685 bei Halle a. S., gest. zu London 13. April 1750), von dem ein Sebastian Bach sagte: „Das ist der Einzige, den ich sehen möchte, ehe ich sterbe, und der ich sein möchte, wenn ich nicht der Bach wäre," den ein Beethoven „den unerreichbaren Meister aller Meister genannt hat, — Händel war ein uner-

*) Jahrgang 1858, S. 361; man findet hier auch ein Bildniß B's.

müdlich fleißiger und stetiger Arbeiter. Wie bekannt, hielt er sich während der größeren Hälfte seines Lebens in London auf, wo er vom Könige Georg I. ein Jahrgehalt von 400 Pfd. Slerling (2666⅔ Thlr.) bezog, wofür er ununterbrochen für Kirche, Theater und Koncerte als Dirigent und Tonsetzer arbeitete. Er fand bei seinen Lebzeiten durchaus nicht die allgemeine Anerkennung, auf welche man nach der heutigen Begeisterung des englischen Volkes für seine erhabenen Tonwerke schließen sollte. Nicht selten kam es vor, daß er seine Oratorien (geistliche Musikstücke) vor einer Zuhörerschaft aufführte, die an Kopfzahl nicht dem Orchesterpersonal gleich kam. Wenn seine Freunde dann gegen ihn klagten, daß das Haus so leer sei, suchte er sie zufriedenzustellen, indem er sagte: „Das macht nichts aus, desto besser wird die Musik klingen.“ Keine Ungunst des Schicksals konnte die Spannkraft seiner Seele erschlaffen, die, im Gegentheil, um so widerstandsmächtiger wurde, je größer das Mißgeschick war, das ihn traf. Mit bewundernswürdiger Thatkraft schuf er, als er einer Schuld wegen, die er nicht zahlen konnte, hart von seinen Gläubigern bedrängt wurde, in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum eines Jahres seine Oratorien „Saul“ und „Israel“, 12 große Koncerte und die Oper „Jupiter in Argos,“ alles Werke, die zu seinen außerordentlichsten Tonschöpfungen gehören.

Im gleichen Jahre mit Händel geboren, im gleichen gestorben, ihm ebenbürtig an Erhabenheit des Styls und Größe der Gedanken, an schöpferischer Kraft und eisernem Fleiße, lebte und wirkte sein ganzes Leben hindurch im Vaterlande sein Landsmann und Berufsgenosse Johann Sebastian Bach, geb. 21. März 1685 zu Eisenach, gest. 28. Juli 1750 zu Leipzig. Ein geistreicher Schriftsteller sagt: „Der rauschende musikalische Strom, der Deutschland jetzt umschlängelt, ist einem großen Theile nach aus Bächen entstanden, wie alle Ströme.“ Der Stammvater dieser so merkwürdig gewordenen Familie, — welche Deutschland über 50 mehr oder weniger treffliche Tonkünstler geschenkt hat, weshalb scherzweise die Rede ging, „daß die Bäche in allen Musiken rauschten“ — hieß Veit Bach und war seines Zeichens ein Bäcker zu Presburg in Ungarn. Beim Ausbruch der Religionsunruhen im 16. Jahrhundert zog er, Ruhe und Sicherheit suchend, in diejenige Landschaft Deutschlands, wo die Musik besonders gerne weilt — nach Thüringen. Nahe bei Gotha liegt das Dorf Wechmar. Hier buk der alte Bach Brod für die Landleute und spielte die Zither. Seine drei Enkel zeichneten sich so merklich durch ihre musikalischen Leistungen aus, daß der damals regierende Graf von Schwarzburg-Arnstadt es der Mühe werth erachtete, sie auf seine Kosten nach Italien

reisen zu lassen. Aus dem Schooße dieser musikalischen Familie ging Johann Sebastian hervor. Sein Vater, Johann Ambrosius, lebte als Hof- und Stadtmusikus zu Eisenach, wie auch dessen Zwillingsbruder, Johann Christoph, der jenem so ähnlich sah, daß ihre Frauen sie nur durch die Kleidung unterscheiden konnten. Im 10. Jahre verlor Sebastian seinen Vater und kam in Folge dessen zu einem älteren Bruder, Organisten in Ohrdruf bei Gotha, wo er den ersten gründlichen Klavierunterricht empfing. Bald hatte er sich bekannt gemacht mit den Werken der berühmtesten Klavierkomponisten jener Zeit, als Johann Kaspar Kerl's, Frohberger's, Buxtehude's u. A.; denn er spielte Tag und Nacht. So grenzenlos war sein Eifer, daß er einst ein Notenbuch, welches sein Bruder ihm zu geben geweigert, entwandte, um es, da er kein Licht hatte, heimlich beim Mondenschein abzuschreiben. Nach des Bruders Tode kam er auf das Gymnasium nach Lüneburg, wo er unabläßig Musik trieb und verschiedene Male blos deshalb nach Hamburg reiste, um den damals so berühmten Organisten Reineken zu hören. Achtzehn Jahre alt er ging als Hofmusikus nach Weimar und im darauf folgenden Jahre als Organist nach Arnstadt. Der große Ruf des Organisten an der Marienkirche zu Lübeck, Dietrich Buxtehude's veranlaßte ihn, sich mehrere Monate in dieser Stadt aufzuhalten, jede Gelegenheit benutzend, heimlich dem Spiele des Mannes zuzuhören. So treibt das Genie den Menschen, und der große Mensch das Genie. Im Jahre 1723 wurde Bach Musikdirektor und Kantor an der Thomasschule zu Leipzig, in welcher bescheidenen Stellung der außerordentliche Mann bis an's Ende seiner Tage blieb. Auf Mendelssohn-Bartholdy's Veranstaltung ward ihm auf dem Platze vor der Thomasschule ein Denkmal errichtet.

Fünfzig Jahre nach Händel's Tode berief die englische Nation den gefeierten Tonsetzer der österreichischen Nationalhymne an die seitdem verwaist gebliebene Stelle des „Meisters aller Meister". Haydn kam, obgleich er schon im Greisenalter stand, und ward mit Begeisterung von den Engländern aufgenommen. Dem friedlich-schönen, an Huldigungen solcher Art reichen Abende seines Lebens war ein rauher, vielfach drangerfüllter Lebensmorgen vorausgegangen. Joseph Haydn wurde am 31. März 1732, hart an der ungarisch-österreichischen Grenze, in dem Dorfe Rohrau als der Sohn eines armen Wagners geboren, der die Harfe spielen konnte und daraus einen Sonntagsverdienst machte, indem er sich von seiner Frau mit Gesang dazu begleiten ließ. Der 5jährige Joseph, in dessen kindlicher Brust der werdende Genius schon seine Flügel zu regen begann, konnte der musikalischen Thätigkeit seiner Eltern nicht beiwohnen, ohne

eine Mitwirkung höchst origineller Art zu versuchen. Da es nämlich an einem Instrumente fehlte, so strich er ganz ernsthaft, als habe er die kostbarste Geige unter Händen, zur Begleitung des elterlichen Koncerts mit einer Ruthe auf einem Brettchen herum. So fand ihn einst ein Schullehrer aus dem nahen Städtchen Haimburg, und dadurch aufmerksam geworden auf seine musikalische Begabung erbot er sich freundlich, den von allem Unterrichte entblößten Knaben in seine Schule aufzunehmen. Er lehrte ihn Lesen und Schreiben und gab ihm Unterweisung im Gesang, auf der Violine und anderen Instrumenten. Dies Verhältniß hatte zwei Jahre gewährt, als der kaiserliche Kapellmeister von Reuter, der zugleich der Musik in der Stephanskirche zu Wien vorstand, unsern Joseph kennen lernte und ein solches Wohlgefallen an seinem Gesange fand, daß der nunmehr achtjährige Knabe ihn nach Wien begleiten mußte, um Chorsänger in der Stephanskirche zu werden.

Ohne besonderen Unterricht bildete sich nun der junge Haydn trotz der kümmerlichen Lage, in der er sich befand, mit dem emsigsten Fleiße in der Musik aus. Schon in seinem 16. Jahre versuchte er sich im 16stimmigen Tonsatze. Als er um diese Zeit mit seiner schönen Sopranstimme auch seine Stelle im Chor einbüßte, suchte er sich durch Ertheilung von Musikstunden und Spielen im Orchester ein ärmliches Auskommen zu verschaffen. Daneben studirte er mit der größten Hingebung und Gewissenhaftigkeit die sechs ersten Sonaten von Philipp Emanuel Bach, dem berühmten Sohne des großen Bach, die ihm der Zufall in die Hände gespielt hatte. Seine Lage blieb gleich kummervoll, bis ihm das Schicksal ein vornehmes Fräulein als Schülerin im Gesang und Klavier zuführte, die mit freiem Tisch und freier Wohnung zahlte. Doch hatte dieses Glück leider nur kurzen Bestand, und als das Fräulein Wien verließ, sank er wieder in das tiefste Elend zurück. In dieser Noth machte er die Bekanntschaft des Gesanglehrers Porgora, der ihn in seinen Singstunden zum Begleiten auf dem Klavier verwendete, und dem er willig selbst niedrige Dienste leistete, um Gelegenheit zu haben, ihm im Gesang, Tonsatz und italienischer Sprache etwas abzulernen. Als auch diese Hülfsquelle versiegt war, nahm sich ein Friseur in der Leopoldvorstadt des armen Musikers an; doch schlug diese Hülfeleistung nicht zu Haydn's Segen aus, indem ihm die Tochter seines Wohlthäters, welche er in der Folge heirathete, seine schönsten Tage verbittert hat. Seine erste Arbeit — ein Quartett, — mit welcher er im 18. Jahre in die Oeffentlichkeit trat, ward endlich der Grundstein besserer Lebenstage. Sie brachte ihm neben dem Tadel strenger Kritiker viel Anerkennung und Beifall, und erwarb ihm die Gönnerschaft

einiger edlen Männer, durch deren Fürsorge er eine Anstellung als Organist bei den Karmelitern in der Leopoldvorstadt erhielt. Nun, wo der beängstigende Druck finsterer Nahrungssorgen von seiner Seele genommen war, konnte er eine freiere und freudigere Thätigkeit beginnen, die ihn rasch von Erfolg zu Erfolg führte. Bis zum Jahre 1760 hatte seine Bedeutung einen solchen Höhepunkt erreicht, daß ihn der Fürst Esterhazy an die Spitze seiner Kapelle berief und ihm dadurch eine Stellung bereitete, in welcher er 30 Jahre lang mit behaglicher Muße arbeiten konnte. Und wie hat Meister Haydn seine Mußestunden benutzt! Die Zahl seiner nachgelassenen Werke beläuft sich auf nicht weniger als 990 Nummern, worunter 118 Symphonieen, 83 Quartette, 24 Trios, 19 Opern, 24 Koncerte für verschiedene Instrumente, 44 Klaviersonaten. Und doch arbeitete Haydn nur langsam und bedächtig, aber dabei auch stetig und mit Benutzung jeder freien Stunde, bei Tag und bei Nacht, ob gesund oder krank. Er pflegte täglich 16 bis 18 Stunden zu komponiren; ehe er sich zur Arbeit niedersetzte, putzte und puderte er sich sehr sorgfältig und zog seine besten Kleider an, als gelte es, ein hohes Fest zu feiern. Er konnte nur auf dem feinsten Papier schreiben und schrieb seine Noten so genau und sorgfältig, daß man sie für gestochen halten konnte. Seine herrlichsten Tondichtungen sind die „Jahreszeiten“ und vor Allem die „Schöpfung“. Man erzählt, daß Haydn einige Jahre vor seinem Tode bei der Aufführung seiner „Schöpfung“ selbst so von der gewaltigen Hoheit der von ihm geschaffenen Harmonieen hingerissen worden sei, daß er bei der wundervollen Stelle: „Es werde Licht!“ in Thränen ausbrechend mit gen Himmel gehobenen Händen ausgerufen: „Nicht von mir, von dort kommt Alles!“ Man mußte den unter der Macht seiner Gefühle erliegenden Greis hinwegtragen.

„Mein größtes Vergnügen,“ pflegte Wolfgang Amadeus Mozart zu sagen, „ist die Arbeit.“ Obgleich er sein Leben nur auf 35 Jahre brachte (er ward am 27. Juni 1756 zu Salzburg geboren und starb schon am 5. December 1791 nach längerer Kränklichkeit zum Theil an den Folgen übergroßer geistiger Anstrengung), so schuf er in der beschränkten Dauer seines Daseins doch gegen 800 kleinere und größere Musikstücke. Allerdings begann er bereits in einem außerordentlich frühen Lebensalter zu komponiren, wodurch er gewissermaßen in der Jugend für die durch den frühen Tod eingebüßten Jahre einigermaßen entschädigt wurde. Es ist das überhaupt durchstehende Regel, daß sich das musikalische Talent gewöhnlich sehr zeitig zu erkennen giebt, was, nach Goethe, daher rührt, „daß es von Außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrungen bedürfe.“ „Aber freilich,“ setzte Goethe hinzu, „eine Erscheinung

wie Mozart, bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist.*)"

Bereits in seinen ersten Lebensjahren zeigte Mozart einen ungewöhnlichen Lerneifer. Alles, wozu sein Vater, der Kapellmeister bei der bischöflichen Kapelle zu Salzburg war, ihn anleitete, trieb er eine Zeit lang mit der kindlichsten Hingebung, so daß er darüber alles andere und selbst die Musik zu vergessen schien. Als er z. B. rechnen lernte, waren Tische, Stühle, Wände und Fußboden mit Kreide voll Ziffern geschrieben. Aber schließlich drängte die unwiderstehliche Musikneigung doch immer wieder jedes andere Interesse in den Hintergrund.

Als sein Vater eines Tages in Begleitung eines Freundes von der Kirche nach Hause kam, traf er das 5jährige Söhnlein sehr eifrig mit der Feder beschäftigt an.

„Was machst Du denn da?" fragte er ihn, und der kleine Wolfgang antwortete: „„Ein Koncert für das Klavier, der erste Theil ist bald fertig."" — „Das wird was Sauberes sein — laß einmal sehen." „„Nein, es ist noch nicht fertig."" — Der Vater nahm ihm das Blatt weg und zeigte seinem Freunde ein Geschreibsel von Noten, die man kaum entziffern konnte; denn da der Kleine die Feder allemal bis auf den Boden des vollen Dintenfasses eingetaucht, so war der Feder jedesmal ein überflüssiger Tropfen entfallen, den er regelmäßig mit der Hand weggewischt hatte, um auf dem dintigen Grunde weiter zu komponiren. Beide Freunde lächelten anfangs über das chaotische Gesudel. Doch als der Vater die Notenreihen genauer durchmusterte und nun einen zusammenhängenden Gedankengang in der kindlichen Tonschöpfung erkannte, da schaute er das Blatt lange starr und sprachlos an, bis endlich Thränen — Thränen bewundernder Vaterfreude — seinen Augen entquollen. „Sehen Sie," hielt er dem Freunde mit Rührung und Lächeln das Papier hin, „sehen Sie nur, wie Alles richtig und nach den Regeln gesetzt ist, nur kann man es nicht brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen im Stande wäre" — — „„Dafür,"" fiel hier der kleine Komponist ein, „„ist es auch ein Koncert, man muß so lange exerciren, bis man es herausbringt — sehen Sie, so muß es gehen.""

Nie, auch in seiner frühesten Kindheit nicht, brauchte man Mozart zum Ueben oder Spielen anzutreiben, vielmehr mußte man zu verhüten suchen, daß er sich darüber nicht vergaß und seiner Gesundheit schadete. Von den Tagen seiner Kinderjahre an spielte er am liebsten in der Nacht. Wenn er sich Abends um 9 Uhr an's Klavier gesetzt hatte, brachte man ihn sicher

*) Gespräche, Bd. 2. S. 270.

nicht vor Mitternacht davon weg. Die Morgenstunden von 6—10 Stunden waren vorzugsweise dem Komponiren gewidmet; darauf pflegte er zu ruhen, außer in dringenden Fällen, wo er zuweilen ganze Nächte hindurch arbeitete.

Am 17. December 1770 erblickte zu Bonn, in einer armen Musikantenfamilie der Mann das Licht der Welt, der, wie man wohl sagen darf, die Erbschaft der vorerwähnten Musiker antrat und alle glänzenden Eigenschaften seiner Vorgänger und Zeitgenossen in sich vereinigte: Ludwig van Beethoven. „Der kräftige Morgen," bemerkt sehr schön, wir wissen nicht welcher Schriftsteller, „gehört Händel und Bach an. Was sich vor ihnen geregt, waren nur Frühstimmen, Morgenahnungen, und oft recht kalte. Da führten Mozart und Haydn den Tag heran und das helle lebendige Leben, das in der erhabenen Sternenpracht wieder verstummte, welche Beethoven und Franz Schubert eröffneten." — Beethoven setzte im 8. Jahre durch sein Klavierspiel schon Alles in Erstaunen und ließ im 11. seine ersten Tonsetzungen erscheinen. Er pflegte manchmal zu sagen: „Die Schranken möchte ich sehen, welche dem strebsamen Talent und Fleiß zurufen können: bis hierher und nicht weiter!" Als der berühmte Klavierspieler Ignaz Moscheles Beethoven seinen Klavierauszug aus dessen Oper „Fidelio" zusandte, fand der Tondichter am Schluß der Partitur (Notenhandschrift die Worte: „finis (Ende) mit Gottes Hülfe!" Augenblicklich schrieb er darunter: „O Mann! hilf Dir selbst!" Oft scherzte Beethoven über seine undeutliche Handschrift und entschuldigte sich mit den Worten: „Das Leben ist zu kurz, als daß man Buchstaben und Noten malen könnte, und schönere Noten würden mich auch schwerlich von meiner Armuth befreien." Den ganzen Vormittag, vom frühesten Morgen bis zum Mittagessen, beschäftigte er sich mit der Aufzeichnung seiner musikalischen Gedanken. Seine Lebensweise war so einfach als möglich. Lieber als das glänzendste Mahl, zu welchem ihn seine Freunde einluden, war ihm sein frugaler Tisch im Wirthshause, da er, ein abgesagter Feind alles Etikettenzwanges, hier auf Niemanden Rücksicht zu nehmen brauchte. Manchmal unterbrach er, wenn ihn eine neue Idee erfaßte, plötzlich die Mahlzeit und eilte, Essen und Trinken vergessend, nach Hause. Mit rührender Liebe, die Allen Alles verzieh, hing er an seiner Familie und namentlich an seinem älteren Bruder Karl, für dessen Sohn er, nach dem Tode des Vaters, mit der Zärtlichkeit eines Vaters sorgte. Die edle Uneigennützigkeit des großen Mannes ward mit elendem Undank vergolten. Der Bruder hatte ihn mit der Vormundschaft über den Neffen betraut, doch die Wittwe widersetzte sich dieser Verfügung und zwang den gewissenhaften Tonsetzer, sein Recht

in einem Processe geltend zu machen, der sein Leben nicht wenig verbitterte. Er schrieb alles Nöthige mit eigner Hand, und in einer Appellation*) finden sich die schönen Worte: „Ich kenne keine heiligere Pflicht, als die der Obsorge bei der Erziehung und Bildung eines Kindes. Nur darin kann die Pflicht der Obervormundschaft bestehen, das Gute zu würdigen und das Zweckmäßige zu verfügen.“ Er wollte seinen Mündel in sein Haus aufnehmen, wollte ihm zu Liebe eine Köchin halten und sparte das Geld, wo er nur konnte, nicht für sich, sondern für seinen Neffen. Dieser leichtsinnige Mensch täuschte in der schmerzlichsten Weise die großen Hoffnungen, welche sein Oheim auf ihn gebaut hatte; er ward seines liederlichen Lebenswandels wegen von der Universität verwiesen und ging unter die Soldaten. Während der letzten Jahre seines Lebens lebte Beethoven ganz zurückgezogen, vergessen von den Mitlebenden, verlassen von seinen nächsten Blutsverwandten, für die er doch Alles gethan hatte. Sein Bruder Johann, der Apotheker zu Wien war, verdankte sein Emporkommen lediglich den freigebigen Unterstützungen seines großen Bruders. Nun er reich war und in eigener Equipage fuhr, bekümmerte er sich nicht weiter um den hochherzigen, in Armuth lebenden Bruder; doch vergaß der eitle Mensch nicht, diesem zum Neujahr eine Karte zu schicken, worauf blos die Worte standen: „Johann van Beethoven, Gutsbesitzer.“ Ludwig schickte dem Narren die Karte zurück, nachdem er auf die Rückseite geschrieben hatte: „Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer.“ Eine alte Magd war die einzige Pflegerin, welche der größte Tonsetzer der Zeit in den Tagen seiner Krankheit um sich sah; denn auch der Neffe mied ihn. Auf eine Lungenentzündung folgte die Wassersucht, und viermal mußte dem Kranken das Wasser abgezapft werden, der mit aller Geduld die Operation aushielt und, während der größten Schmerzen noch zum Scherzen aufgelegt, lakonisch äußerte: „Besser Wasser aus'm Bauch, als aus der Feder!“ Beethoven unterlag seinem Uebel am 26. März 1827.

An Beethoven schließt sich unmittelbar an der, gleich **Mozart**, in der Blüthenzeit seines kurzen aber außerordentlich fruchtbaren Lebens dahingeschiedene Begründer des klassischen deutschen Liedes, **Franz Schubert**, der seinem erhabenen Vorbilde nur an Tiefe und Alles beherrschendem Kunstverstande nachsteht. Neben ihm nennen wir noch **Christoph von Gluck**, **Karl Zelter**, **Johann Friedrich Reichardt**, **Robert Schumann**, **Carl Maria von Weber**, **Giacomo Meyerbeer**, **Felix Mendelssohn-Bartholdy**, **Hein-**

*) Berufung auf ein höheres Gericht.

rich Marschner, Ludwig Spohr, Robert Franz, Richard Wagner, Franz Liszt.

Einer der gemüthvollsten und zugleich durch seinen Lebensgang merkwürdigsten unter den neueren Tonsetzern ist August Ferdinand Anacker. Derselbe wurde den 17. October 1790 zu Freiberg im sächsischen Erzgebirge geboren und verrieth sehr frühzeitig eine leidenschaftliche Neigung zur Musik, der jedoch sein Vater, ein frommer aber unbemittelter Schuhmacher, den eine zahlreiche Familie um Brod anlag, keinen Vorschub leisten konnte. Doch erübrigte sich der junge Anacker als Chorschüler des Gymnasium's binnen fünf Jahren durch gewissenhafte Sparsamkeit so viel, als zum Ankauf eines alten Klaviers nöthig war, und jetzt überließ er sich ganz seinem begeisterten Drange, suchte sich ohne Lehrer die Töne zurecht und spielte zur Freude und Erbauung des ganzen Hauses. In seinem 16. Jahre wohnte er zum ersten Male einer Koncertaufführung bei, und die vierhändig eingerichtete C-dur Polonaise von Beethoven machte einen so überwältigenden Eindruck auf sein Gemüth, daß er unwillkürlich in die Worte ausbrach: „O, wenn ich doch diese Musik hätte!" Einer der Anwesenden erhörte diesen Herzenswunsch und schenkte sie dem freudig Ueberraschten, der zuvor noch nie ein gedrucktes Musikwerk gesehen hatte. Nun stellte sich das Bedürfniß nach dem Besitz eines guten Fortepianos ein, und schon hatte er zwanzig Thaler zu diesem Zwecke von seinem Verdienste zurückgelegt, als der Glückszufall ihm zu Hülfe kam und ihn auf ein aufgedrungenes Lotterieloos 1300 Thaler gewinnen ließ. Er kaufte sich einen Vorrath von Musikalien, vor Allem die sämmtlichen Werke Beethoven's, seines schwärmerisch verehrten Lieblings, und bezog 1813 die Universität Leipzig. Seine treffliche Baßstimme verschaffte ihm Eintritt in die Singakademie. Von allen Seiten ward seinem Streben reichliche Förderung zu Theil, und bald hatte er sich zu einem tüchtigen Musiker ausgebildet. Seine im Jahre 1822 erfolgte Anstellung als Kantor und erster Musiklehrer in seiner Vaterstadt bot seinem rastlosen Musikeifer ein ergiebiges Feld für die umfassendste Thätigkeit dar. Er gründete eine bedeutende Singakademie und brachte in dieser, so wie in den sonntäglichen Kirchenmusiken, die trefflichsten Werke unserer hervorragendsten Tonmeister zu Gehör. Im Jahre 1827 übernahm er die Leitung des Bergmusikchors, doch erst, nachdem den Mitgliedern desselben die Arbeit erlassen worden war. Mit diesem veranstaltete er regelmäßig Koncerte, in welchen die größten Symphonieen Beethoven's und Anderer in würdigster Weise ausgeführt wurden. Durch seine Bemühungen hat Anacker einen Sinn für Musik in Freiberg hervorgerufen, wie er sich schwerlich in einer andern Stadt finden dürfte. Bekannt in weiteren Kreisen

wurde er zuerst durch seine herrliche Kantate*) „der Bergmannsgruß·"

Deutschland ist das klassische Land der Musik, wie es das Vaterland der größten Meister der Tonkunst ist. Wie das Deutschthum am nächsten steht dem Menschenthum, wie das deutsche Volk, von allen Völkern, die waren und sind, das entwickeltste Gemüth besitzt, so hat in seinem Schooße auch die Sprache des Gemüths, die Musik, die tiefste und reichste Ausbildung gefunden. Dieser Thatsache hat der größte französische Romantiker, der in der Verbannung-lebende Dichter Victor Hugo, in seinem neuerdings veröffentlichten Werke über Shakespeare folgende, tief zu Herzen dringende Worte gewidmet, welche wir diesem Abschnitt als würdigen Schlußstein anfügen:

„Der höchste Ausdruck Deutschlands kann vielleicht nur durch die Musik gegeben werden. Die Musik, eben wegen ihres Mangels an Bestimmtheit, in diesem Falle ein Vorzug, reicht so weit als der deutsche Geist."

„Wenn der deutsche Geist so viel Dichtigkeit als Ausdehnung hätte, d. h. so viel Wille, als Fähigkeit, könnte er in einem gegebenen Augenblicke das Menschengeschlecht erheben und erretten. Jedenfalls ist er, so wie er ist, groß und erhaben. In der Poesie hat er sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Der große, der eigentliche und definitive Dichter Deutschlands wird nothwendig ein Dichter der Humanität, des Enthusiasmus und der Freiheit sein. Die Musik ist — man gestatte dies Wort — der Durst der Kunst. Sie verhält sich zur Poesie, wie das Träumen zum Denken, sie ist das Wort Deutschlands. Das deutsche Volk, so gedrückt als Volk, so frei als Denker, singt mit leidenschaftlicher Liebe. Singen ist ein gewisses Sich-frei-machen. Wa man nicht aussprechen und doch auch nicht verschweigen kann; drückt die Musik aus. So ist denn auch ganz Deutschland Musik, bis es Freiheit sein wird. Der Choral Luther's ist gewissermaßen eine Marseillaise. Ueberall giebt es Gesangvereines Liedermusik — Schubert's „Erlkönig" ist die größte darunter — ist ein Theil des deutschen Lebens. Der Gesang ist für Deutschland ein Athem. Da nun die Note die Sylbe einer Art Universalsprache ist, so setzt sich Deutschland mit der Welt und dem Menschengeschlecht durch die Harmonie in Verbindung, und dies ist ein bewundernswürdiger Anfang der Einheit und Einigkeit."

„Aus dem Meere steigen die Wolken, welche als Regen die Erde befruchten; aus Deutschland kommt die Musik, welche die Herzen bewegt."

---

*) Ein größeres Singgedicht mit Chor und Solostimme.

Siebenter Abschnitt.

Thatkraft und Muth.

Denn Treue steht zuerst, zuletzt,
Im Himmel und auf Erden:
Wer ganz die Seele d'rein gesetzt
Dem soll die Krone werden!
Drum muthig drein und nimmer bleich,
Denn Gott ist allenthalben! —
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben! —
Ernst Moritz Arndt.

Die Geschichte hat der Nachwelt ein bedeutungsschweres Wort aus dem Munde eines alten nordischen Helden aufbewahrt, welches das Volk der Germanen in seinem angestammten Fühlen und Handeln sehr treffend kennzeichnet. „Ich glaube weder an Götzen noch an böse Geister," sagte er; „sondern ich traue und baue alleinzig auf die Kraft meines Leibes und meiner Seele." Jenes alte Wappen mit einer Spitzhaue im Felde und der Inschrift darunter: „Entweder finde ich einen Weg, oder ich bahne mir einen," war ein Ausdruck desselben trutzigen Unabhängigkeitssinnes und praktischen Materialismus, der sich besonders kräftig im englischen Volke erhalten hat.

Nichts charakterisirt wohl schärfer den urkräftigen Lebensgeist der alten Germanen, als der Umstand, daß sich in ihrer Mythologie (Götterlehre) ein Gott mit einem Hammer findet, nämlich der Donnergott Thor, altsächsisch thunar (Donner). Mit Eisenhandschuhen und Eisengriffen schwingt er, eine breitschultrige Heldengestalt mit langem rothen Barte, den furchtbaren Hammer Miöllnir, der ausgeworfen immer wieder in seine Faust zurückkehrt. Blitz und Donner gehen seinem Wurfe voraus. Wenn

er, gezogen von den beiden Böcken Tanngnioſtr (Zahnkniſterer) und Tanngriſnir (Zahnknirſcher) durch die Luft fährt, ſo rollt der Donner, die Berge erzittern, die Felſen brechen, und die Erde ſteht in Flammen. Ihm waren die Eſche (der Weltbaum) und die Eiche, ſowie der Aprilmonat und der 5. Wochentag, der daher noch jetzt Donnerstag, engliſch thursday (Thorstag), heißt, heilig; ihn, deſſen ungefüge Geſtalt als die Perſonificirung der Thatkraft und des ungefügen Muthes erſcheint, verehrten unſere Vorfahren als ihren Lieblingsgott. Auf verwegene Thaten — im Kampfe mit wilden Thieren und Feinden — war der Sinn der alten Deutſchen geſtellt, und Thatkraft, d. h. die Kraft Thaten zu verrichten, galt ihnen für die männlichſte Tugend. Tacitus erzählt uns in ſeiner Germania: „Wenn in der Gemeinde, in welcher ſie geboren ſind, lange Friede und Ruhe die Thatkraft lähmt, ſo zieht die Mehrzahl des jungen Adels aus freien Stücken zu den Stämmen, bei welchen es gerade Krieg giebt. Denn läſtig iſt dem Volke die Ruhe, und leichter werden ſie inmitten der Gefahr berühmt . . . . Das Land zu beackern oder des Jahres Segen abzuwarten, dazu möchte man ſie minder leicht bewegen, als einen Feind herauszufordern, um ſich Wunden zu erkämpfen. Ja, träge und mattherzig dünkt es ſie, mit Schweiß zu erwerben, was man mit Blut erkaufen kann.“ Wie damals, ſo iſt auch heute, freilich in unendlich höherem Sinne, die Thatkraft Grundlage und Kern des männlichen Charakters. Sie iſt gewiſſermaßen der Mann ſelbſt, denn ſie ſpornt ihn raſtlos und unwiderſtehlich — auf allen Gebieten des Lebens — zu tapferem Wirken an und bildet die Seele jeder Anſtrengung; ſie macht ſelbſt dem Genie den Rang ſtreitig, indem dieſes nur im treuen Bunde mit ihr ſeine Herkulesarbeiten zu verrichten vermag. Thatkraft iſt der wuchtige Thorshammer, in die Hand des Menſchen gegeben, damit er ſich eine Gaſſe bahnen könne durch Mühſal, Noth und Drang dieſes Lebens. Aus ihr ſprießt begeiſternd die Hoffnung, welche dem Leben ſeine Weihe und dem Herzen freudige Zuverſicht giebt, daher jener kühne Rittersmann auf ſeinem Helme den Wappenſpruch führte: „L'espoir est ma force — Die Hoffnung iſt meine Stärke,“ welcher Jedermanns Waidſpruch zu ſein verdiente. „Wehe über die Kleinmüthigen und Verzagten! ruft der weiſe Jeſus Sirach im Alten Teſtamente aus. Es geht wahrlich kein Segen über den Beſitz einer ſtarken Seele. Wer dieſen Talisman in ſich trägt, der wird, wenn er einmal vergeblich gerungen und geſtrebt hat, in dem erhebenden Bewußtſein, redlich das Seinige gethan zu haben, die freudigſte Genugthuung und Ermunterung zu neuer und immer neuer Anſtrengung finden. In ſolchen Stunden, wo wir, erſchöpft von fruchtloſen Bemühungen, eine Weile ermattet zurückſinken, kann

uns nichts inniger wohlthun, nichts stärkender anmuthen, als der Anblick eines Menschen, der Leiden durch Geduld bekämpfend, im Hochgefühl seines rechtschaffenen Strebens, auf seinem Muthe besteht, ob auch eine Welt von Widerwärtigkeiten sich gegen ihn erhöbe.

Bloßes Wünschen und Wollen, und wenn es noch so aufrichtig gemeint, erzeugt leicht Mattherzigkeit, wenn es nicht bei erster Gelegenheit zur entsprechenden That verkörpert wird. Shakespeare warnt darum:

„Der Vorsatz ist ja der Erinn'rung Knecht,
Stark von Geburt, doch bald durch Zeit geschwächt."

Wer, statt frischweg zu handeln, unschlüssig zaudert und wartet, „bis Blücher kommt," pflegt die Rechnung ohne den Wirth zu machen; der rechte Mann folgt dem Beispiele des englischen Feldherrn Wellington in der Schlacht bei Waterloo, hält tapfer aus inzwischen und läßt nicht ab zu kämpfen. Der gute Vorsatz muß, sobald er zur That reif ist, mit Heiterkeit und ohne bängliches Schwanken in die Wirklichkeit übertragen werden. Jede Stunde Verzögerung vermehrt die Schwierigkeit der Ausführung, vermindert die Möglichkeit des Gelingens, und aufgeschoben ist nur zu oft auch aufgehoben. Das Leben bürdet dem Menschen vielfach die Last schwerer Arbeit und unendlicher Mühe auf, und diese, die einen nothwendigen Faktor unserer Erziehung bildet, standhaft, ja frohmuthig zu tragen, muß er sich gewöhnen. Hugh Miller sagt, daß die einzige Schule, in welcher er „was Rechtes" gelernt habe, „jene weltweite Schule gewesen sei, wo Arbeit und Mühsal als gestrenge aber treffliche Lehrer den Unterricht leiten." Wer seinen Fleiß erlahmen läßt, oder sich auf Grund nichtswürdiger Vorwände von der Arbeit zurückzieht, wandelt auf dem abschüssigen Pfade des Verderbens. Möge der Arbeitsscheue doch nur an eine einzige Aufgabe mit dem zwingenden Gedanken herantreten, daß dieselbe, wohl oder übel, gelöst werden müsse, und er wird finden, daß die Lust und Liebe zum Dinge die Mühe und Arbeit gering macht, sich wie von selbst unter der Arbeit einstellt. Karl IX. von Schweden glaubte unbedingt an die Macht des Willens, und selbst im Kinde. Seine Hand mit Festigkeit auf das Haupt seines jüngsten Sohnes legend, als dieser einst an der Lösung einer schwierigen Aufgabe arbeitete, rief er aus: „Er muß sie fertig machen, er muß es!" Die Gewohnheit des stetigen Arbeitens wird, wie jede Gewohnheit, mit der Zeit leicht und angenehm, und es ist oft überraschend, wie viel sogar gewöhnliche Köpfe zu leisten im Stande sind, wenn sie beharrlich und mit Aufbietung all' ihrer Kräfte Ein Ziel verfolgen. Zwei Herren auf einmal zu dienen ist gefährlich, und wer sich mehrerlei gleichzeitig zu thun vornimmt, bringt oft

am letzten Ende gar nichts fertig. „Ein Ding zur Zeit und das von ganzem Herzen,“ lautet die große Arbeitsregel, gegen welche im Leben so vielfach gesündigt wird. „Ganz besonders reizte es den Witz unserer Vorfahren“ — bemerkt W. H. Riehl in seinem geistreichen Buche „die deutsche Arbeit“ — wenn einer in zweierlei Beruf zugleich arbeiten wollte. „Wer zwei Hasen auf einmal jagen will, der kriegt gar keinen.“ „Gar oft verdirbt ein Handwerksmann, der viel Gewerb und Handwerk kann,“ wie Brant im Narrenschiff sagt. Dagegen: „Wer Einem dient und dient ihm recht, den hält man für ein' treuen Knecht.“ Oder wie Freidank spricht: „Wer zween Weg' zumal will gahn, der muß lange Schenkel han.“ „Wer zwei Werke mit einander thut, die werden selten beide gut.“ Oder Agricola: „Vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück.“ Oder Sebastian Frank: „Viel Handwerk, Betteln das Best'.“

Keine Sache von wahrhaftem Werthe kann ohne tapfere Arbeit erworben werden. Der Mensch schuldet seine Fortschritte vorzüglich jener andauernden Bethätigung des Willens, jener herzhaften Bekämpfung von Schwierigkeiten, die wir Anstrengung nennen, und es ist fast wunderbar, wie viel unübersteiglich scheinende Hindernisse mittelst dieses mächtigen Hebels schon gehoben worden sind. Wir hörten schon früher, daß der alte Derfflinger sich bereits als gemeiner Reitersmann mit allerlei Plänen herumtrug, wie er dereinst General werden könnte, und von einem französischen Marschall wird erzählt, daß er als junger Officier, in seinem Zimmer auf und nieder gehend, vor sich hin zu sprechen pflegte: „Ich will Marschall von Frankreich und ein großer Feldherr werden!“ Es ist der Wille, — der kategorische (befehlende) Imperativ „Du sollst!“ — welcher den Menschen befähigt, das zu sein oder zu thun, was er sich zu sein oder zu thun vorgesetzt hat. Ein Zimmermannsgesell hobelte einst mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt eine ihm zur Ausbesserung übergebene Magistratsbank. Um die Ursache befragt, antwortete er im Tone ruhiger Bestimmtheit: „Ich wünsche diese Bank so bequem als möglich zu machen für die Zeit, wo ich selbst darauf zu sitzen kommen werde.“ Und wirklich hat der Mann später auf derselben Bank als Magistratsmitglied gesessen.

Goethe hat an Eckermann mehrere Fälle erzählt, wo er durch die bloße Macht des Willens Krankheiten vorgebeugt und trotz körperlichen Uebelbefindens wie ein Gesunder gearbeitet habe. „Es ist unglaublich, sprach er,*) „wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Theiles

*) Gespräche, Bd. 2, 202.

halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! — So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter, als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachtheilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir." Und bei einer andern Gelegenheit: *) „Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war, und wo ich durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte." Nur aus der Gewalt, welche das Gemüth, und in diesem Falle durch das unbedingte Gläubigkeit befestigte Gemüth, über den Körper ausübt, sind auch die sogenannten sympathetischen Heilungen zu erklären. „Wer kann leugnen," sagt der große Arzt Chr. Wilhelm Hufeland, „wer kann leugnen, daß es Wunder und Wunderheilungen giebt? — Aber was sind sie anders, als Wirkungen des festen Glaubens entweder an himmlische Kräfte, oder auch an irdische, und folglich Wirkungen des Geistes? . . . Jedermann kennt die Kraft der Einbildung; Niemand zweifelt daran, daß es eingebildete Krankheiten giebt, und daß eine Menge Menschen an nichts Anderem krank sind, als an der Krankheitseinbildung. Ist es nun aber nicht ebenso gut möglich und unendlich besser, sich einzubilden, gesund zu sein? Und wird man nicht dadurch ebenso gut seine Gesundheit stärken und erhalten können, als durch das Gegentheil die Krankheit?"

Wie viel gelehrte Untersuchungen auch über die Freiheit des Willens angestellt worden sein mögen; so leuchtet doch dem gesunden Menschenverstande so viel ein, daß der Mensch freier Herr seiner Entschließungen, wie auch seiner Thaten und Handlungen ist, und nicht dem Strohhalme gleicht, der auf's Wasser geworfen, willenlos dem Zuge der Strömung folgt. Wo bliebe, wenn der Wille nicht frei wäre, wenn unser Thun und Lassen durch eine höhere Macht zum Voraus in allen Theilen zwangsweise festgesetzt würde — die Verantwortlichkeit für unsere Handlungen, wo Tugend und Verdienst? Mit welchem Rechte dürfte man dann einen Unschied machen zwischen dem Verbrecher und dem Ehrenmann? Wozu nützte es da wohl noch, zu lehren, zu rathen, zu sorgen, zu arbeiten im Schweiße des Angesichts, wenn es doch einmal so und nicht anders kommen kann? Mag die laxe Verzagtheit, der blinde Glaube und die gänzliche Verkennung aller Entwickelungsgesetze sich an ein solches Trugbild anklammern — für uns steht es fest, daß der Wille, natürlich innerhalb gewisser Grenzen und Gesetze, frei, daß der Mensch in den meisten Fällen der freie Schöpfer ist seines eigenen Glücks oder Unglücks. Allen

*) Ebend. Bd. 2, 114.

Denen aber, die blindlings an die Lehre von der Prädestination (Vorausbestimmung) glauben, rufen wir mit einem tiefen Denker zu: „Es giebt allerdings eine Vorherbestimmung, insofern Alles, was geschieht, eine nothwendige Folge des Vorhergegangenen ist. Wäre jedoch Alles, was sich im Leben für die Menschen zuträgt, vorherbestimmt, mithin unabweislich, so würden Sorgen, Streben, Vorsätze und alle Mühe unnütz sein, weil auch ohne dieses sich Alles gestalten müßte, wie es sein sollte. Der Mensch ist jedoch keine Maschine, die willenlos regiert wird; sei auch sein physisches Wohl zum Theil abhängig von der Verkettung der sich unabänderlich folgenden Ursachen und Wirkungen, so daß er nicht immer etwas thun kann, ihren Einfluß von sich abzuwenden: so ist doch sein moralisches Wohl durchaus nur bedingt von seinem eigenen freien Willen, von seiner Handlungsweise, seiner Geisteskraft und der Herrschaft, die er über sich selbst gewinnt. Der Mensch steht über seinem Schicksal, wenn er den Muth hat, es zu wollen."

„Wo der Wille ist, findet sich auch ein Weg," sagt der praktische Engländer, was mit unserm „Wollen ist Können," so ziemlich übereinkommt. Wer sich eine Sache so recht fest und von ganzem Herzen vornimmt, beseitigt oft schon durch die diesem Vorsatze innewohnende Triebkraft und Freudigkeit die größere und schwerere Hälfte der ihn erwartenden Schwierigkeiten. Wehe dem, dessen Entschlüsse von der Blässe des Gedankens angekränkelt worden sind; es mag zuletzt dahin mit ihm kommen, daß er Gespenster sieht am hellen Tage. Hingegen wiegt der Gedanke: „Das kannst Du, dazu reichen Deine Kräfte wohl aus!" fast so schwer, als das Können selbst, und der entschlossene Wille, eine Sache durchzusetzen, ist häufig gleichbedeutend mit der Erreichung des vorgesteckten Zieles. Frisch gewagt, ist halb gewonnen und dem Muthigen hilft Gott. „Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden," sagt unser trefflicher Hebel, „und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß Dich durchreißen. Aber wenn Du immer willst und fängst nie an, oder Du hast schon angefangen und es reut Dich wieder und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande schwimmen lernen, guter Freund, dann ist „schlecht" gewagt ganz verloren." Es ist bekannt, daß der russische Feldherr Suwarow ein Mann von eiserner Willenskraft war. „Ihr könnt nur halb wollen," pflegte er solchen Leuten zuzurufen, deren Bestrebungen zu keinem glücklichen Ergebniß geführt hatten. Gleich Richelieu und Napoleon wollte er das Wort „unmöglich" aus dem Wörterbuch verbannt wissen. „Ich weiß nicht," „ich kann nicht," und „unmöglich" waren Ausdrücke, die er vor allen übrigen verabscheute. „Lerne! Handle! Versuche!" war seine Entgegnung darauf.

Ein Lieblings-Grundsatz Napoleon's war dieser: „Die höchste Weisheit ist ein entschlossener Wille." Sein Leben zeigt, was ein mächtiger, durch keine Rücksicht beirrter Wille auszurichten vermag. Er warf die volle Thatkraft seines Körpers und Geistes auf seine Unternehmungen. Die schwächlichen Herrscher sammt ihren Völkern wurden im ununterbrochenen Siegeslaufe, einer nach dem andern, von ihm in den Staub gestreckt. Man sagte ihm, daß die Alpen seinen Heeren im Wege ständen; da sprach er: „So werde ich sie aus dem Wege räumen," und die berühmte Simplonstraße wurde gebaut, durch eine Gegend, die bis dahin beinahe unzugänglich gewesen war. „Unmöglich", sagte er, „ist ein Wort, welches nur im Wörterbuche der Narren steht." Er arbeitete, gleich Julius Cäsar, mit fast übermenschlichen Kräften, und hatte manchmal vier Schreiber zur Zeit sitzen, die er bis zur Erschöpfung anstrengte. Er schonte Keinen, am wenigsten sich selbst. In Egypten besuchte er die Pestkranken, „und zwar," nach den Worten Goethe's, „um den Leuten ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei." Sein Beispiel befeuerte jeden Mann in seinem Heere, sein Genie zündete und befruchtete, wo es sich geltend machte. „Ich habe meine Generäle aus Koth gebildet," sagte er. Aber von alle dem hat die Welt keinen Segen gehabt. Sein Auftreten war wie das eines wüthenden Orkans, dessen fürchterlich zerstörender Kraft Alles unterliegt, bis er selbst am eigenen Zuviel stirbt. Seine herrlichen Talente, seine gewaltigen Eigenschaften, die im Dienste einer sittlich-guten und großen Idee eine Welt hätten beglücken können, dienten nur, sein Ich mit einer Macht zu umkleiden, die keinen Nebenbuhler litt, und diese ungeheure Selbstsucht stürzte ihn in's Verderben und brachte namenlosen Jammer über Frankreich, dem er zwar elenden Ruhmes genug, doch dafür auch unrühmlichen Elendes die Fülle hinterlassen hat. Es lehrt sein Leben, daß uneingeschränkte Macht, wie thatkräftig sie auch gehandhabt werden möge, ohne Liebe und Wohlwollen ihrem Besitzer und den ihr Unterworfenen das größte Unheil bereitet, und daß ein großer Geist ohne Gesellung eines guten Gemüths nichts weiter ist, als das Fleisch und Blut gewordene Prinzip des Bösen.

Napoleon's gefürchtetste Gegner, der Brite Wellington und der Deutsche Blücher, waren weit größere Menschen, als der gewaltige Korse; denn wahre Größe läßt sich nicht denken ohne sittliche Gutheit. Napoleon's Sporn und Antrieb war „Ehrgeiz," seine Ziele „Ruhm und Weltherrschaft," Wellington stritt für „Recht und Pflicht." In Blücher verkörperte sich gewissermaßen der stürmisch in allen deutschen Herzen erwachte Freiheitsdrang; er zog das Schwert für's theure Vater-

land; er war der „Degen Deutschlands“ und kämpfte, selbst ein silberhaariger Greis, der kriegerischen Jugend mit der Thatkraft des Mannes und der kecken Frische des Jünglings voran. Schon als junger Mann, als er im Dienste des großen Friedrich stand, zeigte er, aus welchem Holze er geschnitzt sei. Er stand seit 1760 als Lieutenant bei einem preußischen Husarenregiment. Schon lange auf Beförderung harrend, wurde ihm 1772 bei Verleihung der Schwadron, auf die er gerechnet, der Premierlieutenant von Jägersfeld vorgezogen. Auf der Stelle schrieb er an Friedrich den Großen: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen: ich bitte um meinen Abschied.“ Dieser ward erst bewilligt, nachdem Blücher einen Arrest überstanden. Friedrich der Große antwortete ebenso kurz und derb: „Der Rittmeister Blücher kann sich zum Teufel scheren.“ Der ungnädige Abschied wurde ihm also doch als Rittmeister ertheilt.

Blücher gehörte neben Stein und Arndt zu den wenigen dentschen Männern, die nach der Unterjochung Deutschlands den Glauben an die Unbesiegbarkeit Napoleon's, welcher selbst in den höchsten Regionen sich eingenistet hatte, unablässig bekämpften. Im Bunde mit dem Freiherrn von Stein trachtete er, die schwächlichen und undeutschen Rathgeber aus der Nähe des Königs zu verdrängen. Er zagte nicht, der unerschrockene Kriegsheld, als die meisten Heerführer den Kopf verloren hatten, und seine felsenfeste Standhaftigkeit hob das gesunkene Selbstvertrauen wieder und machte ihn zum Mittelpunkt aller Hoffnungen auf Befreiung. Von ihm sagt der alte Arndt:

„Der Mann ist er gewesen, da Alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang.“

Als das Volk endlich aufstand und der Sturm losbrach, der die Gauen unseres Vaterlandes rein fegte, da ritt er lustig und löwenmuthig der entfesselten Volkskraft als Führer voran, der greise Marschall Vorwärts. Nachdem die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen war, ging Blücher am 1. Januar 1814 an der Spitze des schlesischen Heeres bei Kaub über den Rhein. Er besetzte Nancy und schlug die Franzosen bei La Rothiere; allein seine getrennten Schaaren wurden von dem, jede Schwäche seines Feindes mit großartiger Klugheit und Thatkraft benutzenden, auch geschlagen noch furchtbaren Napoleon geworfen, und er konnte sich nicht ohne großen Verlust auf Chalons zurückziehen. Die meist unpatriotische und gesinnungslose Diplomatie jener Tage beugte sich auch jetzt noch ganz unterthänigst vor dem geschlagenen Eroberer und wünschte um jeden Preis Frieden mit ihm zu schließen. Deshalb wurde in einem gemeinschaftlichen Kriegs-

rathe (am 23. Februar) mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß die verbündeten Streitkräfte bis zur Marne zurückgehen sollten. Nur Blücher hatte sein entschiedenes Veto gegen diesen Beschluß eingelegt. Er erklärte auf das Bestimmteste, daß er einen weiteren Rückzug nicht mitmachen werde, und setzte durch sein unerschütterlich festes Auftreten die Zustimmung zur Ausführung seines eigenen Planes durch. Was konnte hier das Genie helfen, wenn nicht die Thatkraft ihr ehernes Gewicht geltend machte? Nicht sowohl Blücher's Feldherrngenie, sondern vor Allem seiner glühenden Vaterlandsliebe, seinem stürmischen Muthe, seiner unvergleichlichen Thatkraft danken wir Deutsche es, nächst Gott, wohl zumeist, daß unsere Väter, daß unser theures Vaterland damals von dem ungeheuren Alp der Fremdherrschaft erlöst wurden. Blücher selbst dachte sehr bescheiden von seiner Befähigung zum Feldherrn und scheute sich, als ein wahrhaft großer Mann, nicht, das Verdienst und die Ueberlegenheit Anderer durch öffentliche Anerkennung zu ehren. So äußerte er einst, als man ihn nach gewonnener Schlacht rühmte: „Was ist's, das Ihr rühmt? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit;" und als ihm Gneisenau einst aus einer Gesellschaft vorangeeilt war, sagte er: „Ich muß machen, daß ich nachkomme, denn mein Kopf ist schon fort." Daß ein solcher Kraftmensch die Winkelzüge der Diplomatie nicht mit holden Blicken anschauen konnte, versteht sich von selbst. „Die Diplomaten," sagte er, „haben mir das Spiel verdorben." Auch nach der zweiten Einnahme von Paris verhehlte er keineswegs sein Mißtrauen in die Diplomatie. Auf einem Feste, welches der Herzog Wellington gab, brachte er den berühmten Trinkspruch aus: „Was die Schwerter uns erwerben, laßt die Feder nicht verderben!"

Das Standbild, welches sein engeres Vaterland Mecklenburg dem Andenken des am 12. Septbr. 1819 gestorbenen Helden zu Rostock errichtete, trägt die von Goethe verfaßte Inschrift: In Harren und Krieg, in Sturz und Sieg, bewußt und groß — so riß er uns vom Feinde los.

Einem großen und edlen deutschen Krieger, der wohl weitaus den bedeutendsten und entscheidendsten Antheil an den Vorbereitungen zum Befreiungswerk gehabt hatte, Scharnhorst, dem Schöpfer der Landwehr, mit welcher Blücher den Freiheitskampf herrlich hinausführte, war es nicht beschieden, die Siegesfrucht seiner aufopfernden Thätigkeit zu genießen. „Nach der Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813," schreibt Arndt*), „wichen die Verbündeten über die Elbe zurück. Ich sah in

*) In seinen Erinnerungen aus dem äußern Leben, 3. Aufl., S. 207.

Dresden den edlen Scharnhorst, leicht am Knie verwundet. Er selbst sah es nur für eine Streifung an; aber diese leichte Wunde sollte sein Tod werden. Er starb den 28. Junius zu Prag. Eine Reise nach Wien, und bei der schwebenden Ungewißheit der Dinge hin und her fliegende Sorgen um die endliche Lösung derselben bei diesem starken und doch reizbarsten Gemüthe machten das kleine Uebel zu einem gefährlichen. Doch auch der Tod ist Gottes."

Gebhard David von Scharnhorst ward am 10. November 1756 als Sohn eines Bauers zu Hämelsee im Hannöverschen geboren und wurde von dem Vater zur Erlernung seines Berufs angehalten. Sehr früh jedoch entwickelte sich in ihm, durch die Bekanntwerdung mit einigen Geschichten des im Jahre seiner Geburt ausgebrochenen siebenjährigen Krieges, sowie durch die Erzählungen eines invaliden Unterofficiers, eine heftige Neigung zum Soldatenstande. Es fügte sich so glücklich, daß der durch seine glänzende Vertheidigung Portugals gegen Spanien (1762) berühmte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe — welcher nahe bei Hämelsee, im sogenannten Steinhuder Meere, die Musterfestung Wilhelmstein und eine Kriegsschule errichtet hatte — angezogen von des jungen Scharnhorst ernstem und männlichem Wesen, ihn, obgleich der Jüngling fast ganz ohne Kenntnisse war, in seine Kriegsschule aufnahm. Im Jahre 1801 trat er in die preußische Armee ein und rückte rasch zum Chef des Blücherschen Generalstabes auf, als welcher er mit seinem Vorgesetzten, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, in eine kurze Gefangenschaft gerieth. Nach dem Tilsiter Frieden aber begann seine großartigste Wirksamkeit, für welche sein Andenken gesegnet werden wird, so lange Deutsche auf Erden leben. Denn er war es zunächst, der, auf eine dereinstige Erhebung Preußens vertrauend, diese durch eine zeitgemäße Um- und Neugestaltung des preußischen Heeres vorbereiten half. Sechs Jahre lang arbeitete er, unter den Augen eines argwöhnischen Feindes, in aller Stille und mit riesenhafter Thatkraft und Ausdauer an der Durchführung des großen Werkes, von dessen Gelingen die Rettung Deutschlands abhing. Waffen ließ er ankaufen und anfertigen, Kanonen gießen, Plane für Kriegslager ausarbeiten, Officiere ausbilden, kurz er that, was unter so ungeheuer schwierigen Verhältnissen Menschenkraft vermag, um Preußen die größtmögliche Wehrkraft zu verleihen. Er schuf das sogenannte Krömpelsystem, welches darin bestand, daß die in je 4 Monaten zum Dienst ausgebildete junge Mannschaft entlassen und durch neue Rekruten ersetzt wurde. Da Preußen nach dem Tilsiter Frieden eine stehende Armee von nur 40,000 Mann halten durfte, so machte diese Grundlage allein es möglich, daß Scharnhorst nach dem Aufrufe des Königs an sein Volk (am 17. Mai 1813), man kann wohl sagen, Armeen aus

dem Boden stampfen konnte. Zehn Tage nach jenem Aufrufe standen schon 110,000 Krieger zum Losschlagen bereit. Seine nachdrücklichen Vorstellungen veranlaßten den König, den Oberbefehl in Blücher's Hände zu legen. In der Schlacht bei Lützen streifte eine Kartätschenkugel seinen Schenkel und schon am 28. Juni war er eine Leiche. „Sein Verlust," sagten die preußischen Soldaten, „ist das schwerste Opfer der blutigen Lützner Schlacht."

Der Held, der durch sein Genie befähigt war, als Chef des Blücher'schen Generalstabes die durch Scharnhorst's Tod gerissene Lücke auszufüllen, August Neidhardt, Graf von Gneisenau, hatte eine harte Jugend durchzumachen. Dem Vater, einem Lieutenant bei der Artillerie des Reichsheeres, folgte die Mutter in's Feld nach und gebar am 27. October 1760, in dem Städtchen Schildau (Provinz Sachsen), den Knaben August. Am 3. November siegte Friedrich der Große bei Torgau über die Oesterreicher, und vor den einrückenden Preußen mußte auch die junge Mutter zur Nachtzeit mit dem Säugling fliehen. Bewußtlos lag sie auf einem elenden Bauernwagen; das Kind entfiel ihren Armen und stürzte auf die Landstraße. Ein mitleidiger Grenadier hob es auf, trug es, bis der Tag anbrach, und übergab das kleine Wesen der nach langem Suchen ermittelten Mutter, die das als todt beweinte Söhnlein freudejauchzend in ihre Arme schloß. Aber Schrecken und Angst hatten ihre Gesundheit dermaßen erschüttert, daß sie nicht lange darauf starb. Das so wunderbar erhaltene Kind wurde nun einer Soldatenfrau übergeben, welche es bis zum Ende des Krieges auf allen Märschen mit sich führte. Nach dem Friedensabschluß heirathete der mit Hauptmannsrang aus dem Dienst getretene Vater ein Mädchen niederen Standes, das ihm mehrere Kinder schenkte, aber dem kleinen August eine harte Stiefmutter war. Barfuß mußte der Knabe in die Schule gehen, bis ihn seine Großeltern dadurch, daß sie ihn zu sich nahmen, dieser traurigen Lage entrissen. Der protestantische Knabe wurde in Würzburg katholisch erzogen, hing jedoch niemals dem katholischen Glaubensbekenntniß von Herzen an, so daß er später seine Kinder im evangelischen Glauben erziehen ließ. In dem gemüthlichen, geselligen Hause der Großeltern, von treuen Händen gepflegt, sittlich und geistig trefflich entwickelt, fühlte der junge Gneisenau sich glücklich; doch starb der gute Großvater leider schon, als der Knabe noch nicht in's 13. Lebensjahr getreten war. Er kam also wieder in's väterliche Haus, und die rauhe Schule des Lebens, die ihn zum Manne schmiedete, ging von Neuem an. „Es hat mir," erzählte er nachmals, „nie an einem Stücke Schwarzbrod, aber öfter an Sohlen unter den Schuhen gefehlt."

Im Jahre 1777 besuchte Gneisenau die Universität Würzburg, ward jedoch, weil er mit feurig-ungebundenem Jünglingssinn all-zu-oft die Schranken gesetzlicher Zucht und Ordnung übersprang, von der Universität fortgewiesen und trat im nächsten Jahre in österreichische Kriegsdienste. Wir bemerken nur noch, daß er seit 1786 der preußischen Armee angehörte und übergehen eine Reihe im ruhigen Dienste verlebter Jahre, um ihn zu seiner ersten bedeutenden Waffenthat zu begleiten, welche in schwerer Zeit die Augen von ganz Deutschland hoffnungsvoll auf den ausgeichneten Soldaten und Menschen lenkte.

Die Schlacht von Jena war verloren. In Hast zogen sich die gelichteten preußischen Regimenter vor den nachdringenden Heeresmassen des Franzosenkaisers zurück. Blücher führte einen Theil des geschlagenen Preußenheeres nach Lübeck, wo er sich mit seinen niedergeschlagenen und erschöpften Leuten hinter unzureichenden Vertheidigungswerken umsonst gegen die feindliche Uebermacht zu halten suchte und, um nicht nutzlos Menschenblut zu vergießen, unter ehrenvollen Bedingungen kapitulirte. Unaufhaltsam ergossen sich die Streitschaaren des Siegers über das ganze Preußenland, dessen meist von adeligen Kommandanten befehligte Festungen, trotz hinreichender Vertheidigungsmittel — Magdeburg hatte 20,000, Erfurt 14,000 Mann Besatzung — und ohne daß auch nur der Versuch eines Widerstandes gemacht wurde, dem Feinde ihre Thore öffneten. Nur zwei feste Plätze nahmen nicht Theil an dieser, in der Geschichte fast einzig dastehenden, feigen und landesverrätherischen That: das waren Graudenz und Kolberg. Jenes vertheidigte der tapfere Courbiere, der, obgleich Nachkomme einer eingewanderten französischen Familie, die Ehre Deutschlands besser zu wahren wußte, als so mancher deutsche Edelmann. Als diesen die Franzosen zur Uebergabe aufforderten und ihm sagen ließen: „Wir haben ganz Preußen in Händen und es giebt keinen König von Preußen mehr,“ erwiederte ihnen der unerschrockene Mann: „Nun gut, so bin ich König von Graudenz!“ Der Held schlug mit seinen Tapferen alle Stürme ab.

In Kolberg befehligte Loucadou, dem ebenfalls französisches Blut in den Adern rollte, ein Officier vom steifen alten Schlage, dem zu ernstlicher Gegenwehr sowohl der thatkräftige Muth wie auch das rechte Geschick fehlte. Da wäre es um die Vertheidigung des Platzes, dessen Werke zudem ganz verfallen und nur mit 3 Kanonen bewaffnet waren, gar übel bestellt gewesen, hätte nicht ein ehrenfester deutscher Bürger und Biedermann zu Kolberg gelebt, der trotz seiner 70 Jahre den hohen Gottesmuth eines echten Helden besaß und dabei rüstig war und jünglingsfrisch. Das war Joachim Christian Nettelbeck! Ihm blutete

das Herz bei der schlimmen Zeitung von dem unglücklichen Tage von Jena. „Ich hätte kein Preuße und abtrünnig von König und Vaterland sein müssen," schreibt er in seiner Selbstbiographie, „wenn mir's jetzt, wo alle Unglückswellen über sie zusammenschlugen, nicht so zu Sinnen gewesen wäre, als müßte ich eben jetzt auch Gut und Blut und die letzte Kraft meines Lebens für sie aufbieten. Nicht mit Reden und Schreiben, aber mit der That, dachte ich, sei hier zu helfen; Jeder auf seinem Posten, ohne sich erst lange feig und klug, vor- und rückwärts umzusehen! Alle für Einen und Einer für Alle — darauf war mein Sinn gestellt." Nettelbeck war entschlossen, Alles an die Erhaltung Kolbergs zu setzen. Trotz unendlicher Aergernisse und Plackereien, welche ihm der militairische Dünkel und die Unentschlossenheit des Kommandanten bereiteten, that er unbeirrt, was ihm gut und von der Pflicht geboten schien, betrieb die Bewaffnung der Bürger und die Ausbesserung der Wälle, sorgte für Proviant und entschloß sich sogar, „in Gottes Namen und der winterlichen Jahreszeit zum Trotz," zum Könige zu reisen und ihm Kolbergs bedrängte Lage vorstellig zu machen. Er stand eben auf dem Punkte, heimlich abzureisen, als der Kriegsrath Misseling in Kolberg eintraf, ein Mann, „der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte." Dieser widerrieth das Unternehmen und erbot sich, selbst zum Könige zu gehen. Inzwischen kamen viele Versprengte in die Festung, unter ihnen auch der kühne Lieutenant von Schill, der schwer am Kopfe verwundet worden war und später mit seiner Freischaar lebhaften Antheil an der Vertheidigung Kolbergs nahm.

Am 1. März 1807 eröffneten die Franzosen die Feindseligkeiten. Als die Granaten der Belagerer häufiger in die Stadt zu fallen anfingen, machte Loucadou den einfältigen Vorschlag, die Dächer der Häuser mit einer Lage Mist zu bedecken, um die Geschosse am Durchschlagen zu hindern. Nettelbeck, der gerade dazu kam, wie der Kommandant Befehl dazu ertheilte, machte mit Recht Vorstellungen dagegen. Während sie noch so verhandelten, schlugen einige französische Granaten durch die Dächer, platzten und richteten großen Schaden an. Eine Bombe zersprang ganz in der Nähe ihres Standorts. Bei ihrem Knall sah sich der alte Oberst mit verstörten Mienen um und stotterte: „Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir wohl auch müssen zu Kreuz kriechen." Solche Worte brachten den feurigen Greis Nettelbeck außer sich. Er fuhr gegen Loucadou auf und schrie im höchsten Zorne: „Halt! Der Erste, wer es auch sei, der das verdammte Wort wieder ausspricht von zu Kreuze kriechen und Uebergabe der Festung, der stirbt des Todes von meiner Hand!" Sein Degen fuhr aus der Scheide und die Spitze gegen

den Feigling richtend, setzte er hinzu: „Laßt uns brav und ehrlich sein, oder wir verdienen wie die Memmen zu sterben!“ Diese flammenden Worte entfesselten alle Furien in der Brust des Obersten. Seine Wuth brach fürchterlich los. „Arretiren!“ schrie er mit schäumendem Munde, „gleich arretiren! In Ketten und Banden!“ Er wollte Nettelbeck erschießen lassen, aber die ganze Bürgerschaft erhob sich wie Ein Mann für den Bedrohten, und es ward ihm kein Haar gekrümmt. — Am 17. März schrieb Nettelbeck einen beweglichen Brief an den König, der mit den Worten schloß: „Wenn Ew. Majestät uns nicht bald einen andern und braven Kommandanten zuschicken, sind wir unglücklich und verloren.“ Ein Schiffer besorgte glücklich die Abgabe des Briefes. Nettelbeck scheute kein persönliches Opfer, um den Kämpfenden ihre schwere Pflicht so viel als möglich zu erleichtern. „Oftmals,“ so erzählt er selbst, „habe ich den ganzen Fleischscharren und alle Bäckerläden auskaufen lassen; oftmals bin ich von Haus zu Haus gegangen und habe gebeten, daß für meine Schill'schen Kinder zugekocht werden möchte. In der That betrachteten sie mich als ihren Vater und nannten mich ihren Brod- und Trankspender, und wenn ich mich in der Nähe der Lagerposten zeigte, ward ich gewöhnlich mit kriegerischer Musik empfangen. Nicht selten zuckelte ich, wenn sie zu irgend einem Angriffe in's Freie ausrückten, auf meinem Pferdchen nebenher und suchte ihnen getrosten Muth einzusprechen; oder ich stimmte, ob ich gleich nicht von sangreicher Natur bin, mit meiner Rabenkehle das Liedchen an: „Halt't Euch wohl, Ihr preuß'schen Brüder!“ wobei alle lustig und guter Dinge wurden.“

Mittlerweile wurden die Angriffe des 24,000 Mann starken französischen Belagerungsheeres mit jedem Tage stürmischer, die Lage der 6000 Vertheidiger immer besorglicher. Und gerade jetzt schiffte sich Schill, dessen todverachtender Wagemuth es nicht länger aushalten konnte neben der Engherzigkeit und Herrschsucht des Kommandanten, nach Pommern ein, und fand bekanntlich in Stralsund, nachdem er sich an der Spitze seiner Heldenschaar wie ein Löwe gewehrt, getreu seinem Wahlspruche: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende“, den Heldentod. Je drohender sich die Lage der Dinge gestaltete, je weniger zeigte sich natürlich der altersschwache Loucadou seiner äußerst schwierigen Stellung gewachsen; entweder wurde er in kürzester Frist durch eine jüngere und fähigere Kraft ersetzt, oder auch Kolberg gerieth in Feindeshände. Der König hatte den Hülferuf des braven Nettelbeck nicht überhört; er schickte, als die Noth schon sehr hoch gestiegen war, einen andern Kommandanten und zwar — Gneisenau. Dieser kam zu Schiff und stieg eben an's Land, als Nettelbeck gerade im Hafen war. Der Alte kannte

den Ankömmling nicht; aber dieser, „ein junger rüstiger Mann von edler Haltung, gefiel ihm auf den ersten Blick, ohne daß er wußte und sagen konnte warum?“ „Freuen Sie sich, alter Freund!“ ward er Gneisenau vorgestellt, „dieser Herr hier — Major von Gneisenau — ist der neue Kommandant, den uns der König geschickt hat.“ „Ein freudiges Erschrecken,“ schreibt Nettelbeck, „fuhr mir durch alle Glieder; mein Herz schlug mir hoch im Busen, und die Thränen stürzten mir unaufhaltsam aus den alten Augen. Zugleich zitterten mir die Kniee unter'm Leibe, ich fiel vor unserm neuen Schutzgeist in hoher Rührung auf's Knie, umklammerte ihn und rief: „Ich bitte Sie um Gotteswillen! verlassen Sie uns nicht; wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben, sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden!“ Der Kommandant hob mich freundlich auf und tröstete mich: „Nein, Kinder! Ich werde Euch nicht verlassen, Gott wird uns helfen!“ — und nun wurden sofort einige Angelegenheiten besprochen, wobei sich sofort der helle, umfassende Blick unseres neuen Befehlshabers an den Tag legte, so daß mein Herz in Freude und Jubel schwamm. Gleich des nächsten Tages stellte der neue Kommandant sich selbst der Garnison als ihren jetzigen Anführer vor; und diese Feierlichkeit begleitete er mit einer Anrede, die so eindrucksvoll und rührend war, wie wenn ein guter Vater mit seinen lieben Kindern spräche. Alles ward auch dadurch dergestalt erschüttert, daß die alten bärtigen Krieger wie die Kinder weinten. Tausend Stimmen jauchzten ihm in freudigem Tumult entgegen.“

Mit Gneisenau war ein neuer Geist über die Vertheidigung Kolbergs gekommen. Sein umfassender Scharfblick erspähte auf der Stelle jeden schwachen Punkt in der Belagerungslinie, und mit rascher Thatkraft benutzte er den erkannten Vortheil. Gleich in der ersten Nacht nach seiner Ankunft machte er einen Ausfall gegen eine im Bau begriffene feindliche Schanze, die mit gefälltem Bajonnet im Sturmschritt genommen wurde. Seine Anordnungen folgten sich so schnell wie die Ereignisse, welche sie hervorgerufen hatten, und wurden unverzüglich, mit dem von den Umständen gebotenen Nachdruck, ausgeführt. Ein wichtiges Außenwerk war durch Ueberrumpelung verloren gegangen. Sogleich wurden Sturmsäulen gebildet, und im Nu war der Posten mit unwiderstehlichem Anprall zurückerobert. Nettelbeck, der dem Major als unermüdlicher Adjutant zur Seite stand, berichtet über ihn: „Gneisenau hatte sich seit dem ersten Augenblick seines Auftretens besonnen, wo es Handeln galt, allgegenwärtig gleichsam, wo eine Gefahr nahte, und beharrlich, wo nur die unabgespannteste Kraft zum Ziele führen konnte, erwiesen. Seit

Wochen schon war er so wenig in ein Bett als aus den Kleidern gekommen. Nur einzelne Stunden, die er ungern der Thätigkeit auf den Wällen unter dem heftigsten Kugelregen abbrach, ruhte er auf einer Pritsche und in einem armseligen Gemach über dem Lauenburger Thore, aber jeden Augenblick bereit, mich oder Andere anzuhören, wenn wir ihm etwas von Wichtigkeit zu melden hatten. Vater und Freund des Soldaten wie des Bürgers, hielt er beider Herzen durch den milden Ernst seines Wesens wie durch theilnehmende Freundlichkeit gefesselt. Jeder seiner Anordnungen folgte das unbedingteste Zutrauen. Es schien unmöglich, daß sein geprüfter Wille und Befehl sich nicht stracks auch in den allgemeinen Willen verwandelte.“ Aber selbst ein Gneisenau wäre unvermögend gewesen, einer mehr als vierfachen Uebermacht dauernd die Spitze zu bieten. Ein Außenwerk nach dem andern ging unter verzweilfelten Kämpfen verloren; furchtbar, „als ob die Welt vergehen sollte,“ tobte das Bombardement, Haus nach Haus in Asche legend; alle Zufuhren, selbst von der Seeseite, waren abgeschnitten; der Todten und Verwundeten wurden immer mehrere, und die Kräfte der Ueberlebenden begannen zu erlahmen. Des Feindes Muth und Anstrengung aber wuchs in eben dem Maße, als die Werkzeuge seiner Zerstörung sich in ihrer furchtbaren Wirksamkeit offenbarten, und eben rüsteten sich die französischen Heersäulen zu einem neuen, und wie es schien, entscheidenden Sturme. — Es war am 2. Juli 3 Uhr Nachmittags. „Da plötzlich schwieg das feindliche Geschütz auf allen Batterieen. Auf das Krachen eines Donners, wie am Tage des Weltgerichts, folgte eine lange öde Stille. Jeder Athem bei uns stockte; Niemand begriff diesen schnellen Wechsel, dies schauerliche Erstarren so gewaltig losgelassener Kräfte.“ Die Nachricht von dem Abschluß des Tilsiter Friedens hatte diesen Abbruch der Feindseligkeiten herbeigeführt, und Kolberg war in dem Augenblick gerettet, wo es verloren schien. Der Held im Bürgerrocke, Joachim Christian Nettelbeck, ward vom König und Vaterland, für die er gelitten und gestritten, hoch geehrt, und brachte sein Leben auf 86 Jahre. Sein Andenken lebe fort und fort in der Walhalla deutscher Herzen. Gneisenau stieg zum Obersten, zum Chef der Ingenieur-Abtheilung und zum Inspektor (Aufseher) der preußischen Festungen auf. Gleich dem Freiherrn von Stein wurde er von Napoleon gefürchtet und mußte nach dessen Willen aus dem aktiven Dienst treten; doch wirkte er inzwischen mit Macht in Oesterreich, Rußland, Schweden und England, wohin ihn der König mit geheimen Aufträgen geschickt hatte, für die Befreiung seines Vaterlandes. Als die Volkserhebung begann, erhielt Gneisenau die seiner Bedeutung angemessene Stelle als

Generalmajor und Generalquartiermeister des schlesischen Heeres. Nach der Lützner Schlacht leitete er mit strategischem Genie den Rückzug von Lützen bis Schlesien. Von da ab sind alle großen Ereignisse des Befreiungskrieges mit Gneisenau's Namen eng verknüpft. Mit seiner Lust zu kühnen Wagnissen, seinem feurig-thatkräftigen, doch andrerseits wieder umsichtig-besonnenen Wesen war er der rechte Mann nach dem Herzen Blücher's. Er war nicht hartnäckig, hörte im Kriegsrathe auf bedächtige Stimmen, behielt sich aber zuletzt gewöhnlich die Leitung der Unternehmungen im Ganzen und Großen vor. Nach seinen Plänen wurden die Schlachten an der Katzbach und bei Möckern geschlagen; nach seinen Anordnungen erfolgten die Märsche und Flußübergänge; er hatte wesentlichen Antheil an den Siegen bei Brienne, Laon und Paris, er unterstützte im Kriegsrath mit Nachdruck den kühnen Vorschlag, gerades Wegs auf die französische Hauptstadt loszugehen, und meisterhaft ordnete er die bei Ligny geschlagene Armee und richtete ihren Marsch nach Waterloo, wo sie am 18. Juni 1815 im entscheidenden Augenblicke zu Wellington's Unterstützung erschien. Kein Wunder, daß Blücher diesen Mann seinen Kopf nannte.

Ein würdiges Seitenstück zu der Vertheidigung Kolbergs bildet der Kampf, welcher während des ersten dänischen Krieges, am 5. April 1849, in der Bucht von Eckernförde zwischen zwei kleinen Strandbatterieen und einer Abtheilung der dänischen Flotte, worunter das Linienschiff „Christian VIII." mit 84 und die Fregatte „Gefion" mit 48 Geschützen, zu Gunsten der deutschen Waffen ausgefochten wurde. Der Held jenes Tages war der Major Eduard Jungmann und nächstdem der Unterofficier Theodor Preußer. Jungmann befehligte bei Ausbruch des Krieges die türkischen Batterien am schwarzen Meere mit 450 Kanonen. Einige Wochen vor Ablauf des Malmöer Waffenstillstandes (der vom 26. August 1848 bis zum 26. März 1849 dauerte) verließ er seine bedeutende Stellung, um dem Vaterlande seine Dienste zu widmen. Er war so unaufhaltsam gereist, daß er sich bei seiner Ankunft in Rendsburg noch in türkischer Uniform befand. Der kommandirende General der schleswig-holsteinschen Armee, von Bonin, ernannte ihn zum Hauptmann und Chef einer Festungsbatterie und betraute ihn mit dem Befehl über die Eckernförder Strandbatterieen. — Am Abend des 4. April war die dänische Flottille, bestehend aus 9 Fahrzeugen, vor der Bucht erschienen. Der Angriff des Feindes war auf den nächsten Morgen zu erwarten. Jungmann traf die nothwendigen Vorkehrungen zum Gefechte und übertrug dem Unterofficier Theodor Preußer den Befehl in der Südbatterie, welche 4 Geschütze enthielt. Er selbst blieb in der mit 6 Ge-

schützen bewaffneten Nordbatterie. Seine Mannschaft bestand theilweise aus Rekruten. Er beschloß, den Muth der Leute durch persönliches Beispiel anzufeuern. „Um die junge Mannschaft aufzumuntern und dreist zu machen," schreibt er,*) „hatte ich mir vorgenommen, im Fall eines Angriffs auf der Brustwehr stehend die ersten Lagen des Feindes zu empfangen." In der Frühe des nächsten Morgens rückten die dänischen Schiffe zum Angriff vor. Es mochte 7 Uhr Morgens sein. als der erste Schuß fiel. Jungmann war auf die Brustwehr gestiegen. Gleich die erste dänische Kugel schlug zwei Fuß unter ihm in die Erde. „Ihr seht, Leute," rief der Held in die Batterie hinab, „es trifft nicht jede Kugel." Bald gaben die dänischen Schiffskolosse Breitseite nach Breitseite ab. „Das Schmettern der Geschosse gegen Brustwehr, Blockhaus und Pallisaden," sagt Jungmann, „wird mir unvergeßlich sein." Mit kalter Todesverachtung richteten die schleswig-holsteinischen Kanoniere ihre Stücke, und keine Kugel verfehlte ihr Ziel.

Auf der Nordbatterie, gegen welche sich die Hauptmacht der Dänen gewendet hatte, wehte stolz die deutsche Trikolore. Es dauerte nicht lange, so war die Fahne, welche die dänischen Artilleristen ganz besonders zum Ziel gewählt zu haben schienen, herabgeschossen und mit donnerndem „Hurräh," das selbst im Getöse des Kampfes vernehmbar war, begrüßten die Dänen dieses Ereigniß. Sogleich ließ Jungmann, dessen deutsches Blut in Wallung gerathen war, das Symbol des Kampfes an eine Latte nageln und diese senkrecht auf die Erde des Blockhauses stellen. Er selbst hatte dabei geholfen und stieg, der Letzte, die Leiter hinab. „Die Geschosse überschütteten uns," erzählt er; „das Feuer wurde von den Dänen mit einer Heftigkeit erneuert, die der Erbitterung gleich kommen mochte, mit der sie die Flagge auf der Nordbatterie wieder wehen sahen. Volle Lagen aus den Breitseiten des Linienschiffes und der Fregatte sandten sie nach der Batterie. Aber die Flagge blieb stehen. Sie wurde wohl noch mehr zerfetzt, aber sie blieb stehen, — und sie stand noch, als die Gefion ihre Flagge gestrichen hatte und der Christian VIII. in die Luft geflogen war." Gegen 10 Uhr Vormittags kehrten sich das Linienschiff und die Fregatte gegen die Südbatterie und sandten ihr Lage auf Lage zu. Der wackere Preußer blieb die Antwort nicht schuldig. Er spornte, wie Augenzeugen später Jungmann berichteten, mit den Worten: „Frisch Leute, frisch!" seine Mannschaft an. „Ueberall war er zugegen, und überall griff er ein, wo es Noth that; er war der Bravste unter den Braven."

*) „Eckernförde und der 5. April 1849," eine artilleristische Episode aus dem deutsch-dänischen Kriege, von Eduard Jungmann, S. 19.

Es mochte 1 Uhr Nachmittags sein, als eine weiße Flagge auf der Mastspitze des Linienschiffs sichtbar wurde, welches, wie man später erfuhr, auf den Strand gelaufen war. Der Feind forderte freien Rückzug und drohte im Verweigerungsfalle die Stadt Eckernförde in Brand zu schießen. Jungmann schlug die Forderung ab und antwortete auf die Drohung, „daß der Fluch eines solchen Vandalismus selbstverständlich auf Dänemark zurückfiele.“ Um halb 5 Uhr wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Die Batterieen schossen jetzt mit glühenden Kugeln. Ein heftiger Ostwind, welcher gerade in die Bucht hinein wehte, hielt Linienschiff und Fregatte, die nur Segel führten, in derselben fest. Während der Unterhandlungen hatten 4 nassauische Feldgeschütze am offenen Strande Aufstellung genommen und griffen jetzt wirksam in das Gefecht ein. Das koncentrische Feuer der deutschen Geschütze bewog zunächst die Gefion, ihre Flagge zu streichen. Um 6 Uhr hatte auch der Christian VIII. sich ergeben, an dessen Bord Feuer ausgebrochen war. Der edle Preußer fuhr, ohne einen Befehl hierzu erhalten zu haben, nach dem brennenden Linienschiffe. Er wollte von der Mannschaft desselben retten, was zu retten war. Begeistert von der Erhebung seines engeren Vaterlandes war er freiwillig zu den Fahnen geeilt und hatte zu dem Ende einer sehr angenehmen Stellung als unumschränkter Verwalter auf einem Gute entsagt. Der hochherzige Mann verlor sein Leben in dem edelmüthigen Bestreben, das Leben seiner Feinde zu retten. Das Linienschiff flog, bald nachdem er es bestiegen, mit entsetzlichem Getöse in die Luft.

Jungmann's große Waffenthat ward vom Bundestage mit einer armseligen Pension und der Ernennung zum Major gelohnt. Er verlebte die letzten Lebensjahre in größter Zurückgezogenheit in dem Dorfe Billwärder bei Hamburg. Erst nach seinem Tode begann man, wie das so häufig geht, den Werth des seltenen Mannes allgemeiner einzusehen und sammelte Beiträge zu einem würdigen Denkmal für den entschlossenen Helden, welches seit dem 11. September 1864 seine auf dem St. Jakobikirchhofe bei Hamburg befindliche Grabstätte schmückt. Dasselbe stellt einen Geschützmann des ehemaligen schleswig-holsteinischen Heeres dar, der in sitzender Stellung, das edle Haupt wie in stilles Sinnen versunken, vorgebeugt, auf ein Kanonenrohr lehnt.

Wir könnten noch viele Großthaten deutscher Männer erzählen, aber der beschränkte Raum dieser Blätter gebietet uns, nur Einzelnes in Stellvertretung des Ganzen heraus zu greifen. Wir erinnern in der Kürze noch an Ernst Rüdiger von Stahremberg, der Wien gegen die Türken vertheidigte; — an Andreas Hofer, den Kommandanten von Tyrol, der mit

seinem gleich heldenhaften Kampfgenossen Joseph Speckbacher und dem kampfbegeisterten Kapuziner Haspinger den ewig denkwürdigen Aufstand seines treuen Landes Tyrol gegen die Franzosen und ihre Verbündeten, die Bayern, so wirksam leitete, daß Napoleon, der damals über halb Europa herrschte, solche furchterfüllte Achtung vor dem gewaltigen Freiheitskämpfer bekam, daß er für gerathen fand, ihn nach seiner durch Verrath bewirkten Gefangennehmung schleunigst erschießen zu lassen; — an Anton Schneider, den Sohn eines armen Wundarztes, der den Tyroler Aufstand als Führer des Volkskrieges im benachbarten Vorarlberg unterstützte, und zu diesem Zwecke mit unermüdlichster Thatkraft Reiterei und Geschütze schuf, Ausfälle machte und den Muth seiner Mannen aufrecht erhielt, obgleich ihm so gut wie gar nicht von Oesterreich geholfen wurde u. s. f. Sagen doch alle diese Beispiele dasselbe; nämlich, daß Muth und Thatkraft niemals aufhören werden im deutschen Volke, und daß es in drohenden Zeitläufen nie an vaterlandsliebenden, tapferen deutschen Männern fehlen wird, die bereit sind, Leib und Leben für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit einzusetzen.

Zwei wesentliche Merkmale der Thatkraft sind Pünktlichkeit und rasche Entschließung. Durch Pünttlichkeit wurde die Schlacht bei Waterloo gewonnen. Eine halbe Stunde Verzögerung — und Wellington wäre zum ersten Male in seinem Leben geschlagen, das kaum befreite Europa wiederum in eine äußerst gefährliche Lage versetzt worden. „Jeder verlorne Augenblick," sagte Napoleon, „öffnet dem Unglück Thür und Thor." Er pflegte zu sagen, daß er die Oesterreicher so oft geschlagen habe, weil sie niemals den Werth der Zeit begriffen; während sie säumten, griff er an und — siegte. Als Colin Campbell, der Oberbefehlshaber der englischen Truppen zur Zeit des indischen Aufstandes, gefragt wurde, wann er nach Indien abreisen könne, erwiderte er: „morgen früh." Und so eilig machte sich der schon im Greisenalter stehende General auf den Weg, daß er das Geld zur Reise borgen mußte. Und welche heroische Thatkraft entfalteten nicht die Campbell, die Havellock, die Lawrence, die Outram unter der sengenden Sonne von Indien, einem wilden, fanatischen Feinde gegenüber! Um die Strapazen zu würdigen, denen die Engländer in jenem Feldzuge fortwährend ausgesetzt waren, muß man einen Einblick in die Leiden und Drangsale gethan haben, welchen der Afrikareisende unterworfen ist. Welches Maß von begeisterter Hingebung, von Muth und Thatkraft dieser zur Erfüllung seines unsäglich schweren Berufes mitbringen muß, dem bereits so manches kostbare Leben zum Opfer gefallen ist, das wollen wir an einigen Beispielen näher kennen lernen.

Einer der hervorragensten Afrikareisenden der Gegenwart ist unstreitig David Livingstone. Derselbe ist bereits zu wiederholten Malen bis tief in das Innere von Afrika vorgedrungen, und mit unermüdlichem Eifer unternimmt der unerschrockene Mann immer wieder neue Entdeckungsreisen, nachdem er eine Zeit lang in England gerastet und die Erfahrungen und Beobachtungen der letztgemachten Afrikafahrt schriftstellerisch verwerthet hat. Aus der von ihm selbst aufgezeichneten Geschichte seines Lebens ersehen wir, daß sein Vater ein armer Theerverkäufer in einem Dorfe des schottischen Hochlandes war. Schon in seinem 10. Jahre mußte unser David als Andreher in einer Weberei arbeiten. Mit einem Theile seines Wochenlohnes kaufte er sich eine lateinische Sprachlehre, mit deren Hülfe er dann in einer Abendschule, in welcher von 8—10 Uhr unterrichtet wurde, das Lateinische erlernte. In der Regel war er bis zur Mitternachtsstunde beschäftigt; doch wurde es nicht selten so spät, daß ihm seine Mutter die Bücher wegnehmen mußte, denn Morgens um 6 Uhr sollte er wieder in der Fabrik sein. Auf diese Weise drangsalte er sich, bis zu seinem 16. Jahre, durch den Virgil und Horaz, auch las er eifrig wissenschaftliche Werke und besonders gerne Reisebeschreibungen, während er die Romanlektüre geflissentlich ganz mied. Sogar in der Fabrik las er, — ohne sich durch das Geräusch und Klappern der Maschine stören zu lassen, — indem er das aufgeschlagene Buch auf die Spinnmaschine, an welcher er arbeitete, legte, so daß er im Vorbeigehen Satz nach Satz erhaschen konnte. In seinen wenigen freien Stunden durchstrich er die umliegenden Gegenden, um die dort wild wachsenden Pflanzen kennen zu lernen, und als er einst in einem Kalksteinbruche versteinerte Muscheln fand, vertiefte er sich alsbald in das Studium der Geognosie.*) So sammelte sich der emsige Fabrikknabe allmählig hübsche Kenntnisse, und je ausgedehnter sein geistiger Horizont ward, je bestimmter und die ganze Seele ausfüllender ward auch sein Verlangen, die Abhülfe des Elends unter den Menschen zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Er nahm sich vor, wo möglich als Missionär nach China zu gehen. Sobald dieser Entschluß in ihm feststand, bezog er, zur Erwerbung der zu dem Unternehmen erforderlichen Vorbildung, die Universität Glasgow, und zwar studirte er hier in der Weise, daß er mehrere Jahre hindurch während der Sommermonate in einer Spinnerei arbeitete, wo er dann so viel aus seinem Sommerverdienst erübrigt hatte, daß er im Winterhalbjahr medicinische, theologische und andere Vorlesungen hören konnte. Auf solche Art half und erhielt er sich, ohne je eine

*) Lehre über Bau und Zusammensetzung der Erde.

Unterstützung zu empfangen, blos durch seiner Hände Arbeit. „Wenn ich jetzt Rückschau halte," sagt er in seiner Lebensgeschichte, „wenn ich zurückblicke auf jenen, an Mühseligkeiten aller Art so reichen Lebensabschnitt, so kann ich nicht umhin, dem Himmel dafür zu danken, daß er mich durch jene harte Schule geführt hat, und wäre es möglich zu machen, ich würde freudig mein Leben, unter den nämlichen Bedingungen noch einmal durchlaufen."

Als Livingstone seine medicinischen Studien zum Abschluß gebracht und seine Doktor-Prüfung mit Ehren bestanden hatte, trat er mit der Londoner Missions-Gesellschaft in Verbindung und stand eben auf dem Sprunge, nach China abzureisen, als die Nachricht von dem Ausbruch des sogenannten Opiumkrieges seinem Thatendrang eine andere Richtung gab. Er wendete sich nunmehr, im Jahre 1840, nach Südafrika, wo er als Arzt, Reisender, Landmann, Missionair u. A. m. eine umfassende und ersprießliche Thätigkeit entfaltet hat. Während er unter dem Volke der Betschuanen lebte, grub er Kanäle, baute Häuser, trieb Feldbau und Viehzucht und unterrichtete die Eingebornen, derweil er an ihrer Seite arbeitete. Einst, zu Anbeginn seines Aufenthalts unter ihnen, auf einer längeren Fußreise mit einer Abtheilung derselben begriffen, hörte er, wie sie über seine Person und Körperkraft urtheilten: „Er ist nicht stark," sagten sie, „er ist sehr schmächtig und sieht viel stärker aus, als er ist, weil er sich in diese Säcke, (nämlich Hosen) gesteckt hat, er wird bald erschöpft sein." Livingstone ärgerte sich über dieses geringschätzende Urtheil und beschloß, seinen schwarzen Begleitern eine bessere Meinung von sich beizubringen. Er ließ sie also mehrere Tage nach einander, alle Müdigkeit verachtend, mit äußerster Geschwindigkeit marschiren, bis er hörte, daß sie nun anders über ihn dachten. Was Livingstone geleistet, mag u. A. in seinen „Missionsreisen" nachgelesen werden, deren Inhalt eher einem Märchen aus „Tausend und eine Nacht," als einer Erzählung aus dem wirklichen Leben gleicht.

Neben den Engländern haben die Deutschen das zahlreichste Kontingent zu dem Erforschungswerk des Inneren von Afrika gestellt, und leider sind Viele derselben das Opfer ihres muthigen Strebens geworden. Am 27. September 1852 verschied in Kuka, von den vergiftenden Dünsten der Regenzeit in Innersten getroffen, Dr. Overweg, der Reisegefährte des Dr. Barth. Am 11. Januar 1856 starb Schönlein, dem klimatischen Fieber unterliegend, am Kap Palmas auf der Küste von Guinea. Etwa um dieselbe Zeit ward Dr. Vogel in Wara, der Hauptstadt von Wadai, ermordet. Von den Männern, die sich aufgemacht hatten, Nachrichten über das lange dunkel gebliebene Schick-

sal Vogel's einzuziehen, erlag Freiherr von Neimans am 15. März 1858 in Kairo den Einflüssen des mörderischen Klima's, und ward ferner Moritz von Beurmann um's Leben gebracht. Am 19. März des Jahres 1860 endlich verlor Albrecht Roscher, eine Neffe des großen Volkswirthes Dr. Wilhelm Roscher in Leipzig, sein noch junges und vielversprechendes Leben; er hatte sich in seinem Zelte, im Dorfe Hisongunÿ am See Nyassa zur Mittagsruhe niedergelegt, als ihn die Eingebornen überfielen und den Schlafenden mit einem vergifteten Pfeile durchbohrten. Fast hätte der Reisende Friedrich Gebhardt Rohlfs aus Bremen ein ähnliches Ende gefunden. Er befand sich in der Oase Braman, wo er bei dem Scheich des gleichnamigen Dorfes sehr zuvorkommende Aufnahme gefunden hatte, und wollte von hier mit einer Karawane durch die Wüste weiter ziehen. „Als nach 10 Tagen keine Karawane eingetroffen war, bat er den Scheich um einen Führer nach dem 2 Tagreisen entfernten Kuetza (Kenatsa). Abends machte sich Rohlfs mit dem Diener des Scheich, der als vollkommen zuverlässig ausgegeben worden war, und seinem eigenen Diener auf den Weg. Nach einem Marsch von etwa 4 Stuuden lagerten sie in der Nähe eines kleinen Flusses. Bald war unser Landsmann eingeschlafen und ebenso sein Diener. Plötzlich aber erwachte Rohlfs, da er auf die hinterlistigste Art überfallen worden war. Im linken Oberarm hatte er 5 Wunden, der linke Oberarmknochen war zerschmettert, im rechten Oberschenkel hatte er ebenfalls einen Schuß, und außerdem einen Säbelhieb in der rechten Hand und über die rechte Schulter. Die Thäter waren der Scheich selbst, der unserm Landsmann nachgeeilt war, um ihn zu tödten und auszuplündern, und der saubere Diener desselben.

„Der große Blutverlust machte, daß Rohlfs gleich ohnmächtig niederfiel oder vielmehr wie todt liegen blieb. Sein eigener Diener hatte sich aus dem Staube gemacht. Als Rohlfs am folgenden Morgen zu sich kam, war seine Lage wenig tröstlich, denn er fand sich allein in der Wüste; alle seine Sachen sowie seine Baarschaft waren fort. Obgleich Wasser genug in der Nähe, konnte er es doch nicht erreichen, da er zu schwach war, um sich zu erheben. Ein fürchterlicher Durst peinigte ihn. In dieser hülflosen Lage mußte er zwei Tage und zwei Nächte ausharren. Endlich am dritten Tage stellten sich zwei Marabuts aus der Nachbarschaft ein, die von dem Ueberfall unseres Landsmannes gehört hatten und ihn beerdigen wollten. Ihre Freude, den Unglücklichen noch lebend anzutreffen, war ungemein groß; sie luden unsern Landmann auf ein Maulthier, und zwei Stunden später befand er sich unter Dach und Fach und in der sorgsamsten Pflege. Rohlfs kann nicht genug die großmüthige und

uneigennützige Art rühmen, in der er zwei Monate lang von seinem Retter Sidi-Laschmy und dessen Frau behandelt wurde."*)

So furchtbare Erfahrungen konnten den kühnen Mann indeß nicht von ferneren Reiseunternehmungen zurückhalten. Im August 1863 verließ er Algier, um auf gefahrvollen Wegen nach Timbuktu, der großen Stadt am Niger, wo vor ihm nur Dr. Barth und René Callin gewesen waren, vorzudringen. „Hier liegt die große Wüste von mir," schrieb er zurück, „der erste Schritt nach Timbuktu hin ist also gethan. Welche Freude, wenn ich als erster Europäer von Algier nach dem Senegal komme! So viel Schwierigkeiten mir bevorstehen, ich werde sie überwinden." Er reiste unter dem Namen „el Sherif el Nemsi," trug sich ganz wie ein Muselmann und führte diese schwierige Verkleidung, welche er nur auf seine innige Vertrautheit mit dem Leben, der Sprache und Sitte des Orients hin anzulegen wagen durfte, mit außerordentlicher Gewandtheit durch. Nichtsdestoweniger erfuhr er, nachdem er sich wegen unzureichender Baarschaft genöthigt gesehen hatte, auf halbem Wege umzukehren, daß sein Erscheinen in Tripolis großes Aufsehen erregt habe, und die Muhamedaner jetzt davon unterrichtet seien, daß er ein Christ und kein Genosse ihres Glaubens. Man hatte dort schreckliche Drohungen gegen ihn ausgestoßen und u. A. laut verkündet: „Dieser Christenhund und französische Spion, der Erste, der unser Land durchreiset hat, und der so fleißig betete unterwegs, das hätten wir wissen sollen, daß er ein Ungläubiger, tausend Mal hätten wir ihn getödtet." Rohlfs hat trotz alledem inzwischen wieder mehrere größere Reisen gemacht. Möge er nicht die Zahl der in Afrika gefallenen Märtyrer der Wissenschaft vermehren helfen!

Unter den Afrikareisenden der neueren Zeit nimmt unser Landsmann, Dr. Heinrich Barth, geboren zu Hamburg am 21. Febr. 1821, eine der ausgezeichnetsten Stellen ein. Seine im Auftrage der englischen Regierung unternommene afrikanische Reise, auf welcher er über 3000 geographische Meilen zurücklegte und sowohl dem Handel wie der Wissenschaft die großartigsten Dienste leistete, wird als ein Denkmal riesiger Thatkraft und höchsten Forschermuthes angestaunt werden müssen, so lange sich das Andenken daran erhält. Ihn, der so vielen schrecklichen Gefahren entronnen war, überraschte der Tod inmitten friedlichruhiger Arbeiten; er starb, wie er das in Afrika gewiß oft inbrünstig gewünscht haben wird, auf deutschem Boden, aber leider noch im rüstigsten Mannesalter stehend, in den letzten Wochen des Jahres 1865. Barth hat seine Reise beschrieben in dem 5 Bände umfassenden Werke: „Reisen und Entdeckungen in Nord-

---

*) Unsere Tage, Jahrg. 1865, S. 803.

und Centralafrika in den Jahren 1849 bis 1855", dessen Lektüre wir Jedem empfehlen, der sich ein treues Bild nicht nur von Land und Leuten in Afrika, sondern auch von den ungeheuren Anstrengungen verschaffen will, die der Verfasser auf jener Reise durchgemacht hat. —

Wie durch Muth und Thatkraft das Innere von Afrika der Wissenschaft zugängig gemacht worden ist, so hat die entschlossene Bethätigung dieser Eigenschaften auch der Aufklärung und gesunden Vernunft auf religiösem Gebiete zum Siege verholfen. Die Zeiten sind Gott sei Dank längst hinabgesunken und liegen wie ein furchtbar schwerer Traum hinter uns, wo das Gewissen des deutschen Volkes noch in der Zwangsjacke der römischen Glaubenstyrannei steckte; — wo jeder Deutsche sich wenigstens äußerlich zu Dem bekennen mußte, was der Papst, „als Stellvertreter Christi auf Erden", der Christenheit als allein seligmachendes Glaubensgesetz einschärfte; — wo jeder Andersgläubige ein Feind der Kirche hieß und als solcher verfolgt, verflucht, aus der bürgerlichen Gesellschaft gestoßen, und wenn er sich zu widerrufen weigerte, ohne Barmherzigkeit „zur Ehre und zum Preise Gottes" dem Scheiterhaufen überantwortet wurde. Welche Kraft der Ueberzeugung, welch' hoher Gottesmuth in jenen finsteren Zeiten dazu gehörte, sich öffentlich von den starren Satzungen der herrschenden Kirche loszusagen, davon kann sich in unsern Tagen kein Mensch mehr einen Begriff machen. Nimmt man doch an, das im Mittelalter leicht mehrere Millionen sogenannter Ketzer den Flammentod erlitten haben mögen. Wie müssen wir daher, neben andern herrlichen Wahrheitskämpfern, vor Allem unsern gewaltigsten Ritter vom Geiste, Martin Luther, verehren und bewundern, daß er, seinem Range nach nur ein gemeiner Mönch, es gleichwohl gewagt hat, die mit fast unumschränkter Gewalt ausgerüstete, beleidigt unversöhnliche Kirche offen anzugreifen und schonungslos ihre Gebrechen und Irrthümer aufzudecken.

Schon etwa 100 Jahre vor Luther's Auftreten hatte ein anderer edler deutscher Mann seine Stimme vor aller Welt, mit wahrhaft vernichtender Schärfe, gegen die Anmaßungen der Päpste erhoben: das war der Syndikus der Stadt Nürnberg, Gregor von Heimburg, der Arndt seiner Zeit, der sein Vaterland mit klarem Bewußtsein Dessen, was Noth that, liebte und der Erste war, der feste Einigung und Einheit Deutschlands nach innen wie nach außen, in mündlicher und schriftlicher Rede unabläßig forderte, wenn des Vaterlandes Bestand nicht an der Herrschsucht der römischen Geistlichkeit und der einheimischen und fremden Fürsten zu Grunde gehen solle. In einer Schrift, welche sich an den Kaiser, die Könige und die Fürsten der Christenheit

wendet, vergleicht er das übermüthig-anmaßende Benehmen der Päpste mit Christi Demuth und Bescheidenheit. „Mit Recht," heißt es da, „habe man den Unterschied zwischen Christus dem Herrn und seinem Vikar (Stellvertreter) folgendermaßen ausgedrückt: „Christus schloß die weltliche Herrschaft aus — sein Vikar führte sie ein; Christus sagte, er sei kein weltlicher Richter — sein Stellvertreter maßt sich an, den Kaiser zu richten; Christus unterwarf sich dem Stellvertreter des Kaisers — der Stellvertreter von Christus stellt sich über den Kaiser, ja über die ganze Welt; Christus tadelt die, welche nach Oberherrschaft streben — sein Vikar kämpft um die Oberherrschaft mit der ganzen Kirche; Christus soll am Palmsonntag auf einem Esel geritten sein — sein Stellvertreter ist mit einer pompösen Kavalkade (Reiter-Aufzug) nicht zufrieden, wenn ihm nicht der rechte Steigbügel vom Kaiser gehalten wird. Christus vereinigte die uneinigen Juden und andere Völker zu einem kirchlichen Reiche — sein Stellvertreter veruneinigt die einst einigen Deutschen durch häufige Bürgerkriege; der unschuldige Christus erlitt geduldig Beleidigungen — sein Stellvertreter hört nicht auf, der Kirche und dem Reiche Kränkungen zuzufügen u. s. f." Der Papst Pius II. belegte Heimburg mit dem Bann, und in dem schauerlichen Bannfluche, welcher am grünen Donnerstage vom Stuhle Petri herab über alle Ketzer ausgesprochen wird, wurde jedesmal Gregor von Heimburg, als Ausbund aller Ketzer, mit Namensnennung besonders verflucht.

Wir kehren zu Luther zurück. Jedes Kind weiß, daß dieser Mann die Kirchenreformation herbeigeführt hat, aber wie gering ist die Zahl Derer, die seine ungeheure That nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wissen! Luther ist von den großen und guten deutschen Männern der Vergangenheit einer der größten, besten und deutschesten, und sein Andenken zu lieben und zu verehren, das dürfte und sollte sich kein deutsches Herz nehmen lassen, möge es übrigens den himmlischen Vater nach katholischem, protestantischem oder sonst welchem Bekenntniß anbeten! Ohne uns auf eine umständliche Schilderung der einzelnen Verdienste und Thaten Luther's einzulassen, sei hier nur einer Episode aus seinem Leben gedacht, welche den Riesenmuth des Mannes in das hellste Licht setzt, nämlich der Zug nach Worms, wohin er geladen war, um sich vor Kaiser und Reich wegen seines Abfalles von Papste zu verantworten. Am 10. December 1520 gab er, im Beisein alles Volkes, die päpstliche Bannbulle den Flammen preis. Der Papst erneuerte den Bannfluch und belegte jeden Ort, der ihm Aufnahme gewähren würde, mit dem Interdikt.*)

*) Wörtlich: Untersagung, Verbot. In dem mit Interdikt belegten Orte

Um dieselbe Zeit schrieb Karl V. einen Reichstag nach Worms aus und richtete an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, Luther's Landesvater und treuen Beschützer, das Verlangen, den abtrünnigen Mönch mit sich zu bringen, damit dieser sich vor demselben rechtfertigen, bezüglich widerrufen könne. Friedrich war nicht gesonnen, dem Kaiser hierin zu gehorsamen; denn er erwartete nichts Gutes davon für Luther. Doch dieser erklärte ihm: „Wenn ich berufen werde, will ich, so viel an mir ist, mich eher krank hinführen lassen, falls ich nicht gesund hinkommen könnte; denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, so mich der Kaiser ruft. Denn hier muß man auf keine Gefahr noch Wohlstand sehen."

Bald darauf erhielt er zu seiner Freude eine kaiserliche Vorladung, binnen 21 Tagen in Worms zn erscheinen. Am 5. April 1521 trat er die gefahrvolle Reise dorthin an. Als man ihn vor dem Einzuge in Worms warnte, weil man ihn dort zu Pulver verbrennen würde, antwortete er getrosten Muthes: „Wenn sie gleich ein Feuer machen zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, so will ich im Namen des Herrn erscheinen." In Oppenheim empfing er einen Brief von Spalatin (dem Sohne eines Rothgerbers, einer der bedeutendsten Förderer der Reformation), der Friedrich den Weisen auf den Reichstag begleitete, mit der Warnung, doch lieber nicht nach Worms zu gehen, da die Gefahr groß sei; aber der unerschrockene Reformator ließ ihm in seiner kräftigen Weise sagen: „Und wenn auch so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein!" Am 16. April erreichte er Worms, und schon denselben Tag, Nachmittags um 4 Uhr, holte ihn der Reichsmarschall zum Reichstage ab. An der Thüre des Saales standen mehrere Ritter. Einer derselben, der große Kriegsheld und Anführer der gefürchteten deutschen Landsknechte, Georg von Frundsberg klopfte Luther wie zur Ermuthigung freundlich auf die Schulter, indem er ihm zurief: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du aber auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost; Gott wird Dich nicht verlassen!" Wenige Augenblicke später stand Luther im Saal. Mehr als 5000 Menschen, die im Saal, im Vorsaal und vor den Fenstern standen, blickten alle zugleich auf ihn, und vor ihm saß der Kaiser, umgeben von den Kur-

---

mußten, so lange dasselbe dauerte, alle kirchlichen Handlungen unterbleiben, also es durften dann z. B. weder die Todten begraben, noch Trauungen vollzogen oder Taufen vorgenommen werden u. s. f.

fürsten, Fürsten, geistlichen Würdenträgern und Grafen des deutschen Reiches. Auf einem Tische mitten im Saale, lagen Luthers Bücher. Man fragte ihn, ob er sie für die seinigen anerkenne, und als er dies bejaht hatte, ob er sie widerrufen wolle? Darüber bat er sich Bedenkzeit aus. Um 4 Uhr des andern Tages ward er wieder auf den Reichstag abgeholt. Aufgefordert, sich zu vertheidigen, redete Luther freimüthig und ohne Bangen, wie sein Gewissen es ihm eingab, und da man ihn erinnerte, das der Kaiser das Deutsche schwer verstehe, wiederholte er die ganze Rede in lateinischer Sprache. Ein hoher Geistlicher unterbrach ihn und meinte, er solle eine runde, richtige Antwort geben, ob er widerrufen wolle oder nicht. „Gut!“ sprach Luther, und nahm seine ganze gewaltige Rednerkraft zu den berühmten Schlußworten zusammen: „Weil denn kaiserliche Majestät, kur- und fürstliche Gnaden eine schlechte, einfältige Antwort begehren, so will ich die geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papste, noch den Concilien *) allein nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind) und ich also mit Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeuget, daß mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“ Diese Erklärung machte selbst auf den Kaiser einen so mächtigen Eindruck, daß er sagte: „Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Muthe.“ So war Luther, ein Charakter, wie deren die Geschichte nur wenige kennt, ein Gottesstreiter ohne Furcht und Tadel.

Gleich Luther ausgezeichnet durch starken Muth und beharrliche Thatkraft war der Mann, dessen Leben und Verdienste wir auf den folgenden Blättern in der Kürze kennen lernen wollen. Wer hat nicht schon von dem Halle'schen Waisenhause und den damit verbundenen Schulen gehört, vielleicht die vielseitigste und besuchteste Schul- und Erziehungsanstalt, die auf der Erde zu finden ist. Dasselbe verdankt seine Entstehung dem thatkräftigen Bemühen eines Mannes, der seine gläubige Zuversicht auf den Herrn der Welten gestellt, aber darüber nicht vergessen hatte, daß Gott nur demjenigen hilft, der selbsthelfend Hand an's Werk legt. August Hermann Francke — denn

*) Kirchenversammlungen.

das ist der Name dieses Mannes — kam am 23. März 1663 in der ehrwürdigen Hansestadt Lübeck auf die Welt, woselbst sein Vater als Domsyndikus lebte. Auf dem Gymnasium zu Gotha entwickelte der Knabe so seltene Fähigkeiten, daß er bereits im 14. Jahre für reif zur Universität erklärt wurde, doch bezog er diese erst im Alter von 16 Jahren. Nachdem er zu Kiel und Erfurt Theologie studirt, wendete er sich nach Leipzig und begann an der dortigen Hochschule biblische Vorlesungen zu halten, die sehr zahlreich besucht wurden, ihrem Urheber indessen, der darin einen aufgeklärten Ton angeschlagen, seitens der strenggläubigen Partei Neid, Anfeindung und schließlich offene Verfolgung zuzogen, weshalb er sich endlich genöthigt sah, ungeachtet selbst der berühmte Christian Thomasius sich seiner angenommen und ihn in einer eigenen Schrift vertheidigt hatte, — Leipzig zu verlassen und als Diakonus (Hülfsprediger) nach Erfurt zu gehen.

Um die krasse Beschränktheit, Rohheit und Unchristlichkeit der damaligen orthodoxen (strenggläubigen) protestantischen Kirche begreifen zu können, muß man sich erinnern, daß zu jener Zeit noch Folter und Hexenprocesse ihr schändliches Unwesen trieben, dem im protestantischen Norden von Deutschland erst die Donnerworte *) des charaktergewaltigen Thomasius den Todesstoß versetzten. Thomasius war es auch, der den Muth hatte, die alte Unsitte, vor deutschen Studenten in lateinischer Sprache zu lehren, zu den Todten zu werfen und, als der Erste unter den deutschen Professoren, seine Vorlesungen in der Muttersprache zu halten. Durch diese „Entweihung der Wissenschaft", wie es seine Kollegen in ihrem gelehrten Dünkel nannten — die Hörsäle waren, seit Thomasius in deutscher Sprache las, voller als je — hatte er so viel Haß und Verfolgungsgeist gegen sich heraufbeschworen, daß er nothgedrungen 1691 nach Halle a. d. S. übersiedeln mußte, wo er die dortige Universität in's Leben rief. In demselben Jahre kam auch Francke hierher, der plötzlich aus Erfurt verwiesen worden war, da seine tiefgefühlten Predigten selbst bei Katholiken so großen Anklang gefunden hatten, daß der Erzbischof von Mainz, — Erfurt war damals noch kurmainzisches Gebiet — ernstlich für die Religion fürchtete. In Halle übernahm er, neben einer Professur der Theologie, das Pastorat der Vorstadt Glauchau, weshalb auch diese der Schauplatz seiner Stiftungen geworden ist. Die große Unwissenheit, Verwilderung und Armuth, welche er in seiner neuen Gemeinde vorfand, gaben seinem Bestreben, praktisch zu wirken, die erste Anregung. Er begann sogleich damit, solche arme Kinder, die um Almosen zu

*) „Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberei mit dem Hexenproceß" (Halle 1704).

ihm kamen, an bestimmten Tagen und Stunden in der Woche zu unterichten, und als sich, gegen ein wöchentliches Schulgeld von einem Groschen, so viele Kinder dem Unterrichte angeschlossen hatten, daß ihre Zahl auf 60 gestiegen war, trennte er sie, nach einem geregelten Unterrichtsplan, in verschiedene Klassen und legte so den Grund zu der mit dem Waisenhause verbundenen Armen- und mittlern Bürgerschule. Noch in demselben Jahre faßte er den Entschluß, ein Waisenhaus und ein Pädagogium (Erziehungsanstalt) zu gründen; denn er hatte sich davon überzeugt, daß der Unterricht allein nicht vermögend sei, der Verwahrlosung unter den Armen und namentlich unter den Ver-Verwaisten abzuhelfen, sondern daß zu diesem als nothwendige Ergänzung noch die Erziehung hinzukommen müsse. Als er einst in der Armenbüchse, die im Pfarrhause hing, eine Gabe von 7 Gulden vorfand, da brach er in die freudigen Worte aus: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften!“ Festes Vertrauen auf den göttlichen Segen und Beistand gab ihm den Muth, mit so geringen Geldmitteln an die Verwirklichung seines großartigen Vorhabens zu gehen und dasselbe mit unerschütterlicher Beharrlichkeit durchzuführen. Freunde, die seinen Absichten ein warmes Interesse schenkten, vergrößerten das Grundkapital durch freiwillige Spenden auf 500 Thaler, von deren Zinsen er vor der Hand ein Waisenkind erziehen zu lassen beschloß. Als er sich nun umsah, das bedürftigste zu erforschen, brachte man ihm statt eines — vier elternlose Kinder. Er nahm sie alle auf, ermuthigt durch die Zuversicht, daß die werkthätige Liebe gleichgestimmter Seelen seinem menschenfreundlichen Beginnen zu Hülfe kommen werde.

So lange die Zahl der Waisen noch gering war, brachte er sie in Familien unter; doch da ihrer, von Jahr zu Jahr, immer mehrere wurden, sah er sich 1698 in die Nothwendigkeit versetzt, ein eigenes Waisenhaus zu errichten. Auf gleiche Art entstand das Pädagogium. Einige auswärtige Familien hatten nämlich ihre Kinder Francke zur Erziehung übergeben, und diese wurden ebenfalls anfänglich in Bürgerhäusern unterbracht. Nachdem auch ihre Zahl so zugenommen hatte, daß dieses Auskunftsmittel nicht mehr zureichte, ward für diese Kinder 1712 ein besonderer, sich an das Waisenhaus anschließender Bau aufgeführt. Zu diesen beiden Anstalten trat bald eine Pensionsanstalt. Von allen Seiten flossen dem Stifter reiche Geldbeiträge zu; die wichtigste Stütze für das Unternehmen aber wurden gewisse Arzneimittel, zu welchem ein Chemiker Francke auf dem Sterbebette die Recepte mitgetheilt hatte, und die so allgemeine Abnahme fanden, daß sie der Stiftung ehemals jährlich 30—40,000 Thaler einbrachten. Dadurch wurde Francke in den Stand ge-

setzt, seine umfangreichen Unternehmungen ohne Unterstützung der Regierung auszuführen. Schon im Mai 1714 wurden in den sämmtlichen Anstalten 1075 Knaben und 700 Mädchen von 108 Lehrern unterrichtet. Die Francke'schen Stiftungen haben sich seitdem von Jahr zu Jahr gehoben und sind endlich zu einer kleinen Schulstadt von 800 Einwohnern angewachsen. Dieselben umfassen gegenwärtig eine niedere Volks- und Freischule, in der 700 Kinder Unterricht empfangen, eine mittlere Bürgerschule für Knaben mit 800 Schülern, und eine zweite für Mädchen mit 500 Schülerinnen; ferner eine höhere Töchterschule, die von ungefähr 220 Mädchen besucht wird; eine höhere Bürger- oder Realschule, die 500 Schüler zählt; endlich zwei Gymnasien, die lateinische Schule und das Pädagogium, die zusammen etwa von 500 Kindern besucht werden. Mit diesen Schulen sind noch immer die drei von Francke errichteten Erziehungsanstalten verbunden. Die Waisenanstalten mit 130 Knaben und Mädchen, das Pädagogium mit 60 und die Pensionsanstalt mit 280 Zöglingen; 120 bis 130 Lehrer sorgen für den Unterricht. Das ganze, mächtig ausgedehnte Gebäude, schlechthin das Waisenhaus geheißen, welches einen Hof umschließt, auf dem das von Rauch's Meisterhand modellirte Erzbild des Gründers sich erhebt, nimmt sich großartig aus und trägt an seiner Giebelstirne die Inschrift: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie die Adler.“ (Jesaias 40, 31.)

Daß dieses „Harren auf den Herrn“ nur im Sinne eines werkthätigen, d. h. in guten Werken und Thaten fleißigen Christenthums zu verstehen sei, hat Francke wohl hinreichend durch seine ausgedehnten Schulschöpfungen dargethan. Es ließe sich das aber auch nicht minder aus der bewundernswürdigen Thätigkeit beweisen, die er daneben entwickelt hat. Die Leitung der theils eben erst vollendeten, theils im Entstehen begriffenen, sich von Tag zu Tag immer mehr erweiternden Stiftungen hätte die Arbeitskraft eines weniger thatkräftigen Mannes erschöpfend in Anspruch genommen. Francke behielt dabei noch Zeit und Kraft genug, sein Predigeramt zu versehen und seine gelehrten Studien fortzusetzen; er hielt sehr regelmäßig seine theologischen Vorlesungen und fand zwischen all' diesen Beschäftigungen noch überdies Muße und geistige Frische zu schriftstellerischen Arbeiten. Leider ist sein Leben, das zu Anbeginn seiner öffentlichen Wirksamkeit selbst so viel zu leiden hatte von der Verfolgungssucht buchstabengläubiger Glaubenseiferer, nicht ganz von Handlungen unduldsamer Frömmelei frei geblieben; doch vermag diese Schwäche ihm nichts von den unsterblichen Verdiensten zu schmälern, deren Geschichte wir so eben zur Beherzigung und Nacheiferung den Lesern dieses Büchleins erzählt haben.

Achter Abschnitt.

Geschäftliche Eigenschaften. — Der Geschäftsmann.

Siehest Du einen Mann fleißig in seinem Geschäfte, der soll vor den Königen stehen.
Sprüche Sal. 22, 29.

Nicht blos das Geschäftsleben fordert seine Geschäftsleute, sondern es will ein jedes Lebensgeschäft, wenn es wohl gerathen soll, von Geschäftsleuten angegriffen und gethan sein. Weil nun jeder Mensch irgend eine Beschäftigung oder ein Geschäft treibt, so könnte man füglich alle Menschen Geschäftsleute nennen; denn streng genommnn ist der Beruf des Predigers oder des Künstlers u. s. w. so gut ein Geschäft, als es die Thätigkeit des Kaufmanns ist, obgleich wir diesen letzteren vorzugsweise mit dem Prädikate „Geschäftsmann" zu bezeichnen pflegen. Je mehr Hinneigung nun eine Berufsthätigkeit zum praktischen Leben zeigt, je mehr in ihr der Proceß des äußeren Schaffens und des Strebens nach Erwerb hervortritt, je ausschließlicher wenden wir die Bezeichnung „Geschäft" darauf an, bis endlich das Berufsleben des Kaufmanns alle jene Eigenschaften in größter Ausbildung und Mannigfaltigkeit in sich vereinigt, weshalb wir von diesem ganz besonders als von einem „geschäftlichen" zu sprechen uns gewöhnt haben.

Das Lebensgeschäft wird dem Kaufmann zum Geschäftsleben, und die geschäftlichen Eigenschaften, deren er zur Führung seines Geschäfts bedarf, spielen bei ihm dieselbe wichtige Rolle, wie etwa Mannszucht und Tapferkeit beim Soldaten. Wollen wir daher Belehrung darüber haben, wie wir den Mechanismus unserer Berufsgeschäfte am Besten handhaben, so müssen wir beim

Kaufmann in die Lehre gehen und sehen, wie er's macht und treibt; denn die geschäftlichen Eigenschaften, welche ihm unentbehrlich sind, sind es mehr oder weniger einem Jeden.

Wie ist nun der wahre Kaufmann beschaffen?

Man hört gar oft im Leben die Ansicht äußern, daß es im kaufmännischen Leben und Wirken hauptsächlich darauf ankomme, mit kaltem Weltverstande und berechnendem Zahlengeiste, unbeirrt durch höhere Regungen, geschäftliche Unternehmungen auszuführen, deren einziges Ziel der materielle Nutzen sei; — daß der Kaufmann eigentlich nur den Einen Zweck verfolge, Geld und abermals Geld zu verdienen; — daß sein ganzes Thun und Denken darin bestehe, vortheilhaft einzukaufen und vortheilhaft zu verkaufen.

Wer so urtheilt, verkennt gänzlich das Wesen eines echten Geschäftsmannes.

Allerdings giebt es viele engherzige Kaufleute — Krämerseelen heißt man sie — die über dem beständigen Umgange mit dem Gelde endlich dahin gekommen sind, nichts Höheres anzuerkennen, als das Geld. Aber finden sich nicht in allen Berufsarten dergleichen niedrig gesinnte Menschen, die nur zu leben scheinen, um möglichst reich zu sterben? Dagegen leben und lebten zu allen Zeiten Geschäftsleute von großem, umfassendem Geiste, die nicht allein ausgezeichnet waren in ihrem Berufe, sondern auch im bürgerlichen Leben die großartigsten Werke der Menschenliebe verrichteten. Die edlen Menschenfreunde Jonas Hanway, Granville Sharp, William Wilberforce, Eynard waren Kaufleute; der hochherzige Amerikaner, George Peabody, welcher den Londoner Armen 250,000 Pfd. Sterlg. (1,666,666⅔ Thlr.) schenkte, und eine ähnliche Summe für wohlthätige Zwecke in seinem Vaterlande hergab — auch er gehört dem Kaufmannsstande an.

Zu den Erfordernissen eines auf der Höhe seines Berufes stehenden Geschäftsmannes gehören nicht blos ein tüchtiger Verstand, Waaren- und Komptoirkenntnisse, sondern vor Allem ein redlicher Charakter, und ferner Pünktlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung, Thatkraft, Umsicht, Menschenkenntniß, eine beständig wachsende Erfahrung und Einsicht in den Dingen des praktischen Lebens, rastlose Selbstbildung. — „Ich wüßte nicht," sagt Goethe, „wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte, als der Geist eines Handelsmannes."

Goethe war auch als praktischer Geschäftsmann groß und widerlegte dadurch thatsächlich das beliebte Vorurtheil, es könne und dürfe das Genie sich nicht befassen mit geschäftlichen Verrichtungen. Als ob das Genie, blos weil es da ist, ein Vorrecht hätte, ungestraft regellos und liederlich dahin leben zu

können. Goethe war bekanntlich längere Zeit Minister des Großherzogs Karl August und hatte als solcher viele wichtige Staatsgeschäfte unter Händen, deren gewissenhafte Besorgung er sich eifrig angelegen sein ließ. Er leitete u. a. das Kriegswesen. Um sich aus eigener Anschauung über die Zustände im Volke zu unterrichten, durchstreifte er oft zu Pferde das Land, und fand er irgendwo, daß etwas fehlte, da säumte er nicht lange mit der helfenden That. Eine Tagebuchnotiz aus dieser Zeit läßt erkennen, wie aufopfernd thätig der Dichter für das gemeine Wohl strebte: „Das Elend,“ schreibt er, „wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, und sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue, und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen.“ Auch um die Verbesserung des Löschwesens machte sich Goethe sehr verdient. Bei einigen bedeutenden Feuersbrünsten im weimar'schen Lande, setzte er seine Person so rücksichtslos dem wüthenden Elemente aus, „daß ihm die Augenbrauen versengt wurden und das Wasser ihm die Zehen brühte,“ er brachte es beim Großherzoge dahin, daß im ganzen Lande regelmäßige Löschanstalten eingerichtet wurden. Alles das that der Geschäftsmann Goethe, während der Dichter Goethe gleichzeitig die herrlichsten Geisteswerke schuf. Er wußte als praktisches „Weltkind“ den Werth des Geldes zu schätzen, und lebte nicht nur um zu dichten, sondern dichtete auch, um zu leben. Das Geld war ihm, wie es das überhaupt jedem wahrhaft Gebildeten ist, wohl ein werthes Mittel zu den schönsten Lebenszwecken, aber niemals selbst Zweck. Er sagte einst zu Eckermann*): „Jedes Bonmot, das ich sage, kostet mir eine Börse voll Geld; eine halbe Million meines Privat-Vermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als funfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürstlichen Personen ausgeben sehen, denen ich nahe verbunden war, und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich Theil nahm.“

Gleich Goethe zeichneten sich noch manche andere bedeutende Schöngeister als Geschäftsleute aus. Shakespeare war, wie Goethe, ein tüchtiger Theaterdirektor und that sich vielleicht mehr auf seine in dieser Stellung bewiesene Geschäftsgewandtheit, als auf seine dichterische Größe zu Gute. Aus Dichterruhm scheint sich dieser gewaltige Genius wenig oder gar nichts gemacht zu

*) Gespräche, Bd. 2, 67.

haben; wenigstens weiß man nicht, daß er auch nur eines seiner unsterblichen Bühnenwerke persönlich zum Druck befördert habe, während so viel gewiß ist, daß er sich mit keinem geringen Vermögen von der Theaterleitung nach seinem Geburtsorte Stratford am Avon zurückzog und hier den Rest seiner Tage in sorgenfreier Lage verbrachte. Der Philosoph Moses Mendelssohn war Geschäftsführer in einer Seidenfabrik, der farbenglühende Dichter Ferdinand Freiligrath arbeitete längere Zeit in dem Geschäft von Ferd. Huth und Komp. in London und war dann Jahre lang Direktor der dortigen schweizer Bank. Mangel an Geschäftsgeist hat dagegen schon oft die größten und herrlichsten Pläne vereitelt und sonst hochbegabte Menschen wie ein böses Verhängniß von Täuschung zu Täuschung geführt und in bitteres Leid gestürzt.

Heinrich Pestalozzi, der tiefdenkende, großherzige Erzieher, dem wir es zu danken haben, daß die Kindererziehung wieder auf den Boden der Natur zurückgekehrt ist, war im Geschäftsleben unbeholfen wie ein Kind und hatte deshalb so ziemlich sein ganzes Leben hindurch mit den schwersten Bedrängnissen und Fehlschlägen zu kämpfen. Er selbst erklärte seinen auffallenden Mangel an praktischer Befähigung folgendermaßen: „Mein Vater starb mir sehr frühe, und mir mangelte von meinem 6. Jahre an in meinen Umgebungen Alles, dessen die männliche Kraftbildung in diesem Alter so dringend bedarf. Ich wuchs an der Hand der besten Mutter, in dieser Rücksicht als ein Weiber- und Mutterkind auf, wie nicht bald eines in allen Rücksichten ein größeres sein konnte. Ich kam, wie man bei uns sagte, Jahr aus, Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor, kurz, alle wesentlichen Reize und Mittel zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungsart und männlicher Uebungen mangelten mir in dem Grade, als ich ihrer bei der Eigenheit und bei den Schwächen meiner Natur vorzüglich bedurfte.“ Er hatte einen treuen Jugendfreund, Bluntschli mit Namen, der ihn innig liebte und seine schwache Seite wohl kannte. Dieser starb leider, da Pestalozzi noch ein Jüngling war. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er den zurückbleibenden Freund rufen und sprach zu ihm diese Worte: „Pestalozzi, ich sterbe, und Du, für Dich selbst gelassen, darfst Dich in keine Laufbahn werfen, die Dir bei Deiner Gutmüthigkeit und Deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige, stille Laufbahn und lasse Dich, ohne einen Mann an Deiner Seite zu haben, der Dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschen- und Sachkenntniß, mit zuverlässiger Treue beisteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen Dir auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte.“

Pestalozzi, hingerissen von seinem erhabenen Streben zur Verbesserung des Volksunterrichts, ließ sich dennoch in eine Reihe von gewagten Unternehmungen ein. So gründete er 1775 die Neuhofer Armenanstalt, in welcher er an 50 Kinder um sich versammelte, die er dem tiefsten Elende entrissen hatte und im Sommer mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und anderen Handarbeiten beschäftigte, zugleich aber auch geistig anregte und bildete. Allein sein Mangel an praktischem Geschick verdarb Alles. Er machte die ärgsten Mißgriffe in der Verwaltung der Anstalt und der Bewirthschaftung des dazu gehörigen Gutes, gerieth immer tiefer in Schulden und mußte sein Unternehmen, nach 5jährigem Bestande, als gescheitert aufgeben. Entsetzlich war jetzt seine Lage. Oft fehlte es ihm an Geld, Brod und Holz zu kaufen, das ganze, nicht unbeträchtliche Vermögen seiner treuen Frau war verloren, und 15 Jahre der bittersten Armuth folgten. Er schrieb später: „Das große Unglück meiner Lebenstage bis auf diese Stunde ist eine bestimmte Folge des unverzeihlichen Fehlers, daß ich den Rath meines sterbenden Freundes vergaß.“ Lavater sagte einmal von ihm: „Wenn ich ein Fürst wäre, ich würde Pestalozzi in Allem, was das Landvolk und die Verbesserung seines Zustandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld anvertrauen.“ Die Unvollkommenheiten vortrefflicher und hochstehender Menschen sollen uns besonders eindringlich an unsere eigenen Mängel erinnern; es erklingt aus den Betrachtungen derselben die ernste Mahnung, strenge Selbstschau bei uns zu halten und die erkannten Fehler und Unzulänglichkeiten mit kräftiger Hand auszumerzen. Große Menschen sind auch darin groß, daß sie ihre Schwächen rückhaltslos anerkennen. Pestalozzi wußte genau, wo es ihm fehlte, und seine Selbstbekenntnisse sind rührend zu lesen in ihrer ergreifenden Unverblümtheit. In seiner Selbstbiographie, in den Briefen an seine Freunde, überall klagt er tiefbekümmert über sein praktisches Unvermögen. Er konnte nur im Anschluß an geschäftskundige Mitarbeiter praktisch mit Erfolg wirken. Als er diese später fand, hatte er mehr Glück mit seinen Schul-Unternehmungen. Eben weil Pestalozzi an sich selbst den Werth, die unbedingte Nothwendigkeit auf sich selbst gestellter Selbstständigkeit im Denken und Handeln, welche allein zur Selbsthülfe befähigt, erfahren hatte, war es sein Grundsatz: „Die Menschen durch seine Methode dahin zu bringen, sich selbst helfen zu können, da ihnen auf Gottes Boden Niemand hilft und Niemand helfen kann!“

Pestalozzi's Leben belehrt uns, daß der Erfolg unserer verschiedenen Bestrebungen nicht von glücklichen Zufälligkeiten abhängt, sondern eine direkte Folge der mehr oder weniger

entwickelten geschäftlichen Eigenschaften ist, die dabei wirksam sind. Wer ein ausreichendes Maß von Geschäftstüchtigkeit besitzt, darf hoffen, sich durch eigene Kraft und Hülfe auf einen grünen Zweig schwingen zu können. Die Fabel von den Arbeiten des Herkules ist die schönste und wahrste Versinnbildlichung alles menschlichen Thuns und Erfolges, und was Pestalozzi mit seiner Methode erreichen wollte, bleibt ewig das Rechte: Jeder Mensch, er werde in der Hütte oder im Palast geboren, sollte, durch geeignete Anleitung und Einwirkung, in seiner Jugend, dazu gewöhnt werden, sich in der Hauptsache auf den Gebrauch seiner eigenen Kräfte zu verlassen, weil er nur dadurch in den Stand gesetzt wird, im späteren Leben wahrhaft nützlich für sich und Andere zu wirken.

Es kann der Entwickelung der eigenen Kräfte und ihres selbstständigen Gebrauchs wenig förderlich sein, ja unter Umständen sogar den Geist der Selbsthülfe ganz darniederhalten, wenn dem Menschen der Weg durch's Leben allzuleicht gemacht wird. Besser ist's ihm, zu harter Arbeit gezwungen zu sein und in kleinen, einfachen Verhältnissen aufzuwachsen, als auf verweichlichendem Eiderdunenlager allzu günstiger Lebensumstände zu ruhen und jegliches Ding gewissermaßen gleich fix und fertig in die Hand gedrückt zu bekommen. Wer klein und bescheiden anfängt, hört in der Regel groß auf. Das ist so wahr, daß man es als eine der wesentlichsten Vorbedingungen zum Erfolge hinstellen kann: in jedwedem Berufe von unten, von der Pike auf zu dienen. In der kaufmännischen Welt ist es ein ganz gewöhnliches Vorkommniß, daß Solche, die mit nichts Anderem beginnen, als mit zwei gesunden Armen, einer gehörigen Portion gesunden Menschenverstandes, Thatkraft und Fleiß, weit sicherer in die Höhe kommen als Andere, die schon gleich zu Anfang ihrer Laufbahn über große Geldmittel und Kredite verfügen. Oft vergeuden und verlieren die erschlafften Söhne und Enkel wieder, was die Väter mit saurem Schweiße erarbeitet hatten. „Fortwährend," sagt Schulze-Delitzsch,*) „sehen wir sowohl Kleinmeister wie eigentliche Lohnarbeiter aus der beschränktesten Lage sich durch Tüchtigkeit und Beharrlichkeit herausarbeiten zu den ersten Stellungen in der Industrie, zu Leitern der großartigsten Unternehmungen, zu Herren eines bedeutenden Vermögens, oder doch wenigstens zu einem gesicherten Wohlstand. Dagegen nehmen wir ebenso oft wahr, daß die Söhne begüterter Familien, in die günstigste Lage beim Beginn ihrer Laufbahn versetzt, durch Untüchtigkeit, Schlaffheit, Verschwendung von ihrem Reichthum herabsinken, und entweder ganz verkommen oder wieder von vorn

*) Arbeiterkatechismus S. 117, ff.

anfangen müssen. So entsteht ein fortwährender Wechsel, ein Schwanken in der äußeren Lage unter den auf die Industrie Angewiesenen vom großen Unternehmer bis zum schlichtesten Arbeiter, welches sich unmittelbar aus einer Eigenschaft der menschlichen Natur erklärt. Gewiß ist dies Emporarbeiten zu einer höheren socialen Stellung mit großen Schwierigkeiten verbunden, darüber wird sich Niemand täuschen. Aber gerade deshalb sehen wir die Aufgabe von Denen, die sich ihr ernstlich unterziehen, in so überraschender Weise gelöst. Der Mensch ist nun einmal so geartet, daß sich einerseits seine ganze Leistungsfähigkeit nur da vollständig entwickelt, wo man ihn einzig auf die eigene Kraft verweist und diese in harten Proben stählt. Andrerseits tritt, wo diese Nöthigung von Haus aus wegfällt, wo im Besitz ererbter Mittel der Genuß ohne Anstrengung zur Gewohnheit wird, nur gar zu leicht im Genügen des Erworbenen das Streben nach Erwerb zurück, die Genußsucht überwuchert die thätige Kraft, und die Folge davon ist Erschlaffung und Demoralisation. Wer erkennt nicht eine gewisse gerechte Ausgleichung in dieser Einrichtung unserer Natur zwischen den Höhen und Tiefen der Gesellschaft, welche wir so sich einander berühren, in einander übergehen sehen, und wie wohlthätig wirkt dieselbe für den menschlichen Haushalt im Allgemeinen!“

Wir nennen einige besonders in die Augen springende Beispiele von Kaufleuten, die mit Nichts beginnend ungeheure Reichthümer erwarben. Stephan Girard, der 1831 zu Philadelphia starb, hinterließ ein Vermögen von 75 Mill. Franken. Er war, 12 Jahre alt, von seiner Vaterstadt Bordeaux als Schiffsjunge nach den Vereinigten Staaten hinübergefahren und brachte es durch enormen Fleiß und kühnen Unternehmungsgeist dahin, einer der ersten Handelsleute der Welt zu werden. Ganz ähnlich gestaltete sich der Lebenslauf des Deutschen Jakob Astor, eines der unternehmendsten und begütertsten Männer der neueren Zeit. Er wurde 1763 zu Walldorf bei Heidelberg als Kind armer Eltern geboren und schiffte sich als junger Mensch mit einem kleinen Vorrathe von Waaren nach Nordamerika ein. Auf dem Schiffe machte er die Bekanntschaft eines Pelzhändlers, der ihm in glänzenden Farben die ungeheuren Vortheile des Pelzhandels schilderte und ihn dadurch veranlaßte, sich ganz diesem Geschäftszweige zu widmen. Nachdem er sich im Dienste eines der größten Pelzhändler in New-York die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, gründete er mit einem kleinen Kapitale eine eigene Handlung und arbeitete mit so viel Verstand, Ausdauer und Glück, daß er im 6. Jahre des Geschäftsbestandes schon 200,000 Dollars (300,000 Thaler) beisammen hatte. Seine Handelsverbindungen erstreckten sich nach und nach über die ganze Erde, und seine

Schiffe besuchten alle Meere. Er besaß Länderstrecken im Innern der Vereinigten Staaten, die einen größeren Flächeninhalt hatten als manches Fürsten- und Herzogthum in seinem Vaterlande, und sein Vermögen ward bei seinem 1848 erfolgten Tode auf 30 Millionen Dollars (45 Millionen Thaler) geschätzt.

Zwei deutsche Familien haben sich besonders ausgezeichnet und berühmt gemacht auf dem Gebiete des Gelderwerbs: vor mehreren hundert Jahren die Familie der Fugger, deren Stammvater ein armer Leinweber zu Augsburg war, und neuerdings die Rothschild'sche Familie, zu deren selbst den Schätzen eines Krösus oder Crassus den Rang streitig machenden Reichthümern Mayer Anselm Rothschild, geb. 1743 in der Judengasse zu Frankfurt a. M., dessen Eltern gewöhnliche Handelsjuden waren, ein kluger, beharrlicher und äußerst rechtlicher Mann, den Grund legte, der durch Klugheit, Rechtlichkeit und Eintracht der Nachkommen unter sich — welche der sterbende Vater den Söhnen an's Herz gelegt hatte — eine so unermeßliche Erweiterung erfahren hat.

Es gehört zu den Unvollkommenheiten des Menschengeschlechts, daß aus reiner Liebe für das Rechte, Gute und Schöne auf dieser Welt das Wenigste geschieht; daß diese Liebe höchstens einzelne auserwählte Menschen beseelt und zu unermüdlichem Wirken begeistert, während die Menschheit im Ganzen und Großen nur arbeitet, weil die Befriedigung der täglichen Bedürfnisse durch kein anderes Mittel als durch Arbeit erreicht werden kann. Aber welch' ein köstlicher Segen ist es um diese Arbeitsnöthigung! Die Erziehung des Menschengeschlechts zur sittlichen Selbsthülfe datirt von dem Tage, wo, wie die fromme Ueberlieferung des Alten Testaments erzählt, die ersten Menschen das faule Leben im sogenannten Paradiese verlassen mußten und verflucht wurden, hinfort im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu essen, d. h. zu arbeiten. In der Lebensluft der Seele ist Arbeit der Sauerstoff und Trägheit der Stickstoff. Die Arbeit und nur die Arbeit macht den Menschen gottähnlich; denn sie heiligt sein Herz, indem durch sie und in ihr alle seine physischen, geistigen und sittlichen Grundkräfte zu menschenwürdiger Ausbildung sich entfalten, und folglich die Erfüllung seiner Bestimmung vermittelt wird. „Die rechte Arbeit," sagt unser verehrter Diesterweg, ist religiöse Uebung, ist wahrhaftiger, lebendiger, praktischer Gottesdienst. Das rechte Arbeiten und das rechte Beten ist nicht neben und nach, sondern in und mit einander. Das Arbeiten aber bleibt die Hauptsache; denn wer rechtschaffen arbeitet, der betet auch." Die Arbeit ist die Wurzel und der Hebel alles Fortschreitens der einzelnen Menschen und des ganzen Menschengeschlechts. Das wäre vielleicht der schwerste Fluch, der sich denken läßt, wenn der Mensch plötz-

lich entbunden würde von aller Nothwendigkeit eigener Anstrengung und all' seine Wünsche und Bedürfnisse ohne Arbeit befriedigt erhielte; deshalb erkor sich der alte Arndt auch den durch und durch christlichen Wahlspruch: „Lieber muntere Hölle, als faulen Himmel!"

Das Sprüchwort sagt: selber essen macht fett. Um aber selber essen zu können, muß man selber arbeiten. Darum sagen wir: selber arbeiten macht fett! Wer fleißig ist in seinem Geschäft, verdient fast immer seinen Nährpfennig und einen Ehrpfennig obendrein für die besseren, edleren Genüsse des Lebens. Wer in seinem Geschäft statt vorwärts zu kommen — zurückkommt, ist sicher in den meisten Fällen selbst Schuld daran; denn wie man's treibt, so pflegt's zu gehen. Aber der in unglückliche Verhältnisse gerathene Mensch ist nur zu sehr geneigt, den Ton verletzter Unschuld anzunehmen und Jedermann, nur nicht sich selbst, die Schuld an seinem Unglück beizumessen. Pestalozzi, der sich erkannte und bekannte wie er war, läßt den gebesserten Vogt in seinem herrlichen Volksbuche „Lienhard und Gertrud" also sprechen: „Ich meinte ehedem immer, an Allem, was mir begegne, seien andere Leute Schuld, und es kam mir nie in den Sinn, wie viel ich selber fehle, und darum bin ich hundert Mal wie ein Narr über die unschuldigen Leute rasend geworden." Und von einer anderen Person in dem Buche heißt es: „der arme Tropf wußte von nichts weniger in der Welt als davon, daß der Mensch aus jedem Unglück, was ihm begegnet, den größten Nutzen ziehen könne, wenn er sich überwinden kann, nachzuforschen, worin er selber daran Schuld ist. Er wüthete nur darüber, daß Jedermann das Gespött mit ihm trieb, und daß seine Thorheiten und Laster ihm dieses Gespött zugezogen hatten. Aber so ist der Mensch allenthalben. Er meint, er dürfe zwanzig, dreißig oder vierzig Jahren ein Narr oder ein Schelm sein, und es dürfe dann Niemand auch nur das Maul darüber rümpfen, wenn es ihm auskömmt."

Ein russisches Sprüchwort sagt, das Unglück sitze in der Nachbarschaft der Dummheit, und wer sich mit offenem Auge im Leben umgeschaut hat, wird im Allgemeinen bestätigt gefunden haben, daß diejenigen Menschen, welche beständig über Mangel an Glück und Erfolg klagen, gewöhnlich nur die Folgen ihrer eigenen Nachlässigkeit, schlechten Wirthschaft, Unachtsamkeit oder Trägheit ernten. Ueberhaupt verschuldet nachlässige oder ungenügende Ausbildung der geschäftlichen Eigenschaften wohl die meisten Mißfolge. Der äußere Erfolg hängt nun einmal wesentlich davon ab, daß der Mensch in allerlei Beruf ein tüchtiger Geschäftsmann sei, und darum sollten die Eltern und Lehrer den Kindern, Knaben sowohl Mädchen, eine möglichst praktische, d. h.

auf das wirkliche Leben berechnete Erziehung ertheilen, welche die Entwickelung der geschäftlichen Eigenschaften nicht als Nebensache, sondern als eine der wichtigsten Vorbereitungen auf das Berufsleben behandelt.

Fleiß, Aufmerksamkeit, Gründlichkeit, Genauigkeit, Methode, Pünktlichkeit, Ordnung — das sind ungefähr die wesentlichsten geschäftlichen Eigenschaften, deren ein Jeder, ob Kaufmann oder nicht, zur erfolgreichen Führung seines Lebensgeschäfts bedarf. Sie bilden, neben Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, die breite und feste Grundlage, auf welcher sich das Gebäude der materiellen Wohlfahrt — die Voraussetzung des geistigen und sittlichen Gedeihens — und nützlicher Wirksamkeit aufbaut.

Die zahlreichen Beispiele von großen Arbeitern auf den Gebieten des Gewerbfleißes, der Kunst und der Wissenschaft, welche wir, mehr oder minder ausführlich, auf den vorstehenden Blättern betrachtet haben, lehrten uns die ungeheure Wichtigkeit des Fleißes eindringlich kennen. Jeder Tag bestätigt ja tausendfältig den Ausspruch Benjamin Franklin's, „daß der Fleiß die Mutter des Glücks ist und Gott dem Fleißigen Alles giebt." Der große Amerikaner läßt seinen armen Richard*) ferner sprechen: „Faulheit macht Alles schwer und Fleiß Alles leicht. Die Faulheit schleicht so langsam, daß sie von der Armuth bald eingeholt wird. Treibe Dein Geschäft und laß Dich nicht von Deinem Geschäft treiben. Faulheit gleicht dem Roste, der weit mehr angreift, als die Arbeit, während der Schlüssel, den man oft braucht, immer blank ist. Mit Fleiß und Geduld nagt die Maus ein Tau ab, und wiederholte Streiche fällen die größte Eiche. Sorgen entspringen aus dem Müssiggange und Beschwerden aus unnöthiger Muße."

Aufmerksamkeit und Gründlichkeit sind nicht minder unerläßlich für das gute Fortkommen im Leben, — gründliche Aufmerksamkeit im Beobachten, im Sprechen, in allem Vollbringen des Lebens. Was gethan wird, werde möglichst vollkommen gethan; denn es ist weit besser, ein geringes Stück Arbeit in allen Theilen sorgfältig und gut, als das Zehnfache oberflächlich zu thun. Ein weiser Mann pflegte zu sagen: „Halt ein wenig inne, damit wir desto eher vollenden."

Ungründlichkeit und Ungenauigkeit, die ewigen Erzeuger der Mißverständnisse und Irrthümer, der komischen und ernsthaften Verwirrungen, kurz eines ganzen Heeres von kleinen und großen Plagegeistern des Erdendaseins, sind viel häufiger vertretene Eigenschaften, als ihr Gegentheil. Wir hörten kürzlich aus dem

*) Er gab einen Kalender dieses Titels heraus.

Munde eines des praktischen Lebens gründlich kundigen Mannes die Bemerkung: „Es ist erstaunlich, wie wenige Menschen ich angetroffen habe, die im Stande waren, einen Begriff genau zu definiren“ (bestimmen). Leider paßt diese Wahrnehmung so ziemlich auf die Mehrzahl aller Menschen. Die Sprache hat den Zweck, unsere Gedanken und Begriffe zum Ausdruck zu bringen. Weil nun die wenigsten die Begriffe scharf sondern und genau denken, so ist es eine ganz natürliche Folge, daß die meisten auch ungenau sprechen.

„Sage deutlicher, wie und wenn;
Du bist uns nicht immer klar.“
Gute Leute, wißt ihr denn,
Ob ich mir's selber war?

Goethe.

Die Schuld an dieser Verwahrlosung der Geister — denn so muß man's wohl nennen — steckt, wie wir meinen, in den Unterlassungssünden unseres Erziehungswesens. So lange noch unverstandene Gesangbuchverse, Bibelstellen und Katechismus die Seelchen unserer Kinderwelt verwirren und ihr Gedächtniß zur todten Maschine entstellen, so lange wird Genauigkeit und logische Schärfe im Denken, Sprechen und Handeln die Ausnahme sein, statt daß sie die Regel bilden sollte. Die Ungenauigkeit im Denken überträgt sich selbstverständlich auf unsere verschiedenen Handlungen, und da wir gewöhnlich nach diesen beurtheilt werden, so geschieht es, daß, namentlich in geschäftlichen Angelegenheiten, die besondere Art und Weise, wie wir selbst kleine Dinge angreifen, das Urtheil der Menschen für oder gegen uns einnimmt. Mag Jemand in allen andern Rücksichten tugendhaft, tüchtig und brav sein, so kann man ihm dennoch kein Vertrauen schenken, wenn er gewohnheitsmäßig Verstöße gegen die Genauigkeit macht, alle seine Arbeiten müssen sorgfältig nachgesehen werden, denn es ist durchaus kein Verlaß auf ihn, sein ungenaues Wesen veranlaßt unaufhörlich Störungen, Aufenthalt, Aerger und Mühe.

Es gehört zu den charakteristischen Eigenschaften des ausgezeichneten englischen Staatsmannes Charles James Fox, daß er in Allem, was er unternahm, überaus genau und unverdrossen verfuhr. Als er bereits Staatssekretair geworden war, tadelte Jemand seine Handschrift. Auf der Stelle nahm er einen Schreiblehrer an und schrieb nach Vorschriften wie ein Schulknabe, bis er eine genügend gute Hand schreiben konnte. Eine deutliche, leserliche Schrift zu schreiben ist ebenso wichtig, wie laut und verständlich zu sprechen. Der praktische Kaufmann, der so Vieles schriftlich abzumachen hat, legt darum ein großes Gewicht auf eine gute Handschrift, und diese leitet ihn sogar sehr häufig bei der Wahl seiner Geschäfts-Gehülfen. Der Gelehrte dagegen sucht unbegreiflicher Weise vielfältig einen gewissen Standesstolz,

darin, eine möglichst unklare, verschnörkelte, hieroglyphische Hand zu schreiben, worin die Buchstaben zu Pünktchen oder verkrüppelten Strichen und Schleifen verschrumpft sind und meist gar nicht, oft nur mikroskopisch entziffert werden können. Wer sich durch eine schlechte Schrift Respekt zu verschaffen oder in den Geruch einer tiefen Gelehrsamkeit zu setzen meint, irrt sehr. Mag ein Jeder, was nur für seine Augen bestimmt ist, nachlässig schreiben; aber Andern zumuthen wollen, eine liederliche Handschrift mehr zu rathen als zu lesen, zeugt von sehr seichter Bildung und muß, milde ausgedrückt, als ein Verstoß gegen die gewöhnlichste Achtung, die wir unsern Nebenmenschen schulden, bezeichnet werden. Jeder, er sei König oder Bauer, gelehrt, oder nicht gelehrt, soll und kann sich eine gute Hand aneignen, die durchaus nicht kalligraphisch schön, sondern nur deutlich zu sein braucht. Lord Palmerston hielt es nicht unter seiner Minister-Würde, in einer außerparlamentarischen Rede über den richtigen Gebrauch der Stahlfedern zu sprechen. „Die Handschrift“ sagt er u. A., „muß vor Allem leicht lesbar sein, und ob sie dann schön oder nicht schön aussieht, ist an sich gleichgültig.“ Und die Summe der ganzen Schreibekunst faßt er in die tief zu beherzigende Weisung zusammen: „Schreibe eine große Hand und bilde jeden einzelnen Buchstaben gleichmäßig gut.“ Die Menschen würden sich und Anderen das Leben unendlich viel leichter machen, wenn sie sich im Allgemeinen mehr bemühen wollten, eine gute Hand zu schreiben.

Sehr wesentlich gefördert und erleichtert wird jede Berufsthätigkeit durch Methode oder planmäßige Erledigung der vorliegenden Berufsgeschäfte; denn indem diese in einer bestimmten Reihenfolge besorgt werden; wird es möglich, die Arbeit rascher und folglich mehr Arbeit zu bewältigen. Es ist damit, wie mit dem Packen eines Koffers; ein guter Packer, der die einzelnen Gegenstände richtig zu vertheilen weiß, wird beträchtlich mehr hineinbringen können, als ein schlechter. Mit der Methode Hand in Hand muß Das gehen, was der Engländer mit dem unnachahmlichen Worte dispatch, wörtlich Eile, ausdrückt, worunter die geschwinde und gewandte Abwickelung der laufenden Geschäfte zu verstehen ist. Diese lernt sich, wie alles Andere, durch Uebung. Ein französischer Minister, der immer in seinen Geschäften à jour, d. h. bis auf den laufenden Tag in Ordnung war und dabei noch Zeit hatte, regelmäßig Vergnügungsörter zu besuchen, wurde einst gefragt, wie er das Kunststück fertig brächte, Beides mit einander zu vereinigen. „Die Sache ist einfach diese,“ antwortete er, „ich schiebe niemals ein Geschäft, das heute gethan sein will, bis morgen auf.“ Es giebt nur zu viele Menschen, die es umgekehrt machen, Alles auf die lange Bank schieben und endlich so

tief in Rückstand gerathen, bis sie alle Lust verlieren, das Versäumte nachzuholen. Auch in diesem negativen Verfahren liegt Methode, aber eine Methode, welche statt zu Erfolgen zum wirthschaftlichen Ruin führt. Solche eingefleischte Rückständler lieben es, die Ordnung ihrer Angelegenheiten Dritten zu überlassen, auf deren Zuverlässigkeit nicht immer mit Sicherheit gebaut werden kann. Wichtige Dinge heischen ein persönliches Sich-darum-kümmern. „Selbst ist der Mann!" sagt das Sprichwort, und der arme Richardt spricht: „Ein Heute ist mehr werth als zwei Morgen, und hast Du morgen etwas zu thun, so thue es heute. Willst Du ein Geschäft gut ausgerichtet haben, so gehe selbst; wenn nicht, so schicke darnach." Ein Gutsbesitzer kam durch Trägheit und liederliche Wirthschaft so sehr zurück, daß er, um seine Gläubiger zu befriedigen, die Hälfte seiner 3000 Thaler jährlich eintragenden Ländereien verkaufen mußte, die andere Hälfte verpachtete er auf zwanzig Jahre an einen fleißigen Landmann. Der Termin war noch nicht abgelaufen, als der Pächter kam und den Eigenthümer fragte, ob er seine Besitzung verkaufen wolle. „Wollt Ihr der Käufer sein? fragte er diesen verwundert. „„Wenn wir uns über den Preis einigen können, allerdings."" „Das ist seltsam, sehr seltsam," entgegnete der Gutsherr. „Sagt mir doch, bitte, wie es nur zugehen mag, daß ich nicht bei zweimal so viel Land bestehen konnte, wofür ich doch keine Pacht bezahlte, während Ihr mir regelmäßig 1200 Thaler für das halbe Gut zahlt, und nun sogar im Stande seid, es zu kaufen." „„Der Grund ist einfach genug,"" war die Antwort. „„Ihr saßet still und sagtet: Geht! ich stand auf und sagte: Kommt! Ihr lagt des Morgens im Bett und lebtet nur, um zu genießen, ich war stets früh auf und bei der Arbeit.""

Walter Scott schrieb einst an einen jungen Mann, der eine Anstellung erhalten und sich seinen Rath erbeten hatte: „Hüten Sie sich über einen Hang zu straucheln, der Sie leicht befallen möchte, wenn Ihre Zeit nicht immerwährend mit nützlicher Thätigkeit ausgefüllt ist, — ich meine das, was die Frauenzimmer tändeln nennen. Ihr Wahlspruch sei stets: Handeln! Thun Sie das auf der Stelle, was gethan werden muß, und überlassen Sie sich immer erst nach dem Geschäft der Erholung und dem Vergnügen, niemals vor demselben. Wenn ein Regiment Soldaten marschirt, werden mitunter die hinteren Reihen in Unordnung gebracht, weil die Vorhut sich nicht stetig und ohne Unterbrechung bewegte. Genau verhält so sich's mit geschäftlichen Dingen. Wird das, was zunächst vorliegt, nicht pünktlich, stetig und regelmäßig besorgt, so häuft sich Arbeit auf Arbeit, bis die Masse des Rückständigen so drängend und bedrängend geworden ist, daß kein Mensch die Verwirrung aushalten kann."

Eine richtige Schätzung der Zeit ist vielleicht der wirksamste Sporn zu thatkräftig-raschem Handeln. Ein italienischer Philosoph pflegte die Zeit sein Landgut zu nennen, ein Landgut, welches ohne sorgfältige Bewirthschaftung nichts Werthvolles hervorbringe, aber wohl angebaut niemals ermangele, die Arbeit des Fleißigen reichlich zu belohnen. Läßt man es brach liegen, so wird man nur schädliches Unkraut und Giftpflanzen aller Art ernten. Ununterbrochene nützliche Thätigkeit ist schon darum so überaus segenbringend, weil sie in der Seele des Beschäftigten festen Sinn für sittliches Streben begründet und nichtsnutzige oder böse Gedanken dauernd nicht aufkommen läßt; denn, fürwahr, Müßiggang ist aller Laster Anfang und des Teufels Ruhekissen. Mit Bezug auf diese festmachende, versittlichende Kraft der Arbeit legt Matthias Claudius dem fleißigen Bauer die Worte in den Mund:

„Mir macht der Böse keine Noth,
Ich schlag' ihn schief und krumm,
Und dresch' und hau' und grab' ihn todt
Und pflüg' ihn um und um."

In Geschäftskreisen wird dem Grundsatze gehuldigt, daß Zeit — Geld sei. Der Gelehrte könnte sagen, Zeit ist — Gelehrsamkeit, der Künstler, Zeit ist — Kunst. Jeder hat auf seine Weise recht; denn so wie der Raum der allgemeine Spielraum der Bewegung, so ist die Zeit der Allen und Allem gemeinsame Spielraum der Entwickelung. Nicht Geld, nicht Kunst, nicht Gelehrsamkeit allein sind Werthmesser der Zeit, sondern diese mißt ihr Maß vor Allem an der Summe von Selbsterziehung, Selbstveredelung und Charakterbildung, die wie uns in ihr und durch sie erworben haben. „Liebst Du das Leben," sagt der arme Richard, „so vergeude die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel mehr, als nöthig ist, verwenden wir aber auf den Schlaf und bedenken nicht, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden. Wenn Zeit das Kostbarste von allen Dingen ist, so ist verschwendete Zeit die größte Verschwendung; denn verlorne Zeit kehrt nie wieder und was wir Zeit genug nennen, erweist sich immer als wenig genug." Die Kunst zu leben heißt mit andern Worten die Kunst, seine Zeit richtig anzuwenden und Alles zur rechten Zeit zu thun. Alles unter dem Himmel hat seine Zeit, sagt die Bibel, und es kommt nur darauf an, diese Zeit immer genau einzuhalten. Was in der Jugend versäumt wurde, ist im Alter nur schwer, oft gar nicht nachzuholen, oder, wie das Volk sich ausdrückt, „was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr." Man könnte die ganze Lehre von der richtigen Zeitbenutzung kurz in diese Worte zusammenfassen: „Was Du thust, daß thue gut, bald und rechtzeitig!" Ein haus-

hälterischer Gebrauch der Zeit ist der bequemste und natürlichste Weg, sich gehörige Muße zu verschaffen und alle seine Geschäfte in Ruhe und Vollständigkeit abzumachen. Auf der andern Seite verstrickt uns eine zeitverzettelnde Lebensweise in ewige fieberhafte Eile, Unruhe, Verwirrung und Verwickelungen, und das Leben wird so zu einer bloßen Anhäufung von Verlegenheiten, die selten ohne schlimme Folge bleiben. Der britische Seeheld Nelson bestellte einst etwas bei einem Kaufmann und bat diesen dringend, das Bestellte früh um sechs Uhr zu schicken. „Mylord, ich werde die Ehre haben, es Ihnen Punkt 6 Uhr selbst zu bringen.“ Nelson klopfte ihm kopfschüttelnd und freundlich auf die Schulter. „„Nicht genug,““ sagte er lächelnd, „„Sie müssen sich eine Viertelstunde früher einfinden.““ „Wohl, Mylord, so bin ich um dreiviertel auf 6 Uhr vor Ihrer Thüre.“ „„Schön, lieber Mann, immer eine Viertelstunde früher, dieser Viertelstunde danke ich alles Gute und Nützliche, was ich in meinem Leben gethan habe.“

Nichts flößt wohl geschwinder Vertrauen in die Zuverlässigkeit eines Menschen ein, als pünktliches Wesen, und nichts ist geeigneter, dies Vertrauen gründlicher zu erschüttern, als Unpünktlichkeit. „Pünktlichkeit,“ sagte Ludwig XIV., ist die Höflichkeit der Könige.“ Keine Eigenschaft ist dem Geschäftsmann unentbehrlicher, als diese. Wer seine Versprechungen zur festgesetzten Zeit erfüllt und Dich nicht auf sich warten läßt, beweist dadurch, daß er den Werth Deiner und seiner Zeit zu schätzen und zu achten weiß. So wird die Pünktlichkeit ein Mittel, allen Denen unsere persönliche Achtung kundzugeben, mit denen wir in den Geschäften des Lebens verkehren. Auch ist Pünktlichkeit ein Beweis von Gewissenhaftigkeit, denn jedes Versprechen ist, stillschweigend oder ausdrücklich, ein bindender Vertrag, und wer denselben nicht hält, ist nicht nur wortbrüchig, sondern betrügt obendrein andere Leute um ihre schöne Zeit und bringt sich um Ehre und guten Ruf. Wir kommen nothwendig zu dem Schluß, daß Derjenige, welcher nachlässig mit der Zeit umgeht, auch im Geschäft nachlässig sein werde, und daß ihm in wichtigen Dingen überall kein Vertrauen geschenkt werden dürfe. Als sich ein Schreiber Georg Washington's einst seines späten Kommens wegen entschuldigte und die Schuld auf seine Uhr schob, sagte sein Herr ruhig: „So schaffen Sie sich entweder eine andere Uhr an, oder ich muß mir einen anderen Schreiber halten.“

Der Unpünktliche ist der ärgste Störenfried, den es giebt, denn Niemand stört so beharrlich wie er immer und immer wieder den Frieden und die Ruhe anderer Leute. Jeder, der das Unglück hat mit ihm in geschäftliche Berührung zu kommen, wird von Zeit zu Zeit in eine Art von Fieber gestürzt. Er verspätet

sich regelmäßig und ist pünktlich nur in der Unpünktlichkeit, er tändelt gewissermaßen systematisch, ist immer hinter der Zeit zurück, erreicht den Bahnhof, nachdem der Zug abgegangen und trägt seinen Brief auf die Post, wenn die Abnahmezeit verstrichen ist. So geräth sein Geschäft in die unheilvollste Verwirrung und jeder Betheiligte in die übelste Stimmung. Man wird im Allgemeinen finden, daß Menschen, die beständig hinter der Zeit zurückbleiben, ebenso beständig auch hinter dem Erfolge zurückbleiben. So straft sich Alles selbst, so wird der Mensch seines Unglücks Schmied.

Gleich wichtig wie die soeben besprochenen geschäftlichen Eigenschaften, ja in mancher Beziehung deren Grundlage bildend, ist die Ordnung. Welche bewundernswürdige Ordnung herrscht nicht in dem gesammten Haushalt der Natur! Ordnung ist im Geschäftsleben „der ruhende Pol in der Flucht der Erscheinungen,“ der rothe Faden, an dem sich die bunte Mannigfaltigkeit der täglichen Geschäftsvorfälle in übersichtlicher Gliederung aneinanderreiht. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung in einem Geschäfte, gleichviel ob dieses groß oder klein sei, ist eine genaue Buchführung unentbehrlich. „Eine der häufigsten Ursachen, daß Gewerbtreibende in ihrem Geschäftsbetriebe nicht vorwärts, sondern zurück kommen, ist: die unterlassene Rechnungsführung über Einnahme und Ausgabe und über das, was sie an Andern zu forder hatten, oder Andern zu zahlen schuldig waren. — Sei das Geschäft, welches man betreibt, auch noch so klein, noch so einfach, Ordnung muß stets darin herrschen. Zur Ordnung gehört es aber, Alles in einem besonderen Buche zu vermerken, was unser Vermögen vermehrt oder vermindert, um in jedem Augenblicke den Stand des Vermögen übersehen zu können. Wer kann ohne diese Kenntniß dann Einschränkungen im häuslichen Leben treffen, wenn diese nöthig werden? Ist ein jeder verausgabte Posten aufgezeichnet, dann entdeckt man leicht diejenigen, welche bei ungünstiger Stellung der Ausgabe zur Einnahme künftig vermieden werden müssen, um einen erfreulicheren Stand der Rechnung zu erzielen. Wer sich hierbei auf sein Gedächtniß verlassen zu können glaubt, irrt sich. Auch bei dem kleinsten Geschäft reicht dieses nicht aus. Sind die Schulden ebenfalls aufgeschrieben, so wird man sich leichter an das zu Bezahlende erinnern und zur rechten Zeit für die Abtragung sorgen können, um den so nöthigen Kredit zu sichern und im Fall der Noth wiederum helfende Freunde zu finden. Man wird aber auch ausstehende Schulden zu rechter Zeit einzuziehen suchen und keine aus der Acht lassen, zumal da zu große Nachsicht und Nachlässigkeit oft nur üble Schuldner aus Denen macht, welche kleine Posten, wenn sie zur rechter Zeit daran erinnert worden wären, wohl

abgetragen hätten, was ihnen nun bei der heranwachsenden Schuld bei dem besten Willen nicht möglich wird. — Und rührt es nicht auch von dem Mangel einer pünktlichen Buchführung her, wenn der Geschäftsmann aus nicht genauer Kenntniß des Preises seiner verbrauchten Materialien dem Käufer Preise stellt, bei denen er selbst zu Grunde gehen muß, oder die im entgegengesetzten Falle den Käufer veranlassen, sich künftig anderswohin zu wenden? Was warnt uns mehr vor weniger nothwendigen Ausgaben, als unser Rechnungsbuch? — In wie traurige Verhältnisse sind nicht oft schon Familien versetzt worden, wenn Hausväter plötzlich mit Tode abgingen, die ihre Rechnungen nur im Kopfe oder an der Stubenthür geführt, oder nur ungenügende Notizen über den Zustand ihres Vermögens hinterlassen hatten?"

„Und doch gehört nur wenig Zeit dazu, um ein einfaches Einnahme- und Ausgabebuch zu führen, und ein anderes über die ausstehenden, guthabenden und zu bezahlenden Schulden."

„Wem diese Bücher fehlen, wer nie an eine eigene Rechnungsablegung denkt, sondern unbesorgt fortwirthschaftet, so lange es geht, der darf sich nicht beklagen, wenn er den Verfall seines Gewerbes sieht und ungeachtet aller Geschicklichkeit und allen Fleißes kaum so viel zu erübrigen vermag, als er gerade nöthig hat, um sich und die Seinigen nothdürftig zu ernähren, der darf nicht äußeren Verhältnissen (der Nahrungslosigkeit der Zeiten, hohen Abgaben u. s. w.), sondern nur seiner Sorglosigkeit es beimessen, wenn ihm ein Spar- und Nothpfennig abgehet, wenn er in Schulden und in Armuth versinkt."

„Darum, wer es weiter in seinem Fache bringen, wer zum Wohlstande gelangen, seinen Wohlstand erhalten und erhöhen, wer ein rechtschaffener Mann sein und bleiben will, der schreite nach vorheriger Aufnahme eines Inventariums, d. h. eines genauen Verzeichnisses über sein ganzes Besitzthum, es bestehe in baarem Gelde, in Forderungen oder in Schulden, in Grundstücken, Geräthschaften, Vorräthen u. s. w., zur Anlegung und beharrlichen Fortführung eines Rechnungsbuches, worin Einnahme und Ausgabe geschieden eingetragen werden. Der Nutzen davon wird sich bald zeigen."*)

Die genannten Arbeitseigenschaften bilden so zu sagen die äußeren oder mechanischen Erfordernisse einer erfolgreichen geschäft-

*) Wir entnehmen diese musterhafte Auseinandersetzung dem „deutschen Schul-, Haus- und Kinderfreund" des verdienstvollen Lehrers K. F. W. Wander. Für den Kaufmann hätte es der Mittheilung derselben kaum bedurft; aber unbedingt geboten erschien uns die Wiedergabe des Ganzen im Interesse unseres Handwerkerstandes, der, so weit er noch nicht dem Genossenschaftswesen beigetreten ist, in seiner ungeheuren Mehrheit immer noch praktisch an dem Vorurtheil festhält, daß die Buchführung für den Kaufmann allerdings ein Bedürfniß, für ihn selbst hingegen ein entbehrlicher Luxus sei.

lichen Thätigkeit. Zu ihnen müssen noch vervollständigend hinzutreten weise Besonnenheit, schnelle Auffassung, und Festigkeit in der Ausführung entworfener Pläne. Auch Geschäftstakt ist eine wichtige geschäftliche Eigenschaft, und obgleich derselbe im wesentlichen mit dem Menschen aufwachsen, ihm durch Erziehung eingepflanzt werden muß, so läßt sich doch auch durch Beobachtung und Erfahrung viel zu seiner Aneignung und Ausbildung thun.

Indeß dies ganze Rüstzeug von geschäftlichen Eigenschaften wird zum bloßen Diebsgeräth in der Hand des Unredlichen; aber gehandhabt von einem rechtschaffenen Charakter wird es Segen bringen, hundert- und tausendfältig. Die höchste, beglückendste und vortheilhafteste geschäftliche Eigenschaft ist die Rechtschaffenheit. Ehrlich währt am längsten und kommt am weitesten, und „ehrliche Hand und gutes Geld gehen durch die ganze Welt.“ Hugh Miller's würdiger Oheim ertheilte seinem Neffen den Rath: „In Allem, was Du thust, gieb Dir Deinen Nachbarn gegenüber das Ansehen, als ob Du verlörest — gieb immer flottes Maß, aufgehäuft und überlaufend — und Du wirst zuletzt keinen Schaden davon haben.“ — Einer der bedeutendsten Brauer in England schrieb seine Erfolge hauptsächlich dem Umstande zu, daß er jederzeit reichlich Malz zugesetzt habe. Von Bottich zu Bottich gehend und von deren Inhalt kostend pflegte er zu sagen: „Noch sehr flau, lieben Leute, schüttet noch eine Portion Malz zu.“ Dieser Brauer braute seinen Charakter in sein Bier hinein, und darum ward es auch ein rechtschaffen gutes Getränk und brachte seinem Erzeuger großen Ruf und Reichthum. Dagegen ging eine große schwedische Streichholzfabrik zu Grunde, weil die in derselben gefertigten Zündhölzer sämmtlich zu wenig Zündmasse hatten. Rechtschaffenheit in Wort und That sei oberstes und strengstes Gesetz des Geschäftsmannes, Grund und Eckstein in allem geschäftlichen Thun und Unternehmen; sie müsse dem Kaufmann und Gewerbtreibenden dasselbe sein, was die Ehre für den Soldaten, die Liebe für den Christen ist. Bis zu den niedrigsten Geschäften herab kann sich diese Rechtschaffenheit des Charakters bethätigen. Hugh Miller bezeichnet den Maurermeister, bei dem er in der Lehre gewesen war, als einen Mann, „der seine Gewissenhaftigkeit in jeden Stein hinein mauerte, den er legte.“ So setzt der ehrenfeste Handwerker seinen Stolz in die gediegene Ausführung seiner Arbeit, so erwirbt sich der redliche Fabrikant durch Echtheit und Preiswürdigkeit seiner Erzeugnisse, der Kaufmann durch billige und reelle Bedienung seiner Kunden, — Ehre, Ruf und materielle Vortheile.

Kein Lebensberuf möchte den Charakter schärfer, wenige ihn so scharf auf die Probe stellen, als der Handel. Da werden die

edelsten Eigenschaften der Menschenseele, Ehrlichkeit, Selbstverläugnung, Wahrhaftigkeit und manche andere, den schwersten Anfechtungen ausgesetzt, und Geschäftsleute, die aus all' den Versuchungen, womit sie beständig umgeben sind, unbefleckt hervorgehen, haben kaum ein geringeres Anrecht auf Anerkennung und Auszeichnung, als der Soldat, der seinen Muth bewährt hat im Getümmel der Feldschlacht. Und wir meinen, es muß den Tausenden, die in allen Fächern und Verzweigungen des Handels thätig sind, das Zeugniß ausgestellt werden, daß sie ihre sittlichen Prüfungen im Ganzen genommen mit Ehren bestehen. Wenn wir nur einen Augenblick darüber nachdenken, wie ungeheuer groß die Masse des fremden Eigenthums ist, welches im Laufe jedes Tages in Gestalt von Waaren oder baarem Gelde durch die Hände der Kaufleute oder ihrer Gehülfen und Zwischenhändler — der Ladendiener, Kommis, Kassirer, Agenten, Mäkler, die vielleicht selbst in der Regel nur ihr nothdürftiges Auskommen haben — läuft, und auf der anderen Seite bemerken, wie doch trotz alledem Veruntreuungen verhältnißmäßig nur wenige vorkommen; so wird man zugeben müssen, daß diese Tag für Tag sich von neuem bewährende Ehrlichkeit in dem gewaltigen Getriebe des Welthandels der menschlichen Natur zur höchsten Ehre gereicht. Es liegt in dieser Thatsache ein Sieg des sittlichen Prinzips, auf den wir mit gerechtem Stolze blicken dürfen. Und dieses sittliche Prinzip hat in der als so ausschließlich materiell verschrieenen kaufmännischen Welt sogar seinen besonderen Kultus in dem Kreditverfahren gefunden, welches eine stillschweigende Anerkennung der allgemeinen Rechtlichkeit in sich schließt und in seiner über die ganze Erde verbreiteten Anwendung wie ein Wunder angestaunt werden würde, wenn es eben nicht längst eine alltägliche Sache geworden wäre. „Was wir noch besonders hervorheben bei diesem Kreditiren," sagt Schulze-Delitzsch,*) „ist: daß es wiederum in seiner Wurzel auf sittliche Voraussetzungen, auf Vertrauen zu der Tüchtigkeit, der Rechtlichkeit der Menschen gegründet ist. Und auf diese Weise erhalten wir auf dem Felde des Erwerbs, bei welchem Unkenntniß und vornehme Ueberhebung so oft alle besseren Regungen ausgeschlossen meinen, den tröstlichen und erhebenden Satz: „„daß der weitaus größte Theil des wirthschaftlichen Verkehrs auf der ganzen Erde auf Kredit, d. h. dem wirklichen Wortsinne nach auf Treu und Glauben beruht, und daß die Menschen bei immer weiterer Entwickelung dieser Grundlage in ihrem Erwerbsleben tüchtig vorwärts gekommen sind, sich also dabei nicht verrechnet haben können.""

Ist aber auch der Geist der Rechtlichkeit in allen Geschäfts-

*) Arbeiterkatechismus S. 33.

kreisen ein erfreulicher und ein glücklicherweise, sowohl in die Breite als in die Tiefe, stetig zunehmender, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß sich leider noch immer nur zu viele Fälle ereignen von frechem Betrug und Vertrauensbruch, welche die Gewissenlosigkeit, das Spekulationsfieber und die maßlose Selbstsucht begehen, um auf dem kürzesten und mühelosesten Wege Reichthümer zu erraffen. Da giebt es Handelsleute, die ihre Kunden übervortheilen durch Berechnung zu hoher Preise oder Fälschung ihrer Waare, Kassirer, die mit dem Baarvermögen ihrer Principale durchgehen, Fabrikanten, die uns Wollabgang statt Wolle, Nähnadeln ohne Oehr, gußeiserne für stählerne Geräthe und mancherlei Schwindelwaare mehr verabfolgen. Aber solche nichtswürdige Attentate auf das öffentliche Vertrauen, die sich immer in einer oder anderer Beziehung an den Thätern selbst rächen, gehören denn doch Gott sei Dank zu den Ausnahmen. Die niedrigen Seelen, die sich nicht entblöden, zu solchen schmutzigen Mitteln zu greifen, um ihre Säcke mit Gold zu füllen, vermögen mit all' ihren erschwindelten Schätzen nicht einen Augenblick das zu erkaufen, ohne dessen Besitz auch der Reichste ein armseliger Wicht bleibt — einen ehrlichen Charakter und ein zufriedenes, freies, heiteres Bewußtsein. „Der Schurke betrog nicht mich, sondern sein eigenes Gewissen," sagte der Bischof Latimer von einem Messerschmied, der ihm einen zu hohen Preis abgenommen hatte. Reichthümer, die durch Wucher, Unterschleif und andere unsittliche Mittel zusammengebracht wurden, mögen eine Zeit lang die Augen des Gedankenlosen blenden; aber es kommt endlich unabwendlich der Tag, wo dieser erborgte Schimmer vergeht, gleich dem Farbenspiel der platzenden Seifenblase, und nur die tiefste Verachtung vor dem reich gewordenen Sünder bleibt.

Mag es sein, daß der gewissenhaft Strebende nicht so schnell reich wird als der Gewissenlose und Unredliche. Was liegt daran? Sind seine Erfolge dafür doch auch von reinerem, edlerem Gehalte, kann er sich ihrer doch tiefinnig in arbeitsfroher Seele erfreuen und sich und Andere durch ihre zweckmäßige Benutzung glücklich, wahrhaft glücklich machen!

> Tages Arbeit! Abends Gäste!
> Saure Wochen! Frohe Feste!
>
> (Goethe.)

Und wenn das ehrliche Streben auch eine Weile erfolglos bleiben sollte — an der Ehrlichkeit muß dennoch festgehalten werden mit unerschütterlicher Beharrlichkeit; denn es ist dem Menschen besser, er verliert Alles und rettet seinen sittlichen Charakter, der schon in sich ein Reichthum ist von unschätzbarer Herrlichkeit.

Um zu zeigen, wie sich das im Vorstehenden über die Erfordernisse eines allseitig mustergültigen Geschäftsmannes Gesagte

im wirklichen Leben bewährt, wollen wir unsern Lesern den Lebenslauf eines ausgezeichneten Kaufmannes vorführen, an dem sich unsere angehenden Geschäftsleute aller Berufsstände ein Beispiel nehmen mögen.

Es ist dies der Kaufmann Gottlob Nathusius. Gering und dürftig war sein Ursprung. Unter dem Dache der Armuth erblickte er im Jahre 1760 zu Baruth (Provinz Brandenburg) das Licht der Welt. Seiner Eltern einzigen Reichthum bildeten Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, und diesen Schatz vererbten sie unverkürzt auf den Sohn. Nachdem Gottlob eine ärmliche Erziehung empfangen hatte, kam er als Lehrling zu einem Krämer nach Berlin, wo ihm, als jüngstem Lehrburschen, anfangs die niedrigsten Besorgungen oblagen, als Briefe und Packete auszutragen, Waaren zu holen, die Tische abzuwischen, den Laden auszufegen u. dergl. m. Dazu kam noch, daß die Kost herzlich schlecht, und unerträglich die Behandlung war, die er von den übrigen Ladengehülfen erfuhr. Diese wollten ihn nöthigen, des Sonntags mit ihnen in einem fremden Hause zusammenzukommen und Kaffee, Zucker und andere Gegenstände aus dem Laden heimlich dorthin mitzubringen. Empört über diese verbrecherische Zumuthung, zeigte der rechtschaffene Lehrbursche dem Prinzipal Alles an, der sogleich eine strenge Untersuchung vornahm und die Schuldigen aus dem Geschäft jagte. Damit war der vielgeplagte Lehrling seine Quälgeister losgeworden und seine Stellung gestaltete sich von Stund' an freundlicher. Seine brave Aufführung erwarb ihm die Achtung und das Vertrauen seines Lehrherrn, und als im Jahre 1780 seine Lehrzeit abgelaufen war, bot ihm Jener ein jährliches Gehalt von 30 Thalern an, wenn er bei bleiben wolle. Und Nathasius blieb, obgleich er den kleinen Krämerladen mit seinem kleinlichen Geschäftsbetriebe herzlich gerne mit einer vielseitigeren Stellung vertauscht hätte. Wo er war, sah er nur die einfachsten und rohesten Grundzüge des Handels; da war weder von regelrechter Buchführung noch von irgend welcher kaufmännischen Geschäftsführung die Rede. Der Lehrherr war ein guter Mann, aber ein beschränkter Kopf, dessen Begriffe vom Handel sich wenig über die Dütendreherei und den Groschenumsatz verstiegen. Der mächtige Trieb, den Nathasius fühlte, sein kaufmännisches Wissen und Können so viel als möglich zu vertiefen und auszubreiten, konnte mithin von dieser Seite her keine Nahrung erhalten. Das einzige Mittel, dieses Ziel zu erreichen, war die Selbstbildung, und dieses wendete der junge Nathusius in solcher Ausdehnung und mit so rastloser Thatkraft an, daß wir uns nicht darüber wundern dürfen, wenn wir ihm später, im Mittelpunkte einer riesenhaften geschäftlichen Wirksamkeit stehend, begegnen werden. Zu arm, um sich theure Bücher

anschaffen zu können, sah er jedes Stück Makulatur (bedrucktes, zum Verpacken benutztes Papier), das ihm im Laden in die Hände fiel, genau durch, und wenn er etwas darin fand, was auf Handel und Industrie Bezug hatte, so legte er es auf die Seite, um es in der Frühe des nächsten Morgens oder am Abend, nach Schluß der Geschäftszeit, oder in der freien Zeit des künftigen Sonntags mit Aufmerksamkeit zu betrachten. So fand er u. A. mehrere Bogen der von dem ausgezeichneten Buchhändler Chr. Friedr. Nicolai in Berlin herausgegebenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek,“ welche Auszüge aus einigen kaufmännischen Schriften enthielten. Diese durchlas er wiederholt mit größter Sorgfalt, und nun ging ihm eine ganz neue Welt der Anschauung über das auf, was zu den Erfordernissen eines wahrhaft gebildeten Geschäftsmannes, der im Welthandel eine hervorragende Rolle spielen will, gehöre. Sein Lerneifer ward durch diese Erweiterung seines geistigen Horizonts zur Begeisterung angefacht. Um seinem Wissensdrang Genüge thun zu können, darbte er sich den Dreier, den er zum Frühstück erhielt, am Munde ab, und kaufte sich dafür Bücher bei einem Antiquar (Händler mit alten Büchern.) Auf diesem Wege lernte er nach und nach Gottsched's deutsche Sprachlehre, May's Handelswissenschaft, Busch's treffliche Schriften über den Handel und des berühmten Engländers Adam Smith volkswirthschaftliches Werk: „Natur und Ursachen des Nationalreichthums“ kennen, welches er so oft las, daß er es zuletzt fast auswendig wußte; daneben erquickte ihn die Lektüre der Schriften des liebenswürdigen Gellert. Außerdem erlernte er, ohne einen anderen Lehrer zu haben als sich selbst, das kaufmännische Rechnen, die doppelte italienische Buchführung, die Lehre von den Wechseln, von Münzen und Koursen und was sonst hierher gehört. Doch sein praktischer Geist erkannte, daß alles Lernen Halbheit sei, wenn nicht Theorie und Praxis in beständige und engste Wechselbeziehung zu einander träten. Darum übte er sich fleißig in der Abfassung kaufmännischer Aufsätze, arbeitete sich einen fingirten (erdichteten) Geschäftsgang aus, eröffnete mit den verschiedenen Geschäftsfreunden desselben einen förmlichen Briefwechsel, buchte alle erdichteten Geschäftsvorfälle nach dem doppelten italienischen Verfahren und brachte so einen viele hundert Bogen umfassenden Briefwechsel, ein sich darauf beziehendes Journal (Tagebuch) und ein Hauptbuch zu Stande. Diese Beschäftigung trieb er so still für sich, daß kein Mensch etwas davon erfuhr. Selbst solche Dinge, die scheinbar weitab lagen von dem, was dem Kaufmanne zu wissen frommt, zog er mit klugem Bedacht in das Bereich seiner Studien; dazu gehörten die Naturwissenschaften und innerhalb dieser wiederum namentlich die Chemie.

Je weiter und reicher sich in Folge so ungewöhnlicher Anstrengungen seine kaufmännische Bildung gestaltete, desto unabweisbarer stellte sich das Verlangen ein, den bisherigen beschränkten Schauplatz seines Wirkens zu verlassen und in ein großes Kaufmannshaus einzutreten. Zwar erhöhte ihm sein Prinzipal den Gehalt auf das Doppelte, dies hielt indessen den strebsamen Kommis nicht ab, sich in einem langen Briefe, in dem er seine Wünsche und die Geschichte seiner Bildungsbestrebungen vortrug, an den Chef der damals berühmten Sengewald'schen Handlung in Magdeburg zu wenden, und diesen zu bitten, ihm versuchsweise die letzte Stelle auf seinem Komptoir anvertrauen zu wollen. Sengewald erkannte aus dem Inhalt und Ton des Briefes, daß der Briefsteller ein mehr als gewöhnlich befähigter junger Mann sein müsse, und gab ihm vertrauensvoll die erste Buchhalterstelle in seinem Geschäft. Nathasius war innig gerührt von diesem Antrage und fühlte sich überglücklich, daß ihm sein Herzenswunsch so über alles Erwarten rasch und günstig erfüllt war. Als er nun seinen Prinzipal von seinem Vorhaben in Kenntniß setzte und um seine Entlassung einkam, meinte dieser achselzuckend und kopfschüttelnd, er habe da in thörichter Selbstüberschätzung eine Stelle angenommen, für die er durchaus nicht das Zeug besitze, er wolle ihm jedoch seinen Platz vier Wochen lang offen halten, damit er zurückkehren könne, wenn man ihn in dem großen Magdeburger Hause, woran er gar nicht zweifle, nicht würde brauchen können. Nathusius ließ sich, um den guten Mann zu beruhigen und darzuthun, daß er der Kunst des Buchhaltens hinreichend mächtig sei, in derselben prüfen, und bestand so vortrefflich, daß man ihm vorschlug, man wolle ihm dem Ministerium als Adjunkt (Amtsgehülfe) empfehlen. Er trat nun seine Stelle im Sengewald'schen Geschäft an, wo er eine ganz neue Musterordnung einführte und sich in kurzer Zeit die unbedingte Zufriedenheit seines neuen Prinzipals und die Achtung und Zuneigung seiner Mitarbeiter erwarb. Noch einmal versuchte jetzt sein früherer Brodherr ihn zurück zu gewinnen, indem er ihn zum Associé (Theilhaber) machen und zum Erben seines Vermögens einsetzen wollte, da er selbst kinderlos war. Nathusius lehnte dieses ehrenhafte Anerbieten dankend ab. — Bald ruhte die Leitung der Sengewald'schen Handlung fast ausschließlich in seinen Händen, und als Sengewald unvermuthet starb, fand sich's, daß er in seinem Testamente die Fortführung des Geschäfts nach seinem Tode von der Bedingung abhängig gemacht hatte, daß Nathusius Theilnehmer desselben werde. Dies geschah, und Nathusius erhielt jetzt zum ersten Male Gelegenheit, seine tüchtigen Fähigkeiten in freier Bethätigung zu erproben. Anfangs bereitete ihm seine plötzlich so bedeutend gewordene Stellung vielfache

Sorge und Noth; aber er hielt sich wacker, arbeitete mit vollster Hingebung und vermehrte den Kredit seines Hauses eben so sehr durch sein gewandtes und liebenswürdiges Wesen und seine sparsame, sittenreine Lebensweise, wie durch mancherlei glücklich ausgeschlagene Unternehmungen. Er versuchte sein kaufmännisches Geschick und Glück in einer Reihe von kühnen Spekulationen, die meistentheils einen bedeutenden Gewinn abwarfen. Wie einsichtsvoll und durchdacht er dabei zu Werke ging, beweist folgender Vorfall. Sein Haus hatte sich bei einer Ladung Taback betheiligt, die den erhaltenen Nachrichten zufolge, in sehr beschädigtem Zustande in Hamburg eingetroffen war. Nathusius reiste selbst nach Hamburg, fand, daß die Beschädigung nicht so bedeutend war, als man gedacht hatte, kaufte in der Versteigerung des Tabacks den größten Theil desselben, ließ ihn zweckmäßig behandeln und verdiente 30,000 Thaler darauf. Als nach Friedrich II. Tode das Tabacksmonopol in Preußen aufhörte, gründete er eine Tabacks-Fabrik, die so ansehnliche Geschäfte machte, daß die Nachfrage das Angebot weit überstieg und mitunter in einem Jahre für mehr als 700,000 Thaler abgesetzt wurde. Seine Unternehmungen brachten ihn sogar mit mehreren Regierungen in Verbindung, und man trug ihm, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. an, ihn mit dem Titel eines geheimen Raths zum Mitglied der königlichen Administration für die neuerrichtete Tabacks-Regie (Verwaltung für die alleinige Rechnung der Regierung) machen zu wollen; doch wies er diesen Antrag zurück, weil er die beabsichtigten Maßregeln, welche den Tabackshandel wieder in die alte Unfreiheit zurückbrachten, nicht mit seiner Ueberzeugung vereinigen konnte.

Nachdem Napoleon für seinen Bruder Hieronymus das Königreich Westphalen geschaffen hatte, verwendete Nathusius die aus dem minder einträglich gewordenen Tabacksgeschäft gezogenen Gelder zum Ankauf des bei Magdeburg gelegenen Klosters Althaldensleben und einiger daran grenzenden Güter, und das so erlangte Besitzthum von beinahe ½ Qu.-Meile des fruchtbarsten Bodens ward nun der Schauplatz der vielseitigsten, mit der Landwirthschaft verbundenen, Gewerbthätigkeit. Zunächst ward die Bewirthschaftung der Ländereien in all' ihren Zweigen verbessert; dann wurden, nach den vollkommensten Mustern, Brauereien, Brennereien, Mühlen errichtet, großartige Gärten angelegt, Gewächshäuser gebaut, an weniger fruchtbaren Stellen 30,000 Obstbäume gepflanzt, Ziegeleien, Steingut-, Porzellan-Fabriken und eine Runkelrübenzucker-Fabrik gegründet, und im Mittelpunkte dieses riesigen Geschäftskreises stand der Krämerlehrling von ehedem als Schöpfer dieser kleinen Welt und leitete das Ganze mit scharfem Auge und kräftiger Hand. Dies war

nur möglich mit Hülfe einer Alles durchdringenden, musterhaften Ordnung. „Ordnung! war darum der Zuruf, den Nathusius an sich selbst und an seine Leute ergehen ließ. Um alle Theile des großen Ganzen jederzeit klar und in kürzester Frist übersehen zu können, trennte er die einzelnen Geschäftszweige von einander und stellte jeden unter Aufsicht eines besonderen Verwalters, der für Alles verantwortlich war. Keiner konnte von dem Andern etwas ohne Baarzahlung oder Anweisung erhalten. Selbst die Hauswirthschaft wurde nach den Regeln des Geschäfts geführt und ohne sofortige Zahlung Nichts daraus verabfolgt. Ueber Alles wurde auf's Strengste und Genaueste Buch geführt. Alle Unter-Verwalter statteten am Ende einer jeden Woche Bericht an das Centralkomptoir ab, wo die Hauptbuchhaltung ihren Sitz hatte. Von Zeit zu Zeit versammelte Nathusius die verschiedenen Verwalter seines Gewerbestaats zu gemeinschaftlichen Besprechungen und Berathungen um sich. Zum Zweck der Verkehrs-Erleichterung ward ein eigenes Papiergeld ausgegeben, welches auch in den benachbarten Gegenden gern angenommen wurde, da es jederzeit auf dem Centralkomptoir versilbert werden konnte.

Aber nicht blos um die einseitige Förderung seiner eigenen Angelegenheiten war es Nathusius zu thun. Auch für Andere und Anderer Interessen hatte er ein warmes Herz. Tausende gab er dahin, um neue Erfindungen und Entdeckungen in der Mechanik und Chemie zu veranlassen. Nützliches zu stiften war überhaupt die leitende Triebfeder bei allen seinen Unternehmungen. Für seine Arbeiter sorgte er in väterlicher Weise, er gründete für sie eine Spar- und eine Krankenkasse und war auch sonst unablässig bemüht, ihr Wohlergehen zu fördern. Wo er rathen, helfen, unterstützen konnte, geschah es gewiß mit Freuden. Jeder Fremde war an seinem einfachen Tische willkommen und fand eine vollendete Ordnung in seinem Hauswesen, dem seine würdige Gattin mit kundiger Hand im Geiste ihres Mannes vorstand. Nathusius hörte bis zum letzten Athemzuge nicht auf, an seiner Selbstbildung zu arbeiten. Deswegen suchte er vorzugsweise den Umgang solcher Menschen auf, von denen er Etwas lernen konnte, und unausgesetzt las er die besten volkswirthschaftlichen, kaufmännischen, technologischen und naturwissenschaftlichen Werke. Als er 1835 im Genusse hoher persönlicher Achtung starb, hinterließ der unermüdliche, im Aeußern wie in seiner ganzen Lebensweise stets der größten Einfachheit huldigende Mann statt der vorgefundenen 200, meist armen Bewohner seiner Besitzungen, 1300 fleißige und glückliche Arbeiter, und in den sogenannten Nathusius'schen Dörfern wahre Musterwirthschaften.

So lebte und wirkte ein echter Geschäftsmann!

Neunter Abschnitt.

Das Kapitel Geld.

Das Beste in der Welt
Ist ohne Dank;
Gesunder Mensch ohne Geld
Ist halb krank. Goethe.

Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fähigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er Andere daran will Theil nehmen lassen; denn nur in so fern werden Vermögende geschätzt, als Andere durch sie genießen.
Goethe.

Wenig äußere Dinge dürften ein so untrüglicher Prüfstein und Zeiger des innern Gehalts der Menschenseele genannt werden können, als das Geld. Die besondere Art, wie Jemand mit Geld umgeht, — es erwirbt, es zu Rathe hält, es ausgiebt — spiegelt treu und klar wieder, welche Bildungsstufe es einnimmt, wie es um seinen Charakter, seine Intelligenz, seine sittlichen Anschauungen steht. Man könnte mit Recht fragen: „Sage mir, wie Du mit Deinem Gelde umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist“ — mit so viel Sicherheit läßt sich vom Gebrauch des Geldes auf die Persönlichkeit des Menschen zurückschließen. Welch' himmelweiter Unterschied zwischen der Denkweise eines Geizhalzes und eines Verschwenders aber eines rechtschaffenen Menschen und eines Betrügers! Liegt nicht zwischen diesen äußersten Gegensätzen der Persönlichkeit die ganze, wunderbar mannichfaltige Stufenleiter der menschlichen Charaktere?

Die edelsten und auch die widerwärtigsten Eigenschaften der Menschen hängen auf's innigste mit dem Gebrauche des Geldes zusammen — Ehrlichkeit, Mäßigkeit, Hochherzigkeit, Selbstaufopferung mit der richtigen, Geiz, Habsucht, Engherzigkeit, Gewissenlosigkeit, Verschwendung u. s. w. mit der mißbräuchlichen Anwendung desselben — und die Geschichte der Geld-Ausgabe und Einnahme, wie sie jeder Ordentliche in seinem Wirthschaftsbuche anschreibt, wäre vielleicht die beste Charakteristik des Menschen, die wahrheitsgemäßeste Chronik seiner Seelenzustände.

Darf man auch nicht den Gelderwerb für die ausschließliche Lebensbestimmung, noch das Geld selbst für das höchste Lebensgut halten, so ist es andererseits nicht weniger verkehrt, in den umgekehrten Fehler zu verfallen, und das Geld mit philosophischer Verachtung als einen entbehrlichen und eitlen Gegenstand zu behandeln, da es doch für uns Alle unwidersprechlich ein wichtiges, ja unentbehrliches Mittel ist, uns das Nützliche, Angenehme und Nothwendige des Lebens zugängig zu machen. Materielle Unabhängigkeit und eine gewisse Behaglichkeit der äußeren Lebensumstände — nicht eigentlicher Reichthum, welcher im Allgemeinen mehr für ein Unglück als für ein Glück gehalten werden muß — sind Dinge, deren Besitz so wünschenswerth, deren Einfluß auf die Seele durch das angenehme Wohlbehagen und das bescheidene Selbstgefühl, welches sie erzeugen, so wohlthätig, — deren Bedeutung durch die Entwicklungsfreiheit, die sie verschaffen, und die Unterstützung der Bildungsbestrebungen, zu welcher sie die Bedingungen in die Hand geben, — für den Einzelnen wie für ganze Völker — so großartig ist, daß darnach zu streben mit allen sittengesetzlichen Mitteln nicht nur in Ordnung, sondern geradezu ein Gebot der Pflicht ist. Es hängt nicht zufällig zusammen, daß das englische Volk das reichste und zugleich das freieste und politisch gereifteste ist; wohlhabend sein, materiell unabhängig sein und gleichzeitig in Abhängigkeit stehen — das wäre ein unversöhnlicher Widerspruch, ein unerträglicher Gedanke. Die bittere Lebenswahrheit, die in den Worten liegt: „Weß Brod ich esse, des Lied ich singe," deutet die großen sittlichen Gefahren an, welche materielle Abhängigkeit leicht im Gefolge hat; und wer möchte im Ernste über den Beamten ein verdammendes Urtheil fällen, der, um Weib und Kind nicht dem Elende der Verarmung preiszugeben, gegen seine bessere Ueberzeugung und vielleicht mit blutendem Herzen, einer despotischen Regierung seine Stimme giebt? Wenn Armuth auch, wie das Leben oft genug gelehrt hat, für tüchtig angelegte Naturen eher ein kräftiges Förderniß als ein Hinderniß zum Fortkommen ist, so darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß gar Mancher an den schweren sittlichen Kämpfen, welche Mangel und Dürftig-

keit auferlegen, zu Grunde gegangen ist, oder, wenn er sie glücklich überstand, ein bitteres, grollendes Gefühl gegen die Menschen lebenslänglich behalten hat. Kein Daseinszustand ist dem Gedeihen des Menschen zuträglicher und förderlicher als derjenige, welcher auf der Grundlage eines mäßigen Wohlstandes ruht, wie er in unserm behäbigen Mittelstande zu Hause ist. Da herrscht wahre Gemüthlichkeit, wahres Glück; da ist die eigentliche Heimath natürlicher Entwickelung; da kann der Familienvater, ohne Ueberfluß zu haben, doch ausreichend für das Wohlergehen seiner Angehörigen Sorge tragen, kann seinen Kindern die harten Drangsale des Emporringens aus dürftigen Umständen ersparen, die er selbst vielleicht durchzumachen gehabt hat. „Wie oft," sagt Schulze-Delitzsch,*) „wie oft habe ich gerade von Männern, die in schwerer Arbeit und in hartem Entbehren sich mühsam emporgebracht hatten, es als schönste Frucht ihres Thuns rühmen hören: daß es ihren Kindern leichter werden solle, als es ihnen selbst beschieden gewesen, daß sie ihnen eine sorgfältige Erziehung, sowie die nöthigen Mittel für den Anfang hätten geben können."

Natürlich ist der Weg, auf welchem ein Vermögen erworben, ein Kapital gesammelt wird, als unerläßliche Voraussetzung zu demselben noch viel wichtiger als dieses selbst. Der Mensch ist, je nachdem er's treibt, der Schöpfer seines eigenen Glücks oder Unglücks, und so kommt auch im Erwerbsleben Alles darauf an, daß und wie wir die Hülfsmittel und Gelegenheiten zum ehrenvollen Fortkommen benutzen, die das Leben nicht nur Dir oder mir, sondern so ziemlich allen Menschen entgegenbringt. Da gilt es vor Allem unverdrossen zu arbeiten und sich's rechtschaffen sauer werden zu lassen. Schon in der bloßen Anstrengung liegt ein stattliches Stück sittlicher Erziehung, und was dabei für die Vermehrung des inneren Werthes herauskommt, ist gewiß nicht minder hoch angeschlagen, als der äußerlich erlangte Nutzen. In der Anstrengung entwickelt sich das so wichtige Gefühl des Eigenwerthes, die Selbstachtung; in der Anstrengung bilden sich unsere praktischen Fertigkeiten aus, lernen wir uns selbst beherrschen, gewöhnen wir uns an Geduld, Ausdauer, Fleiß, Sparsamkeit und andere tugendsame Eigenschaften.

Der Weg, der zur Begründung einer sicheren Existenz, wie überhaupt zu jedem Erfolge führt, heißt: Arbeit. Aber wie die Arbeit die Kapitalsbildung vermittelt, so greift das Kapital rückwirkend wieder der Arbeit fördernd unter die Arme. Zu diesem Zusammenhange und Wechselverhältniß zwischen Kapital und Arbeit liegt dessen wirthschaftliche und sittliche Bedeutung für uns. „Lediglich das Produkt der Arbeit, sagt Schulze-

*) Katechismus, S. 27.

Delitzsch in seiner klaren, gründlichen und zu Herzen sprechenden Weise,*) „geht das Kapital wieder in Förderung der Arbeitszwecke auf, strömt befruchtend in den Schooß der Arbeit selbst zurück, um sich in stetigem Kreislauf in neuen Arbeitserzeugnissen wieder zu erneuern. Eine wunderbare Wechselbeziehung, die, wie nichts Anderes in der Welt, die Interessen beider, des Kapitals wie der Arbeit, unlösbar mit einander verkettet! Und wie sehr dabei die höheren Eigenschaften der menschlichen Natur thätig sind, wie die besten Kräfte des Menschen dabei geweckt und in Uebung gehalten werden, ergiebt ein kurzer Hinblick. Wurzeln nicht Fleiß, Arbeitstüchtigkeit, Sparen in den geistigen und sittlichen Eigenschaften unserer Natur? Welche Einsicht, welche Kenntnisse und Erfahrungen gehören nicht dazu, in irgend einem Fache gut und mit Erfolg zu arbeiten, etwas Tüchtiges zu leisten. Und ferner zu dem rechten Haushalten mit dem Ertrage seiner Arbeit muß Jemand die Zukunft in das Auge fassen, die Einwirkung des zu ersparenden Kapitals auf Befriedigung künftiger Bedürfnisse in Geschäft und Wirthschaft berechnen und in Anschlag bringen, um sich zu entschließen, die Gegenwart der Zukunft zu opfern. Da gilt es, sich selbst zu beherrschen, dem augenblicklichen Reize des Genusses zu Gunsten großer, dauernder Vortheile in der Zukunft zu entsagen, Gelüsten aller Art zu widerstehen, sich in Mäßigkeit und Enthaltsamkeit zu üben. Insbesondere treten hier die heiligsten Familienbande und Pflichten mit in das Spiel, da Jemand von aufopfernder Liebe für die Seinigen durchdrungen sein muß, um nicht vor Mühen und Entbehrungen zurück zu schrecken, deren Früchte nicht selten erst Kinder und Enkel genießen. — Kurz, von welcher Seite wir auch die Sache fassen mögen, überall greifen die wirthschaftlichen Strebungen bei der Kapitalsbildung auf den edleren Theil der menschlichen Natur zurück.“ So sprach der große Volksmann vor einer Versammlung des Berliner Arbeitervereins. Hören wir, zur Vergleichung damit, einen Auszug aus einer Ansprache des berühmten englischen Volksredners John Bright an die Arbeiter von Rochdale. „Ich kenne,“ sagt dieser, „für Jedermann oder jede Vereinigung von Menschen nur ein ganz sicheres Mittel, sich die gegenwärtige Stellung zu erhalten, wenn sie gut, oder sie zu verbessern, wenn sie schlecht ist, dies Mittel heißt: Fleiß, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ehrlichkeit. Es giebt keinen anderen Weg, von einer Lage loszukommen, die, sei es weil sie Euren physischen, sei es weil sie Euren geistigen Anforderungen nicht entspricht, Euch unbequem und ungenügend ist, als die gewissenhafte Befolgung jener Tugenden, durch welche

*) Katechismus, S. 25. ff.

zahlreiche Menschen ihre Stellungen beständig verbessern und sich tüchtig fördern. Was anders hat den Mittelstand in diesem Lande geschaffen, als die Tugenden, auf welche ich hingewiesen habe? Es gab eine Zeit, wo man in England, mit Ausnahme des höchsten, kaum einen berechtigten Stand hatte, und dieser befand sich in keiner besseren Verfassung, als der ärmste Stand in unseren Tagen. Wie kommt es, daß die Hunderttausende, die jetzt dem Mittelstande dieses Landes angehören, wohlerzogen sind, in behaglichen Verhältnissen leben und einen Grad von Unabhängigkeit und Lebensglück genießen, von welchem unsere Vorfahren keine Ahnung hatten? Ich sage Euch: das hat vor allen Dingen die Uebung und Ausübung der vorher genannten Tugenden zu Wege gebracht; denn ich behaupte, daß diese Tugenden zu keiner Zeit in solchem Maße vorhanden waren, wie sie heute in der großen mittleren Bevölkerungsklasse unserer Staatsgemeinde angetroffen werden. Wenn ich von dem Mittelstande spreche, so meine ich den Stand, der zwischen dem reichsten und dem ärmsten Stande mitten inne steht, und ich möchte Jedem den Rath ertheilen, durchaus nicht auf solche Schreiber und Sprecher, wie sie auch heißen mögen, achten zu wollen, die den Leuten weiß machen, daß diese Volksklasse und jene Volksklasse, dieses Gesetz oder jenes Gesetz, diese Regierung oder jene Regierung alle diese Dinge für sie thun könne. Ich kann Euch, aus langjähriger Erfahrung und Beobachtung, die Versicherung geben, daß ein anderer Weg zur Hebung der arbeitenden Klassen, als ihn so Viele von Euch mit glücklichem Erfolge betreten haben, überall gar nicht existirt, — und dieser Weg besteht in Ausübung jener Tugenden und in dem Vertrauen auf die eigene Kraft."

Wir sahen in dem Abschnitt über das Genossenschaftswesen, daß unser wackerer Arbeiter- und Handwerkerstand in dem Grundsatze der socialen Selbsthülfe einen mächtigen Hebel besitzt, um seine wirthschaftliche Lage stetig und sicher zu verbessern. Die Selbsthülfe ist, wie überall, so auch auf dem Felde des Erwerbs, die Hauptgrundlage alles Fortschritts. Darum ist und bleibt es, wenn die wirthschaftlichen Strebungen gelingen sollen, das einzig richtige Verfahren, die Menschen zur Selbsthülfe zu erziehen. „Die Pflege der geistigen, sittlichen und körperlichen Anlagen und Kräfte, Beibringung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten, Gewöhnung an Sparsamkeit, Fleiß und tüchtige Lebenshaltung, darauf kommt es hierbei vor allen Dingen an. *)"

Wer auf dem Wege ehrlicher Arbeit ein Vermögen erwerben will, der richte sich so ein, daß er höchstens so viel, und wenn

*) Katechismus, S. 111.

möglich weniger ausgiebt, als er einnimmt. Dieses wirthschaftliche Sich-nach-der-Decke-strecken ist eine Hauptstütze der Ehrlichkeit. Denn wer sich nicht bemüht, ehrlich mit seinen eigenen Mitteln auszukommen, wird zuletzt dahin gerathen, in unehrlicher oder beschämender Weise aus Anderer Taschen leben zu müssen. „O ihr Menschen," ruft Pestalozzi aus, „die ihr gerne eure Kinder auf eurem Todbette mit heiterem Herzen an eure Brust drücket! lasset euch belehren:

wer sein Haus nicht in der Ordnung führt;
wer mehr braucht und mehr haben will, als ihm sicher und leicht eingeht;
wer in den Tag hineinlebt, und auf Zufälle wartet;
wer Einkünfte erzwingen will, die nicht mehr leicht und natürlich eingehen wollen, und die er darum fallen lassen sollte;

kurz, wer von mehr Geld abhängt, als er hat, und leicht und natürlich zubringen kann — der kann nicht anders, als er muß ein Schelm werden und ein höchst unglücklicher Mann, wenn leicht die Umstände darnach sind, er kann nicht anders, er muß aus Noth, fast wider seinen Willen, ein Schelm bleiben, und ein höchst unglücklicher Mann bis an sein Grab."

Wer leichtsinnig und sorglos mit seinem Gelde in den Tag hinein wirthschaftet, und bei seinen Ausgaben lediglich seinem eigenen Genusse Rücksicht schenkt, keineswegs aber dem Interesse Anderer, der dürfte in der Regel erst dann zur Einsicht über den richtigen Gebrauch des Geldes kommen — wenn es schon zu spät ist. Solche eingefleischte Verschwender besitzen von Haus aus viel gedankenlose Herzensgüte und versichern unaufhörlich, daß sie nur das Wohl Anderer im Herzen tragen, daß sie nur darauf denken, wie sie Anderen helfen, Andere beglücken wollen. Sieht man aber genauer zu, so erkennt man dann freilich, daß diese allgemeinen Wohlthäter nur dahin trachten, sich selbst wohlzuthun, und daß selbstsüchtiges, persönliches Genießen ihren einzigen Lebenszweck bildet. Sie unterscheiden sich vom Geizhalse eigentlich nur dadurch, daß sie wirklich genießen, während der Genuß Jenes nur in der Einbildung besteht: „Was könntest Du Alles für Dein Geld genießen!" Der sinnliche Genuß ist ihr Abgott, dem sie Alles opfern. Sie tändeln mit ihrem Gelde, wie mit ihrer Zeit, — ziehen Wechsel auf die Zukunft, genießen ihre Einkünfte vorweg, und leben beständig unter der drückenden Last zahlreicher Schulden und uneingelöster Verpflichtungen, die ihre persönliche Freiheit und Unabhängigkeit auf's schwerste beeinträchtigen. Das baare Geld, welches viele Menschen unnütz verschleudern, würde oft hinreichen, eine unabhängige und behagliche Existenz auf Lebenszeit zu begründen. Diese Verschwender

sind ihre eigenen und schlimmsten Feinde, obgleich sie gewöhnlich, nachdem sie die bitteren Früchte ihrer eigenen Aussaat geerntet haben, ein lautes Geschrei erheben überall die Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit „der Welt.“ Aber wenn ein Mensch nicht einmal sein eigener Freund sein will, wie kann er da erwarten, daß Andere es sein sollen? Ein wirthschaftlicher Mensch, und wenn er auch nur über geringe Mittel gebietet, behält jederzeit einen Ehrenpfennig in seiner Tasche zurück, mit dem er dem Bedürftigen aushelfen kann, während der gutmüthige Verschwender, eben weil er Alles sogleich verthut, niemals einen Groschen für einen Anderen übrig hat. Auf der andern Seite darf jedoch die Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit nicht so weit getrieben werden, daß sie in Pedanterie, Kleinigkeitskrämerei oder Engherzigkeit ausartet, die dann leicht zum Geize führen. Der Pedant geht — in Geldangelegenheiten wie überall — kurzsichtig zu Werke und kommt darum auch meist zu kurz: er sieht aus peinlicher Genauigkeit den Wald vor Bäumen nicht, hält sich immer bei kleinlichen Dingen auf und versäumt darüber das Große, wirft einen Thaler weg um einen Groschen zu sparen und macht regelmäßig die Nebensache zur Hauptsache. Der Volksmund ruft warnend in das Treiben des Kleinigkeitskrämers hinein: „Wer auf jede Feder acht't, nie das Bette fertig macht,“ oder: Wenn man das Licht zu genau putzt, löscht man es aus,“ oder: „Mancher sucht einen Pfennig, und verbrennt dabei drei Lichter.“ Weise Freigebigkeit, die dem Worte des Apostels huldigt: „Geben ist seliger denn Nehmen,“ bewährt sich, wie die Ehrlichkeit, schließlich immer als die beste Gesetzgeberin unserer Handlungen. Obgleich der Gauner Jenkinson in G o l d s m i t h ' s „Landprediger von Wakefield“ seinen biederen Nachbar, den Pächter Flamborough, fast jedes Jahr auf eine oder die andere Weise betrog, nahm dessen Wohlstand beständig zu, während jener ein armer Teufel blieb. „Ich weiß aus eigener Erfahrung,“ erzählt er dem Landprediger im Gefängniß, „daß der Klügste oft der Einfältigste unter der Sonne ist. Oft habe ich über die Einfalt Ihres ehrlichen Nachbars Flamborough gelacht, und meistens betrog ich ihn einmal im Jahre. Doch der ehrliche Mann ging arglos seinen Weg und wurde reich, während ich meine Ränke und Kniffe fortsetzte und dabei arm blieb, ohne den Trost zu haben, rechtschaffen zu sein.“

Das Sprüchwort sagt: „Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen,“ und dasselbe läßt sich in sinnbildlicher Bedeutung von einem Menschen sagen, der in Schulden steckt. Schulden sind ein negatives Kapital, dessen Zinsen in Angst, Sorgen und wirthschaftlichem wie sittlichem Bankerott bestehen. Sie setzen den Menschen, der in die Gewohnheit des Schuldenmachens hinein-

gekommen ist, in seiner Selbstachtung herab, machen ihn von der Gnade seiner Gläubiger abhängig und erniedrigen ihn in vielfacher Hinsicht zum Sklaven; denn er kann sich nicht länger seinen freien Herrn nennen, kann nicht länger der Welt als freier Mann kühn in's Gesicht blicken. „Weise altväterische Sitte und Sparsamkeit bei Kleinen und Großen," sagt Arndt vom Freiherrn von Stein,*) „galt ihm für ein nothwendiges Stück aller Bürgertugend; er glaubte mit den alten Persern, daß ein verschuldeter Mann in ganz nothwendiger Folge zuletzt ein Lügner und der Knecht von Solchen werden müsse, die noch schlechter als er selbst seien." Schulden und Wahrhaftigkeit vertragen sich schwer mit einander, daher man wohl sagt, daß die Lüge hinter den Schulden zu Pferde sitzt, der Borger muß zu Entschuldigungen seine Zuflucht nehmen, wenn er den Zahlungstermin nicht einhalten kann, und er greift dann vielleicht zur Lüge, wenn er fürchtet, daß die Wahrheit ihm schaden könne.

In kaufmännischen Kreisen vernimmt man häufig die Redensart: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf!" Dies trifft gewiß nirgend mehr zu, als in dem Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner. Dieser fühlt sich Jenem mit Uebernahme des Darlehns sogleich lästig verpflichtet; er hat ihm ein Stück seiner Freiheit, seiner Menschenwürde also, in dem Schuldschein verschrieben, und jede Begegnung mit dem Inhaber desselben ist gewissermaßen eine stille Mahnung, eine Erinnerung daran, daß er sich ihm so zu sagen verkauft habe, daß er ferner nicht mehr nur für sich, sondern auch für ihn arbeiten, und ihm — in den Zinsen — so und so oft im Jahre einen Theil seines sauer Verdienten abgeben müsse. Der Mißmuth und all' diese drückenden Zustände hängt sich gleich einem Bleigewicht an alle seine Bewegungen und führt ihn allmählich zur Muthlosigkeit, zur Gleichgültigkeit, zur Verzweiflung; die Wirthschaft geht darüber den Krebsgang; die freundschaftlichen Beziehungen, welche anfangs vielleicht zwischen Gläubiger und Schuldner bestanden hatten, erkalten mehr und mehr und machen einer erkünstelten, falschen Freundlichkeit Platz, die, wenn das geliehene Kapital nicht rechtzeitig oder gar nicht zurück bezahlt wird, wohl gar in offene Feindschaft übergeht. So traurig sind die Folgen, die das Borgen möglicher Weise haben kann. Der welterfahrene Shakespeare mahnt deshalb:

„Kein Borger sei und auch Verleiher nicht:
Sich und den Freund verliert das Darlehn oft,
Und Borgen stumpft der Wirthschaft Spitze ab."

Es wird dem Menschen, der sich zu einem ehrlichen festen Ent-

---

*) In seinen „Wanderungen und Wandelungen mit den Reichsfreiherrn v. Stein," S. 175.

schlusse zusammennimmt, gewiß nicht schwer fallen, sich vor der ersten Schuld zu hüten; aber die Leichtigkeit, mit welcher sich diese nur zu häufig macht, wird oft die Versuchung zur Eingehung einer zweiten und dritten, bis der unglückliche Schuldner endlich in so verwickelte Umstände geräth, daß keine nachträgliche Anstrengung seines Fleißes ihn frei machen kann. Der erste Schritt im Schuldenmachen gleicht der ersten Unwahrheit des Lügners oder dem ersten Glase Branntwein des Säufers: er zieht, fast mit Nothwendigkeit, das Betreten des ganzen Weges nach sich. Schreibe sich Jeder die Warnung unseres Schiller tief in's Herz:

„Erzitt're vor dem ersten Tritte;
Mit ihm sind schon die Schritte
Zu einem nahen Fall gethan!"

Das beste Mittel, sich vor Schulden zu bewahren — wir meinen natürlich zunächst nur wirthschaftliche, nicht geschäftliche Schulden, — besteht darin: nicht mehr, und wenn es irgend angeht, weniger Aufwand zu machen, als die vorhandenen Mittel es gestatten. Zu diesem Zwecke ist die Führung eines Rechnungsbuches, auf dessen außerordentliche Wichtigkeit wir im vorigen Abschnitt ausführlich hingewiesen haben, eine unbedingte Nothwendigkeit; denn nur dann kannst Du jederzeit bestimmt wissen, wie weit Du in Deinen Ausgaben gehen darfst, wenn Du Dich durch eine ordentliche Buchführung beständig von dem Stande Deiner Vermögensverhältnisse unterrichtet hältst. Große, bedeutende Männer haben ihre Einnahmen und Ausgaben mit eigener Hand sorgfältig notirt; da kannst Du es wohl auch thun! Wellington führte genau Buch über alle eingehenden und ausgehenden Gelder. „Ich habe mir es lange zum Gesetz gemacht," sagte er zu einem Freunde, „meine Wechsel selbst zu bezahlen, und ich rathe Jedem, es ebenso zu machen. Früher ließ ich dies durch einen vertrauten Diener besorgen; doch wurde ich von dieser Thorheit geheilt, als ich eines Tages zu meinem größten Erstaunen Mahnbriefe über längst verfallene Schuldbeträge empfing. Der Kerl hatte mit meinem Gelde spekulirt und meine Wechsel unbezahlt gelassen." Als die Rede auf Schulden kam, bemerkte er: „Sie machen den Menschen zum Sklaven. Ich habe oft erfahren, was es heißt, in Geldnoth zu sein, aber niemals habe ich mich auf's Borgen gelegt." Ein ebenso gewissenhafter Mann in Geldangelegenheiten war Georg Washington. Er hielt es, entschlossen, wie er war, ehrlich mit seinen Mitteln auszukommen, nicht unter seiner Würde, die kleinsten Ausgaben seiner Haushaltung zu kontrolliren, selbst dann noch, als er das hohe Amt eines Präsidenten der Vereinigten Staaten verwaltete. —

Wie überall im Leben, so kommt auch in den auf Erwerb

gerichteten Bestrebungen viel, wenn nicht Alles, auf den guten Anfang an; denn zu Anbeginn einer Laufbahn bilden sich die Grundzüge unseres ferneren Verhaltens, die im Laufe der Zeit zu festen Gewohnheiten verhärten. Fang' Dein Leben gut an, und die Gewohnheit, das Gute und Rechte zu thun, wird Dir gerade so leicht werden, als die Gewohnheit, Unrecht zu thun. Wohl begonnen ist halb gewonnen. „Alles, was in seinem Keime nicht vollendet ist, das wird in seinem Wachsthum, d. i. in der äußeren Entwickelung seiner Theile, verkrüppelt; dieses ist in den Produkten Deines Geistes so wahr als in den Produkten Deines Gartenbeetes." (Pestalozzi.) Schon mancher vielversprechende junge Mensch hat sich unheilbar an seinem Lebensglück geschädigt durch einen ersten falschen Schritt beim Eintritt in die Welt, während Andere, die bei Weitem nicht so befähigt waren, erfolgreich durch's Leben gingen, blos weil sie einen guten Anfang gemacht und an demselben festhaltend, mit Ausdauer und Thatkraft gestrebt hatten.

Aber der gute Anfang bürgt nur dann für ein gutes Ende, wenn Anfang, Mitte und Ende einander in aufsteigender Linie entsprechen. Es giebt leider eine Menge junger Leute, die den regelmäßigen Verlauf, die naturgemäße Entwickelung eines mit Fleiß und Hingebung betriebenen Geschäfts nicht abwarten können. Sie bescheiden sich nicht, da anzufangen, wo es ihre Väter thaten, sondern fangen gleich da an, wo diese aufhörten. Ungeduldig wollen sie ohne Arbeit die Früchte der Arbeit genießen, wollen sie ernten, wo sie nicht gesäet hatten. Daß an dieser socialen Krankheit — denn anders können wir dieses Unbehagen an dem Naturtrieb der Arbeit nicht nennen — das schlechte Beispiel und die verkehrte Erziehung, welche die Aelteren und Eltern den Kindern geben, die Hauptschuld tragen, liegt auf flacher Hand. Da werden französische Bonnen und Gouvernanten für die Kinder der Reichen gehalten, so daß diese eher in französischer Zunge plappern als in der Muttersprache sprechen lernen; kaum sind die ersten Laufübungen beendet, so kommt schon der Tanzmeister in's Haus und richtet die armen Geschöpfe zum Tanzen ab, damit sie demnächst auf Kinderbällen glänzen können; erscheinen dann die Schuljahre, so besuchen die jungen „Fräuleins" und „Herren," wie Puppen von ihren zärtlichen aber schwachen Müttern aufgeputzt, jene die „Töchterschulen", diese allerdings nicht die „Söhneschulen," die es leider noch nicht giebt, sondern die gewöhnlichen Knabenschulen; häufig sind die Ortsschulen nicht gut genug und werden die jungen Damen in entfernte, am liebsten in französische Institute geschickt, um sich Schliff, Tournüre, Esprit anzueignen. Auf die Schulzeit folgt dann die Periode der Bälle, Koncerte, Theaterbesuche, Badereisen u. s. w.

die freilich, auch nachdem die Töchter reich und nobel verheirathet worden sind und die Söhne sich, obgleich sie kaum erst „ausgelernt“ oder „ausstudirt“, im großartigsten Style etablirt haben, nicht aufhört, sondern im Gegentheil erst recht anfängt. Wohin es bei einer derartigen Erziehungs- und Lebensweise mit unserer reichsten Bevölkerungsklasse, die dem übrigen Volke in allen Beziehungen mit dem besten Beispiele vorangehen sollte, endlich kommen muß, ist leicht abzusehen. Die Hohlheit der Köpfe wird zunehmen, der Schein zuletzt allmächtig werden, innere Gediegenheit immer mehr verschwinden, die Sucht, reich zu werden und à la mode zu leben, auch wenn die Mittel dies nicht erlauben, die Masse der Betrügereien, Schwindelgeschäfte, unehrlichen Bankerotte, Kassendiebstähle u. s. f., sich stetig mehren, die Zahl der saft- und kraftlosen Herrchen, die an die manchmal treibend angetroffenen, verlassenen Wracks, an deren Bord nur ein Affe zurückblieb, erinnern, beunruhigend überhand nehmen. Natürlich wirkt das schlimme Beispiel auch nach unten ansteckend. Das äußert sich zunächst unter den dienenden Klassen, die sich immer „herrenhafter“ und anspruchsvoller benehmen, und selbst der goldene Mittelstand ist nicht mehr so allgemein wie früher, der treue Bewahrer vaterländischer Sitte und Weise. Am ärgsten ist das Uebel in den großen Städten und unter diesen, in Paris. Hier thront die Göttin „Mode,“ deren Machtsprüchen sich — mit wenigen, ehrenwerthen Ausnahmen — unsere gesammte Frauenwelt der höheren und theilweise auch der mittleren Stände blindlings unterwirft. Häuslichkeit, Einfachheit, Züchtigkeit, Kindererziehung, die höchsten Tugenden und Bestimmungen des Weibes, — sie sind den verwöhnten Damen unserer Zeit fast zum Gespötte geworden. Dafür sind jetzt Luxus, Eitelkeit, Vergnügungssucht, Prachtliebe an der Tages-Ordnung. Man geht nicht mehr in's Theater, um das Herz zu veredeln, noch auf Reisen, um sich an dem Anblick der schönen Natur zu erquicken und zu lernen, sondern nur der Veränderung, der Mode, des Sinnenkitzels wegen. Sonst half die Frau dem Manne das mühsam Verdiente zusammenhalten und haushälterisch verwenden; jetzt braucht eine Dame allein für ihre Garderobe im Jahre so viel, als ein bescheidener Hausstand jährlich kostet. Sonst war das Haus das Heiligthum der Mutter und Gattin, der Schauplatz ihres stillen Waltens, jetzt wird das Vergnügen außer dem Hause, in den geräuschvollen Genüssen und Zerstreuungen der großen Welt gesucht. Alles strebt, treibt, drängt, kämpft, sich Vordersitze in dem socialen Amphitheater zu erringen, und in dem Gedränge wird alles edlere, selbstentsagende Wollen unter die Füße getreten und manche bessere Natur elend zu Tode gedrückt. —

Man hat unserer Zeit den Vorwurf gemacht, daß sie vor-

zugsweise dem Materialismus, d. h. dem Stoff- oder Sinnlichkeitsdienste huldige. Wir haben soeben nachzuweisen gesucht, daß und in wie weit diese Anklage gegründet ist. Aber sollten wir darum den Materialismus ganz beseitigt wünschen, weil er, nach einzelnen Richtungen hin in der Praxis die Grenzen des Maßvollen überschreitet? Das hieße, das Kind mit dem Bade verschütten, denn in einer Hinsicht wollen und müssen wir sammt und sonders dem Materialismus anhängen, insofern wir nämlich alle Fleisch und Bein und auf das Leben in dieser irdischen Welt angewiesen sind, die wir uns, durch unsern ehrlichen Fleiß, so schön und erfreulich als irgend möglich gestalten sollen, versteht sich überall so, daß die Pflege des sittlichen Kerns, des Ewigen in uns, in den Vordergrund gestellt wird. Die Verpflichtungen, welche uns das Erdenleben auferlegt, sind ganz und voll zu erfüllen, so gut wie der Schüler in der Schule, der Soldat im Felde die seinigen erfüllen muß. Vor der Hand ist die Erde unser Himmel. Wartet unser nach dem Tode ein zweiter und ewiger Himmel, den wir Alle freudig ahnen, aber auch nur ahnen, so werden wir um so reifer und würdiger für denselben sein, je besser und vollständiger wir das Erdendasein zu unserer inneren Heiligung angewendet hatten. Nur wer ein guter Erdenbürger war, wird ein guter Himmelsbürger werden können. Die Erde ist wahrlich so gut ein Gotteswerk und folglich etwas Göttliches, als es der gedachte Himmel sein wird, und wer die Erde ein Jammerthal nennt, ist entweder ein Mensch, der viel Unglück gehabt hat, oder ein frömmelnder Schwachkopf, oder er weiß es besser, und spekulirt mit seinen Jammerthalern auf die vollwichtigen Thaler einfältiger Menschenseelen.

An dem Wege, auf dem Jüngling oder Jungfrau in's Leben eingehen, stehen rechts und links zahlreiche Versucher, um ihnen den Zoll der Menschlichkeit abzufordern. Niemand hat es nöthig, diesen Unholden etwas zu geben, aber doch thun es Alle, die Einen mehr, die Andern weniger. Alle entrichten ihren Zoll in Form von bitteren Erfahrungen aller Art, dem Schmerzensgelde des Lebens, für welches wir uns die höchsten Lebensgüter, Gemüth, Charakter, Sittlichkeit erkaufen. Aber ohne Kampf dürfen wir jenen Versuchern nicht den Zoll der Schwachheit entrichten, und Jeder kann siegen, der entschlossen ist, ehrlich zu kämpfen. Nur rasch und ohne Zögern mit Aufbietung der ganzen sittlichen Standhaftigkeit gehandelt, wenn der Böse naht; denn Gefahr liegt im Verzuge! Viele bedenken sich, ohne einen Entschluß fassen zu können; aber sich nicht entschließen, heißt sich entschließen. „Führe uns nicht in Versuchung!“ betete Jesus im Hinblick auf die Schwachheit des menschlichen Herzens. Aber die Versuchungen bleiben Niemanden aus, und im Kampfe mit ihnen

erstarken unsere Kräfte. Gieb einmal nach und Deine Widerstandskraft wird lahmer und lahmer; widerstehe mannhaft, und die erste Selbstüberwindung wird Dich Zeit Lebens mit Kraft ausrüsten und Dir die nachfolgenden Kämpfe erleichtern. Hugh Miller erzählt, wie er sich durch eine rechtzeitige Entscheidung gegen eine von den Versuchungen geschützt habe, die dem beschwerlichen Leben des Handarbeiters besonders eigenthümlich sind. Als er noch Maurer war, bestand unter seinen Arbeitsgenossen die Sitte, dann und wann ein Trinkgelage zu veranstalten, und eines Tages erhielt er zwei Gläser Branntwein, die er beide austrank. Als er nun nach Hause ging und, nach seiner Gewohnheit, ein Buch zur Hand nahm, tanzten die Buchstaben vor seinen Augen auf und nieder, und er fühlte, daß er die Herrschaft über seine Sinne verloren habe. „Ich erkannte,“ sagt er, „daß ich mich in eine entehrende Lage gebracht hatte. Ich war, durch mein Verschulden, zeitweilig unter die Stufe der Bildung herabgesunken, deren ich mich im nüchternen Zustande erfreute, und obgleich die Umstände einer Entschlußfassung nichts weniger als günstig gewesen sein konnten, entschloß ich mich doch in jener Stunde, daß ich meine Fähigkeit zu geistigem Genusse niemals wieder einem Trinkgelage opfern wolle; und mit Gottes Hülfe habe ich meinen Vorsatz gehalten.“ Solche rechtzeitig getroffene Entscheidungen bilden gar oft den Wendepunkt in dem Leben eines Menschen und legen den Grundstein zu seinem zukünftigen Charakter. Und vor dieser Klippe, an welcher Hugh Miller leicht hätte scheitern können, wenn er nicht im rechten Augenblicke seine ganze sittliche Kraft, sie zu umschiffen, zusammengenommen hätte, sei Jedermann, gleichviel ob alt oder jung, unausgesetzt auf seiner Hut. Der Trunk ist eins der abscheulichsten und verderblichsten Laster, die es giebt. Walter Scott pflegte zu sagen, daß „von allen Lastern keins so unverträglich mit Größe sei, als der Trunk.“ Und damit noch nicht genug; es ist derselbe auch unverträglich mit Sparsamkeit, Wohlanständigkeit, Gesundheit und ehrlichem Lebenswandel. Kann ein junger Mensch nicht mäßig genießen, so muß er gänzlich vom Genusse abstehen. Es geht Vielen, wie es dem Dr. Johnson ging. Er sagte von sich selbst: „Ich bin so gemacht, daß ich mich wohl enthalten, nicht aber Maß halten kann.“ Aber wer nicht sich selbst überwinden; wer nicht dem Genuß des Augenblicks entsagen kann zu Gunsten eines höheren und dauernden Genusses in der Zukunft; wer sich zum Sklaven einer frivolen Leidenschaft oder einer lasterhaften Gewohnheit entwürdigt: der ist nicht fürder willensfrei, sondern ein Spielball der Laune, des Zufalls und schlechter Menschen, und gut oder niederträchtig, je nachdem die Minute es mit sich bringt. In keiner Sache soll der

Mensch sich daher so angestrengt und unablässig üben, als in der Selbstbeherrschung, welche die Schwelle aller Tugend ist und die höchste Anwendung des freien Willens. Ohne sie sinkt die Selbsthülfe zur rohen, thierischen Gewalthandlung herab. „Um für das Gute zu kämpfen," sagt Benzel-Sternau, „sei erst Herr Deiner selbst. Feste Grundsätze Dir selbst vorzeichnend, fliehe die Versuchung nicht ängstlich, aber begegne ihr, wie der edle Mann der feilen Dirne begegnet; mit ruhiger, kalter Verachtung. Fordere sie nie auf, aber wisse mit ihr zu kämpfen. Treibe alle Bedürfnisse zur Kultur, schmecke jede Freude und übe Dich im Selbstentreißen und Selbstzernichten Deiner Genüsse, eben, weil sie Dir die liebsten sind. So waffne Dich edel — trotzig gegen die Kabalen der Menschen und die Streiche des Verhängnisses; so erringe Dir eine Selbstherrschaft, die Dich fähig mache, im Nothfall lächelnd den Block zu umfassen, von dem Du nur als Rumpf wieder herabsinkst. Wer den Muth hat, mit dem Schicksal zu ringen, Der ist ein König unter den Menschen."

Viele Bücher sind geschrieben worden über die Kunst, reich zu werden, die Manche für eine schwere, Andere wohl gar für eine schwarze Kunst halten; und doch ist sie die einfachste, natürlichste und volksthümlichste Wissenschaft, die sich nur denken läßt, eine Wissenschaft, in der Gelehrsamkeit häufig Alles verdirbt und der gesunde Menschenverstand Meister ist. Die Kunst, reich zu werden, wird auf der Gasse gelehrt, und Lehrmeister ist das Volk in seinen Sprüchwörtern. Da heißt es: „Viele Wenig machen ein Viel." — „Achtet auf den Groschen, die Thaler werden schon selbst auf sich Achtung geben." — „Ohne Mühe kein Gewinn." — „Der Fleiß ist die Mutter des Glücks." — Ohne Schweiß kein Preis." — Schweiß giebt den besten Mörtel." — Eine rechte Arbeit kostet Armschmalz, und nur um Fleiß und Müh' giebt Gott Schaf und Küh'." — Fleiß bricht alles Eis." — „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen." — „Wer durch den Pflug will werden reich, der muß ihn haben und treiben zugleich." — Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth." — „Junge Schlemmer, alte Bettler." — „Geh' lieber ohne Abendbrod zu Bette, als mit Schulden aus dem Bette" u. s. w.

Nichts weiter braucht ein Mensch mit gewöhnlichen Arbeitskräften, als Fleiß, Sparsamkeit und Ehrlichkeit, um sich äußerlich eine bescheidene Unabhängigkeit zu gründen. Selbst der sogenannte Arbeiter kann es dahin bringen, vorausgesetzt natürlich, daß er seinen Verdienst sorgfältig zu Rathe hält und den so gefährlichen kleinen Ausgaben für unnütze Dinge strenge aus dem Wege geht. Ein Silbergroschen ist ein kleiner Werthgegenstand, und doch beruht das häusliche Glück von Tausenden von Familien

auf der wirthschaftlichen Anwendung von Silbergroschen. Wer so leichtsinnig ist, seine sauer verdienten Silbergroschen wegzuwerfen, um seinem sinnlichen Gelüste, durch den Genuß von geistigen Getränken oder anderen schädlichen Dingen, zu fröhnen, der erniedrigt sich unter das Thier und bringt Jammer und Elend über sich und seine Familie. Achtet dagegen Jemand auf seine Silbergroschen, legt er sie zweckmäßig an — indem er einige wöchentlich in die Sparkasse trägt und den Rest seiner Frau anvertraut, damit diese, im Interesse des Familienwohls, den bestmöglichen Gebrauch davon mache, — der wird sich bald reichlich für seine weise Schätzung und Benutzung des Groschens belohnt finden, durch das Wachsthum seines Vermögens, durch die zunehmende Behaglichkeit seines Hauswesens, und durch ein Bewußtsein, das frei ist von Nahrungssorgen und heiter im Gefühl einer gesicherten Zukunft und erfüllten Pflicht.

Benjamin Franklin, der Altmeister praktischer Lebensweisheit, schrieb an einen jungen Handwerker: „Der Weg zum Reichthum ist, wenn Du nur ernstlich willst, so eben, als der Weg zum Markte. Er hängt meist von zwei Wörtchen ab: Thätigkeit und Sparsamkeit, d. h.: verschwende weder Zeit noch Geld, sondern mache von beiden den besten Gebrauch. Ohne Thätigkeit und Sparsamkeit wird Dir nichts gelingen, mit ihnen aber Alles. Wer Alles erwirbt, was er mit Ehren erwerben kann, und (nothwendige Ausgaben abgerechnet) Alles erhält, was er erwirbt, der wird sicherlich reich werden — wenn anders jenes Wesen, das die Welt regiert und von dem Jeder Segen zu seinem ehrlichen Fleiß erflehen sollte, seiner weisen Vorsicht nach, es nicht anders beschlossen hat.“

„Bedenke, daß auch Kredit Geld ist. Die geringsten Kleinigkeiten, die auf eines Mannes Kredit Einfluß haben, müssen beachtet werden. Das Geräusch Deines Hammers um 5 Uhr des Morgens oder um 9 Uhr des Abends macht, daß Dein Gläubiger, wenn er es hört, sich sechs Monate länger geduldet. Sieht er Dich aber an einem Billard, oder hört er Deine Stimme in einem Trinkhause, wenn Du bei der Arbeit sein solltest, so läßt er Dich den nächsten Tag um sein Geld mahnen und preßt Dir's ab, aus Furcht, es in die Konkursmasse fallen zu sehen.“ „Laß,“ sagt er a. a. O., „den Fleiß am Morgen zu Deiner Seite gehen und Dich begleiten, bis Dich die Abendglocke zur Ruhe ruft. Betrachte die Ehrlichkeit als dem Athem Deiner Seele und vergiß nie, einen Pfennig übrig zu behalten, wenn alle Deine Ausgaben berechnet und bezahlt sind. Dann wirst Du den Gipfel des Glückes erreichen und Unabhängigkeit wird Dein Schild und Panzer, Dein Helm und Deine Krone sein. Dann wird Deine Seele aufrecht gehen; Du wirst Dich vor keinem in Sammt

gekleideten Schufte bücken, weil er Reichthümer besitzt; Du wirst keinen Schlag einstecken, weil die Hand, die ihn Dir giebt, einen mit Diamanten besetzten Ring trägt." Und wie befolgte Franklin selbst seine Lehren? Er erzählt: „.... Nach und nach fing ich an, meine Schulden abzutragen, die ich zu machen genöthigt gewesen war (er hatte nämlich einen kleinen Buch- und Schreibmaterialien-Laden eröffnet), und um mir Kredit und den Namen eines ehrlichen Geschäftsmannes zu sichern, trug ich dafür Sorge, nicht allein thatsächlich fleißig und sparsam zu sein, sondern auch jeden Schein von dem Gegentheil zu vermeiden. Ich war stets einfach gekleidet und ließ mich nie an einem öffentlichen Vergnügungsorte sehen. Ich ging niemals weder fischen noch auf die Jagd. („Fische fangen und Vögel stellen verdarb schon manchen Junggesellen.") Höchstens hielt mich hie und da ein Buch vom Geschäfte ab, doch geschah dies nur selten und heimlich, so daß es kein Aufsehen erregte; um zu zeigen, daß ich mich nicht über meinen Stand erhöbe, führte ich zuweilen das Papier, das ich in den Magazinen gekauft hatte, auf einer Schiebkarre nach Hause. Dadurch kam ich in den Ruf, ein fleißiger junger Mann und ein pünktlicher Zahler zu sein. Die Kaufleute, die Schreibpapier aus Europa einführten, suchten mich zu ihrem Kunden, andere erboten sich, mich mit Büchern zu versorgen, und mein kleines Geschäft hatte den günstigsten Fortgang."

Benjamin Franklin schämte sich nicht, sein Papier selbst über die Straße zu fahren — so ist's recht und so fordert es die Ehre der Arbeit; denn jede Arbeit, sei sie an sich nun hoch oder niedrig, ehrt ihren Arbeiter und bringt ihm keine Schande. „Alle Arten sein Brod zu verdienen," sagt Lessing, „sind einem ehrlichen Manne gleich anständig." Die Arbeit ist als eine aus sittlichen Beweggründen entspringende, nach sittlichem Ziele ringende That anfzufassen, und darum entscheidet nicht Erfolg und Gewinn, sondern allein das Maaß des sittlichen Gehalts, die sittliche That in der Arbeit. Dieser edle Grundsatz wurzelt, nach Riehl,*) seit ältester Zeit tief und fest im deutschen Gemüthe. Jeder Arbeiter darf die Anerkennung seiner Arbeits- oder Berufsehre als ein Recht in Anspruch nehmen, vorausgesetzt nämlich, daß er selbst die Ehre seiner Arbeit achte. Wir wollen unser eigenstes, persönlichstes Wesen in unseres Arbeit geehrt sehen, und aus diesem Drang nach persönlicher Ehre der Arbeit, der um so mächtiger in allen Volkskreisen erwacht, je höher die Gesittung steigt, kann man schon schließen, daß die persönlichste Arbeit zugleich die menschenwürdigste sei. Mögen unsere wackeren Arbeiter und Handwerker, der Ehre ihrer

*) Siehe dessen „die deutsche Arbeit," 1. Aufl. S. 160.

Arbeit eingedenk, den Kopf hochhalten und die herrlichen Schiller-schen Verse als Wahlspruch im Herzen führen:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis:
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß!"

Je größer das Maß der sittlichen Thatkraft ist, welches zur Arbeit aufgewendet wird, je höher steht diese. Darum braucht sich kein Mensch, der sich auf ehrlichen Wegen aus niedrigen Verhältnissen emporgearbeitet hat, seiner geringen Herkunft zu schämen; sondern ganz im Gegentheile haben solche, durch eine lebensmuthige Bethätigung des Grundsatzes der Selbsthülfe bedeutend gewordene Persönlichkeiten ein um so gegründeteres Anrecht auf unsere Hochachtung und Bewunderung, je größer ihre Schwierigkeiten und je reiner die Mittel waren, diese niederzuwerfen. Ein amerikanischer Präsident, der in seinen jungen Jahren als Holzhauer gearbeitet hatte, ward einst nach der Beschaffenheit seines Wappens gefragt: „O," erwiderte er rasch, seiner Vergangenhrit gedenkend, „das besteht in einem Paare Hemdärmeln." Der alte Derfflinger, der aus einem armen Schneidergesellen ein Feldmarschall ward, blieb sein ganzes Leben hindurch in seinem Betragen einfach und bescheiden; doch trat er Jedem mit kühnem Freimuth entgegen, der ihn unzart an seinen Ursprung erinnerte und strafte solchen hochmüthigen Rangstolz durch derbe Erwiderungen. Dem Herzog von Holstein-Beck antwortete er bei solcher Gelegenheit: „Wohl haben mich meine Eltern für die Elle bestimmt; doch die Vorsehung hatte mich für den Degen bestimmt, und mit diesem verstehe ich alle Diejenigen zu messen, die mich etwa beleidigen möchten."

Auf der niedrigsten Stufe der Arbeit möchte, nicht etwa die Beschäftigung des Handarbeiters, sondern die Thätigkeit Desjenigen stehen, welcher nur darauf ausgeht, Profit zu machen und reich zu werden, ohne dabei ein höheres Ziel im Auge zu haben, als das Anhäufen von Geld. Wer sich diesem Streben mit Leib und Seele hingiebt, muß fast reich werden. Besitzest Du nur das nöthige Quantum Schlauheit und Herzlosigkeit, so macht sich das Uebrige schon von selbst. Gieb nur weniger aus, als Du einnimmst, häufe Thaler auf Thaler, scharre und geize, und der Goldberg wird allmählig wachsen. Herr Smiles erläutert an einem merkwürdigen Beispiele, was dieses thatkräftige Dichten und Trachten und Jagen nach Reichthümern zu leisten vermag. Ein junger Mann, welcher sein väterliches Erbgut im Saus und Braus vergeudet hatte, verfiel endlich dem bittersten Mangel und der Verzweiflung. Er stürzte aus seinem Hause, um sein qualvolles Leben zu enden. Auf dem Gipfel einer Anhöhe

bleibt er stehen und überschaut seine ehemaligen Besitzungen. Er setzt sich nieder, übersinnt seine Lage und erhebt sich mit dem festen Entschlusse, zurückzugewinnen, was ihm einst gehört hat. Also kehrt er in die Stadt zurück, sieht vor einem Hause einen dort abgeladenen Haufen Steinkohlen, bietet sich an, denselben hineinzuschaffen und wird angenommen. Er verdient sich auf diese Weise einige Pennys, bittet sich als Gratifikation etwas zu essen und zu trinken aus, was man ihm reicht, und legt seine Pennys auf die hohe Kante. Diese niedrige Beschäftigungsart setzt er unermüdlich fort und verdient, Penny zu Penny legend, nach und nach so viel, daß er sich einige Stücke Vieh kaufen kann, auf deren Schätzung er sich verstand, und diese schlägt er mit Nutzen wieder weg. Nun jagt er nach Geld mit der Stetigkeit der Zeit und der Unersättlichkeit des Todes, geht von kleinen Geschäften zu größeren über und wird endlich reich. Das Ende vom Liede war, daß er seine Besitzungen mehr als wieder erlangte und als ein eingewurzelter Geizhals starb. Als er begraben wurde, ging bloße Erde zur Erde zurück. Wie viel Gutes hätte ein solcher Mensch stiften können, wenn sein Herz so groß gewesen wäre wie seine Thatkraft! Aber in diesem Falle war das Leben und das Sterben gleich schmutzig. Schön sagt unser Herder:

> „Güter sind uns gegeben, des Lebens Last zu erleichtern;
> Nicht das Leben, um uns schwer zu beladen mit Gut.
> Glücklich ist, wer genießt und säet; wer stirbt und zurückläßt,
> Hieß ein reicher und war nur ein unglücklicher Mann.“

Wenn das Sparen des Geldes um des bloßen Geldes willen schon an und für sich, also auch dann, wenn es auf dem Wege ehrlicher Arbeit geschieht, ein niedriges Beginnen ist, so verdient es um so mehr mit Verachtung gebrandmarkt zu werden, wenn Spiel, Schwindelgeschäfte, Wucher und andere ehrlose Mittel dasselbe unterstützen. Nach Behaglichkeit und Unabhängigkeit im Alter zu streben, ist ehrenvoll und pflichtgemäß; aber zu erraffen und zurückzulegen, nur um Kisten und Kasten zu füllen, ist ein Beweis von Engherzigkeit und Habsucht. Möge sich ein Jeder wohl in Acht nehmen vor übertriebener Sparsamkeit; denn eine übertriebene Tugend ist ein Laster, und die Sparsamkeit, die doch ursprünglich, so lange sie sich selbst treu bleibt, eine große Tugend ist, verwandelt sich durch Uebertreibung allmählich und oft ganz unmerkbar in das schmutzige Laster des Geizes. Die Liebe des Geldes — nicht das Geld selbst, — ist „die Wurzel alles Uebels,“ eine Liebe, welche die Seele verengt und gegen alle hochherzigen Regungen luftdicht absperrt. Daher läßt Walter Scott einen seiner Charaktere erklären, „daß der Pfennigschaber mehr Seelen erschlage, als das nackte Schwert Körper.“

Kein Laster," schreibt Riehl,*) „begegnet so unbarmherzigen Verdammungsurtheilen, so beißendem Spotte des Volks, wie der Geiz. In dem Gerichte unserer Sprüchwörter werden die Habsüchtigen und Geizhälse geradezu in die unterste Hölle gestoßen. Wir nennen den Geiz schmutzig und schäbig, sprechen von Geizhälsen, Geizkrägen, Geizwürmern, von Geldsäcken und Geldfressern. Geld regiert die Welt, sagen wir im Ernst, im Spott und im Groll. Wär' Deine Mutter eine Hur', Dein Vater ein Dieb und hätt'st Du Geld, so wärst Du lieb. Geld stinkt nicht, wie stinkend es auch erworben sei. Wenn es redet, so schweigt alle Welt, und wenn der Pfennig läutet, so laufen alle Leute nach der Kirche. Kannst Du das Geld gebrauchen (d. h. guten Gebrauch davon machen), so ist's Dein Knecht, wo nicht, so ist's Dein Herr. Der ist nicht arm, der wenig hat, sondern der Viel begehrt. Reich ist, wer sich begnügen läßt. Darum wird der reiche Geizhals bettelarm genannt; er nimmt sich arm, soviel er auch schanzt und finanzt, weil des Gottlosen Einnahme Ausgabe ist, und man kann ihm nichts Aergeres wünschen, als langes Leben. Dem Schlemmer geht Viel ab, dem Geizhalz Alles; darum nimmt er, wo er's kriegt; heut nimmt er's Gott vom Altar und morgen zieht er einem Dieb die Hosen am Galgen aus. Es ist ihm Alles feil, aber am wohlfeilsten giebt er seine Seele. Ein Blutstropfen fällt ihm vom Herzen, so oft er einen Heller schenkt; er sieht nicht gerne essen und erschrickt sogar, wenn er selber ißt. Alle Gerichte sind ihm entleidet, es gälte denn die Portion einen Heller. Er ist Keinem gut, aber sich selbst am ärgsten. Und doch heißt es zuletzt: Was man lange erscharrt, das führt der Teufel auf einmal hin."

Die Macht des Geldes, die gewiß nicht gering ist, wird im Ganzen genommen doch bedeutend überschätzt. Die größten Dinge, welche für die Welt gethan worden sind, sind weder von reichen Leuten noch durch Subscriptionslisten zu Stande gebracht worden, sondern von Männern, die durchschnittlich geringe Geldmittel besaßen. Das Christenthnm wurde von Männern aus den ärmeren Volksklassen über die halbe Welt verbreitet, und die größten Denker, Erfinder, Entdecker und Künstler lebten nur in mäßigem Wohlstande, ja viele unter ihnen waren materiell kaum besser gestellt, als gewöhnliche Handarbeiter. Und es wird immer so sein. Reichthümer sind weit öfter ein Hemmschuh der That als ein Sporn zu derselben, und in vielen Fällen eher ein Unglück als ein Segen. Wer sich von Jugend auf von allen Genußmitteln des Reichthums umgeben findet, wird leicht weichlich, schlaff, stumpf gegen äußere Reize, weil er bald die Reihe der

*) „Die deutsche Arbeit," S. 143.

äußerlichen Genüsse bis zum Ekel durchgekostet hat und für innere ihm häufig der Sinn fehlt. Da es ihm an aller und jeder Nöthigung zur Anstrengung in regelmäßiger Berufsthätigkeit gebricht, bringt er sein Leben vielfach in trägem Genießen zu, und die Zeit, die dem fleißigen Arbeiter schnell wie ein Sturmwind dahinfährt, scheint ihm stillzustehen und giebt ihm nur Stoff zu der tödtlichsten Langeweile. Ein solcher Reicher führt geistig wie leiblich eine Art von Pflanzenleben, und seine Bedeutung für die Gesellschaft ist gleich Null zu achten.

Natürlich giebt es auch hier die ehrenwerthesten Ausnahmen. Der Reiche, der auch im Herzen reich ist und vom rechten Geiste beseelt, wird das berufslose Schlaraffenleben als etwas Unmännliches und des Menschen Unwürdiges verachten; er wird, wenn er sich der Verantwortlichkeit klar bewußt ist, welche der Besitz eines Vermögens auferlegt, einen höheren Beruf, thätig zu wirken, fühlen, als seine ärmeren Mitmenschen. Aber, wie gesagt, an solchen Reichen ist die Welt leider arm.

„Respektabilität" im besten Sinne des Wortes, d. h. ein nach innen wie nach außen wahrhaft Achtung einflößendes Wesen, ist etwas, wonach ein Jeder, er sei reich oder arm, streben soll und kann. Aber jene sogenannte Respektabilität, die nur und nichts Anderes als den äußeren Schein beobachtet, ist nicht werth, daß man sie achte. Weit besser und respektabler als der schlechte Reiche ist der im Herzen gute Arme, — besser der stille, bescheidene Mensch, als der glatte, feingekleidete Schurke, der sich seine Equipage hält. Ein wohlgebildeter Geist, ein braves Gemüth, ein Leben voll nützlicher Bestrebungen, gleichviel in welchem Berufe, sind von unendlich größerer Wichtigkeit, als bloße äußere Respektabilität. Reichthum, Glanz, Angesehenheit sind nicht Dinge, die es verdienen, daß das Herz ausschließlich für sie schlage. Die Bildung eines sittlich-guten Charakters, die Entfaltung und stetig fortschreitende Vervollkommnung des innern Menschen: Das, meinen wir, ist der Zweck unseres Menschseins. Alles Andere, und besonders das Geld, sind nur die Mittel zur Erreichung dieser unserer Lebensbestimmung. Also ist nicht das Leben das erfolgreichste, in welchem die zahlreichsten Genüsse, das meiste Geld, der größte Ruhm erlangt werden, sondern das, in welchem der Mensch das höchste Maß von innerer Veredelung erreicht, und die größte Summe nützlicher, menschenwohlfördernder Thaten verrichtet. Auf der Bahn dieses Strebens giebt es keine Rangunterschiede mehr; da steht der Bettler so hoch wie der König.

Der Besitz eines Vermögens mag Manchem den Eintritt in die sogenannte „bessere Gesellschaft" eröffnen; aber um dort nicht

allein beachtet, sondern dauernd auch geachtet zu werden, müssen sie einen gebildeten Geist und einnehmende Seeleneigenschaften besitzen, sonst sind sie nur „reiche Leute," und nichts weiter. Es giebt Männer in der „besseren Gesellschaft," die so reich wie Krösus sind und gleichwohl kein tieferes Interesse, keine herzliche Achtung für sich erwecken können. Und wie kommt das? Sie haben keinen Werth, sie sind nur so und so viel Thaler oder Pfunde werth; sie gleichen Geldsäcken, wie ein Ei dem andern; ihre ganze Stärke liegt in ihren Thalern. „Pah! was ist Bildung, was Gemüth!" rief jener Reiche aus, und klopfte auf seine Tasche: „Hier ist Bildung, hier steckt das Gemüth!"

Die wirklich bedeutenden Mitglieder der Gesellschaft, — die Lenker und Führer der Herzen und der Geister, die tief und dauernd nützlich wirkenden Menschen, — die wahren Wohlthäter der Menschheit, müssen nicht unbedingt geldreich sein, wohl aber jenen höheren Reichthum besitzen, ohne welchen menschenwürdiges Wirken nicht gedacht werden kann: einen bewährten Charakter, eine wahrhaft gebildete Seele, ein Herz voll Liebe und sittliche Vortrefflichkeit.

Zehnter Abschnitt.

Die Selbsterziehung.

Kämpf' und erkämpf dir eig'nen Werth,
Hausbacken Brod am Besten nährt!
Matth. Claudius,
d. Wandsbecker Bote.

Ein jegliches Ding, so es wohlgemacht soll werden, will den Menschen ganz haben, mit allen Sinnen und Gliedern.
Luther.

Zwei Erziehungen empfängt jeder Mensch; die eine ertheilen ihm Andere und Lebenserfahrungen, die zweite, wichtigere giebt er sich selbst.

Die Erziehung überhaupt umfaßt die Ausbildung des ganzen Menschen, d. h. die Entwickelung seiner geistigen, sittlichen und physischen Kräfte und Anlagen. Geist, Gemüth und Körper bilden eine zur Einheit verbundene Dreiheit, bedingen sich gegenseitig als Glieder eines Ganzen und stehen in innigster Wechselbeziehung unter sich. Diese drei Seiten der menschlichen Natur müssen darum, jede besonders und alle drei im engsten Zusammenhange mit einander, ihrer natürlichen Beschaffenheit gemäß, vollständig zur Geltung gebracht werden, wenn die Erziehung einen ganzen, einen harmonisch entwickelten Menschen bilden soll. Entwickle ausschließlich seine physischen Anlagen, und Du erhältst einen Athleten oder einen Barbaren; nur die sittlichen, und das Ergebniß wird ein überspannter Schwärmer oder ein Wahnsinniger sein; nur die geistigen, und Du erziehst einen herzlosen Verstandesmenschen, der unter Umständen ein Teufel sein könnte.

Die alten Griechen und Römer legten großes Gewicht auf

die Entwickelung der Körperkräfte, und eine „gesunde Seele in einem gesunden Leibe" war das höchste Ziel ihrer Erziehung. „Die menschliche Verklärung," sagt ein neuerer Schriftsteller, „in der uns die alten Griechen fast alle als Heldengestalten erscheinen, ist einzig und allein der parallelen (gleichlaufenden) Bildung des Geistes und Körpers derselben zuzuschreiben, und wenn wir auf der einen Seite die Blüthe der Künste und Wissenschaften und die Höhenpunkte des geistigen Lebens im schönen Hellas*) bewundern, so zwingt uns auf der andern Seite der persönliche Muth der Griechen, ihre fast sprüchwörtlich gewordene körperliche Schönheit und die natürliche Anmuth, die sich in ihren Kunstwerken spiegeln, zu eben dieser Bewunderung. Man wußte damals sehr wohl, daß durch körperliche Frische, Gewandtheit und Kraft auch dem Geiste Gewandtheit, Frische, Frohsinn, Arbeitslust, Muth, Selbstvertrauen, Beharrlichkeit, Spannkraft, Großsinn, die doch auf die Sittlichkeit so entscheidenden Einfluß haben, mitgetheilt werden. Die Griechen bezweckten mit einem Worte die ursprüngliche Harmonie, in der Geist und Körper stehen, zu erhalten oder auch herzustellen."

Die alten Griechen hatten ihre bestimmten Plätze, Gymnasien genannt, an denen die männliche — in Sparta auch die weibliche — Jugend nackend (griechisch gymnos, daher jener Name) durch allerlei Leibesübungen, als Ringen, Laufen, Werfen mit der Lanze oder mit der Wurfscheibe (dem Diskus), Faustkampf u. dgl. m., den Körper schmeidigte und stählte. Zu gewissen Zeiten wurden dann periodisch wiederkehrende Nationalspiele, worunter die olympischen die berühmtesten waren, gefeiert, zu denen die Griechen von nah und fern zusammenströmten.

Seitdem, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, durch den unvergeßlichen Lehrer Gutsmuths, in Verbindung mit der Salzmann'schen Erziehungsanstalt Schnepfenthal bei Gotha, der erste Turnplatz in Deutschland gegründet, und damit die Turnkunst überhaupt begründet worden war, verbreitete sich die Gymnastik oder das Turnen von da aus allmählich über ganz Deutschland und Europa. Namentlich war es der „Turnvater" Fr. Ludw. Jahn, eine heldenhafte Persönlichkeit von urdeutschem Schrot und Korn, der sich durch sein begeisterndes Beispiel und seine sprachgewaltigen vaterländischen Schriften, wie „die deutsche Turnkunst," das deutsche Volksthum," u. a. das unsterbliche Verdienst erworben hat, die Turnerei in allen Volkskreisen eingebürgert zu haben. Als dem herrlichen deutschen Mann die erschütternde Nachricht von der Niederlage des preußischen Heeres bei Jena gemeldet wurde, ergriff ihn der Schmerz über des

*) Altgriechenland.

Vaterlandes Unglück so gewaltig, daß sein Haar in einer Nacht ergraute. Mit den geschlagenen Preußen flüchtete er bis Lübeck, erst 1809 kehrte er nach Berlin zurück, in dessen unmittelbarer Nähe er 1811 auf der sogenannten Hasenhaide seine Turnanstalt eröffnete. Er hatte in seinem tiefen Weh über Deutschlands Unterjochung den Entschluß gefaßt, „die Erweckung und Kräftigung des gesunkenen Volksbewußtseins durch Entwicklung der physischen und sittlichen Volkskraft" zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Er rief den Zagenden das stolze Wort zu: „Ein Volk, das Hermann und Luther hervorgebracht, darf nicht verzweifeln, sein Sinnbild bleibe über sechs Strömen die aufgehende Sonne!" „Ich habe," sagt er von sich selbst, „für das Vaterland als Kind in frommer Erregung gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling geschwärmt, als Mann geredet, geschrieben, gefochten, gelitten und mein Leben lang als des Vaterlandes getreuer Eckard an den Abwegen zur Undeutschheit und Ausländerei Wacht gehalten und die Verirrten auf den Richtsteig zur Tugend und Ehre zurückgewiesen." Als Deutschland von der Fremdherrschaft befreit war, da wurden die Männer, die das Befreiungswerk am uneigennützigsten und wirksamsten durch Wort und That gefördert hatten, von der Demagogenriecherei berüchtigten Andenkens zu Vaterlandsverräthern gestempelt und der schmachvollsten Behandlung unterworfen. Auch Jahn und seine Turnerei kamen in den Geruch demagogischer, d. h. nicht volks-, sondern regierungsfeindlicher Umtriebe und Zwecke, und wurden, jener zur Festungshaft und Verbannung, diese zur Unterdrückung, verurtheilt. Doch das Gute und Wahre, wenn es einmal Wurzel gefaßt hat, kann wohl verfolgt, aber nicht dauernd unterdrückt werden; und so hat denn auch die vieledle Turnkunst jene Tage des Dranges nicht nur lebenskräftig überdauert, sondern ist seitdem ein wesentlicher Bestandtheil unserer gesammten Jugenderziehung geworden. Heute huldigen alle Berufsklassen dem „Frisch, fromm, froh, frei!" des Turnvaters. Schon zählen die deutschen Turner nach Hunderttausenden, und seit einigen Jahren feiert auch unser Vaterland, gleich den alten Griechen, in den Turnfesten seine Nationalspiele, denen sich die Sänger- und die Schützenfeste ergänzend anreihen.

Alle Erziehung hat mit der Pflege der Gesundheit, mit der Tüchtigung des Körpers grundlegend zu beginnen; denn der Leib ist das Gehäuse und Werkzeug der Seele, und wenn das Werkzeug Nichts taugt, wie kann da von einem erfolgreichen Streben des Geistes die Rede sein? Ein wichtiges Mittel, dem Körper das erforderliche Maß von Spannkraft zu geben und zu erhalten, ist, wie wir sahen, das Turnen, welches in seinen Wirkungen um so bedeutsamer dasteht, als durch dasselbe nicht nur alle

Muskeln und Glieder des Körpers systematisch entwickelt und gegen äußere Einflüsse widerstandskräftig gemacht, sondern in weiterer Folge auch die edelsten Tugenden erzeugt werden, Bescheidenheit, Tapferkeit, Selbstvertrauen, Vaterlandsliebe . . . Aber die Leibesgymnastik kann nur dann ihren Zweck ganz erfüllen, wenn alle Handlungen des Lebens mit ihr in übereinstimmenden Zusammenhang gebracht werden, wenn der Turner auch außerhalb der Turnhalle nach den Vorschriften der Gesundheitspflege lebt. Wir können in dieser Beziehung gerade so gut von unsern Vorfahren, als von den alten Griechen, das Rechte lernen. Wie erhebend und groß ist es, wenn Tacitus in seiner „Germania" von den alten Deutschen erzählt: „. . Strenge sind dort die Ehen, und von keiner Seite möchte man ihre Sitten mehr loben, denn fast allein von den Barbaren *) begnügen sie sich mit einer Frau . . . In unantastbarer Keuschheit leben sie, durch keine Lockung des Schauspiels, keine Reizung des Gastmahls verführt. Sehr selten kommt bei dem so zahlreichen Volke der Ehebruch vor, dessen sofortige Bestrafung den Ehemännern anheimgestellt ist . . . Auch für verlorne Unschuld giebt es dort keine Verzeihung: nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichthum vermöchte der Gefallenen einen Mann zuzuführen. Denn Niemand lacht dort über das Laster, und nicht wird Verführen und Verführtwerden dort Modeton genannt . . . Einen Mann empfängt die Jungfrau, wie einen Leib und ein Leben, damit kein Gedanke weiter hinausreiche, damit nichts die Begierde weiter führe, damit sie in dem Mann nicht den Mann, sondern den Ehestand liebe . . . Und mehr Gewalt haben dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze. In einem Hause, wie in dem andern, erwachsen sie nackt und schmutzig zu dem Gliederbau, zu der Körpergröße, die wir staunend betrachten. Die eigene Mutter nährt jedes Kind an ihrer Brust, und nie werden sie Mägden oder Ammen überwiesen. Den Herrn von dem Diener durch feinere Erziehung zu unterscheiden ist unmöglich. Zwischen demselben Vieh, auf demselben Boden leben sie hin, bis das Alter die Freigebornen sondert, innerer Adel ihnen den Stempel aufdrückt. Spät kommen die Jünglinge zu Liebesgenuß, und deshalb ist ihre Manneskraft unerschöpflich. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht, jugendlich bleiben sie wie jene und an schlankem Wuchse ihnen ähnlich; gleich kräftig gesellen sie sich zu dem Manne, und die Kraft der Eltern kehrt in den Kindern wieder." So lebten unsere Väter,

*) So hießen bei den Römern und Griechen alle Ausländer, die nicht ihre Sprache redeten; später knüpfte sich an diesen Ausdruck der Begriff des Ungebildeten, Rohen, Wilden.

einfach, keusch, natürlich, und aus diesem Grunde waren ihre Leiber wuchtig und gesund, wie die Eichen, unter deren Laubdächern ihre kunstlose Behausung stand. Können wir auch nimmermehr zu der naturwüchsigen Bedürfnißlosigkeit und Einfachheit unserer Altvordern zurückkehren, so müssen wir ihnen doch darin nachzuahmen suchen, daß wir hinsichtlich unserer Lebensweise und Körperbehandlung die Gesetze der **Natur**, die kein Mensch ungestraft übertreten kann, zur Richtschnur unseres Verhaltens machen. Wir erinnern, um durch ein Beispiel zu zeigen, welche gefährliche Folgen Vergehungen gegen die Natur nach sich ziehen können, an gewisse sogenannte heimliche Sünden, die, wie die unter den Kindern beiderlei Geschlechts ungeheuer verbreitete Selbstbefleckung (Onanie), Körper und Seele in ihrer Entwicklung aufhalten, der besten Kraft berauben, entmannen, ja in nicht wenigen Fällen frühen Tod herbeiführen. — Einfachheit und gesunde Bereitung der Kost, zeitiges Zu-Bette-gehen und Aufstehen, weises Maßhalten und Enthalten in und vom Genusse, Regelmäßigkeit und Stetigkeit in allen körperlichen und geistigen Anstrengungen, Gemüthsruhe, Leidenschaftslosigkeit, — das mögen ungefähr die hauptsächlichsten Gesundheitsregeln für Jedermann sein, durch deren Befolgung, im Anschluß an das Turnen, Schwimmen, Fechten und andere Körperübungen, sich der Mensch gesund machen und gesund erhalten kann. *)

Ein altbewährtes und kostbares Mittel, den Geist hell, den Körper gesund zu machen, Zeit zu gewinnen und folglich das Leben zu verlängern, ein Mittel, das Jedermann zu Gebote steht, er sei reich oder arm: ist das **Frühaufstehen**. Die meisten großen Männer waren Frühaufsteher, und weitaus die Mehrzahl der erhabensten Geisteswerke sind die köstliche Frucht der Morgen- und Vormittags-Arbeit gewesen. Der große Arzt Hufeland, der u. A. ein treffliches Buch „über die Kunst das Leben zu verlängern" geschrieben hat, sagt in seiner Selbstbiographie: „Meine Lebensordnung gestaltete sich, als ich meine ärztliche Laufbahn in Weimar begann, folgendermaßen, und blieb auch nachher die Ordnung für mein ganzes Leben. Die Morgenstunde — ich stand früh auf, im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr — war dem **Geiste** geweihet, dem stillen Nachdenken, den eigenen produktiven Arbeiten (— denn früh ist der Geist am

*) Heutzutage wird die Wissenschaft auf der Gasse feilgeboten. Wer über 5 Groschen verfügt und lesen gelernt hat, der kann sich, wenn er anders Lust hat, sich — leiblich — kennen zu lernen, den „Volks-Gesundheits-Lehrer" von dem ausgezeichneten Arzte Dr. **Carl Bock** in Leipzig kaufen, welcher in klarer Darstellung eine ausführliche Beschreibung des menschlichen Körpers, seiner Verrichtungen, seiner Behandlung in Krankheitsfällen u. s. w., enthält — und alles Das für 5 Groschen!

reinsten und produktivsten, am meisten sich selbst gleich, am wenigsten gestört und getrübt durch das Irdische, und daher reineren und höheren Eingebungen fähig — auch ist es die einzige Zeit, wo der Arzt noch ungestört ist, — die Stunden im Sommer von 5, im Winter von 6 bis 8 Uhr, sind daher durch mein ganzes Leben die einzigen geblieben, in denen ich die schriftstellerischen Arbeiten gemacht und alles schrieb, was ich je geschrieben, und das ist nicht wenig —). Die Zeit von 9 Uhr bis Abends 7—8 Uhr gehörte der Welt, d. h. den praktischen Geschäften; — der Abend dem Herzen — dem Genuß im häuslichen Familienkreise."

Die Gesundheit des Leibes und des Lebens der Seele gedeiht um so besser, und der Mensch wird um so viel mehr in den Stand gesetzt, seine Lebensziele nach Wunsch zu erreichen, je gleichmäßiger der ganze Mensch arbeitet, d. h. je vollständiger jede Seite seiner Natur in der Arbeit und durch sie ihr Recht bekommt. Daher empfiehlt sich's dem Handwerker, der vorzugsweise körperlich arbeitet, neben seiner Handarbeit ein entsprechendes Maß von geistiger Beschäftigung, so wie dem vorwiegend geistig schaffenden Gelehrten, neben seiner Kopfarbeit so viel körperliche Thätigkeit zu treiben, als er zur Ausgleichung des Unterschieds zwischen beiden Arbeitsformen ungefähr bedarf. Auch ist eine Abwechselung der Thätigkeit, bei eintretender Abspannung oder Erschöpfung vorgenommen, von höchst wohlthätiger Wirkung: „Neue Beschäftigung," sagt Hippel, „ist wahre Erholung." Der Arbeiterstand benutze zu seiner geistigen Erfrischung und Fortbildung auf's Fleißigste die Vorlesungen in den Bildungsvereinen, die Lesegelegenheit, welche ihm die überall entstandenen und entstehenden Volksbibliotheken an die Hand geben u. s. f. Der Gelehrte arbeite seinen durch geistige Strapazen angegriffenen Körper in der Turnhalle oder sonst tüchtig aus. Heinrich Zschokke schrieb an einen gelehrten Freund, der über häufige Verstimmungen geklagt hatte: „... Ein Geist wie der Ihrige erschrickt nicht, es ist nur Nervenverstimmung, die ihn die Dinge des Lebens etwas trübe sehen läßt. Ich kenne diesen Zustand, er war der meinige bis zum 30. Jahre und verschwand, als ich mich großen Zerstreuungen und körperlichen Anstrengungen hingab. Die letzteren fehlen Ihnen. Sie leiden an der Einförmigkeit des Gelehrtenlebens. Der Menschenleib ist nicht zum langen, verweichlichenden Ruhen gebildet. Suchen Sie Zerstreuung und Bewegung für ihn, sei es auf tagelangen Fußreisen, oder im Nothfall bei der Axt im Holzstall. Ich bitte Sie darum recht inständig. Ich kenne das Probatum est aus Erfahrung. Sagen Sie ja nicht: „Mir fehlt die Zeit dazu!" Mit der Gesundheit fehlt Ihnen weit mehr noch als die Zeit,

nämlich die freudige Verwendung derselben. Sagen Sie nicht: „Mir fehlt zu Fußreißen das Geld!" Besser Sie nehmen unterwegs Brod und Salz und geben das Geld nicht dem Apotheker und Arzt. Sie haben mir mit Ihren Aeußerungen ein wenig bange gemacht; darum grollen Sie mir in Ihrem Düstermuth nicht, wenn ich recht ernst mit Ihnen rede. Ich bin gesund und hellen Muthes, nicht nur weil ich einfach und regelmäßig lebe, sondern (obwohl ich immer die Zeit bereue und das Geld bereue, weil ich nicht reich bin) weil ich alle Jahr kleinere oder größere Fuß- oder Fahr-Reisen mache und selbst im Winter, durch Regen und Schnee, umherlaufe, ut sit sana mens in corpore sano damit Leib und Seele gesund bleiben."*)

Kann die Ausbildung der Kraft und Gewandtheit des Leibes auch einseitig überschätzt werden, so ist es doch für jeden jungen Mann von der größten Wichtigkeit, von früh auf zu einem natürlichen, ungezwungenen Gebrauche seiner Gliedmaßen angeleitet worden zu sein. Aber wie Vieles läßt nicht in dieser Beziehung namentlich unsere Gelehrten-Erziehung zu wünschen übrig! Die meisten jungen Leute haben, wenn sie die Gymnasien und Universitäten verlassen, den Kopf voll lateinischer und griechischer Studien und sind doch, was den Gebrauch ihrer Hände anlangt, oft recht unbeholfen. Die regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitwörter kennt der ausschließliche Gelehrte sehr tief, sehr gründlich, aber an praktischer Einsicht in die gewöhnlichsten Dinge des Lebens thut er es vielleicht nicht dem einfachsten Handwerker gleich, und mit allen seinen Sprüchen der Weisheit und Ballen und Tonnenlasten der Kenntnisse wird er, wie Arndt sich ausdrückt, „entweder wie ein Behexter oder wie ein Hexenmeister aussehen." Da heißt es denn oftmals mit Recht: „Je gelehrter, je verkehrter!" Und doch ist es nicht ohne große Wichtigkeit für den Erfolg seiner Wirksamkeit, daß der studirte Mann außer seinen Büchern die lebendige Welt kenne, für die er wirken will, und Bescheid wisse mit den zahllosen kleinen mechanischen Verrichtungen, die jeden Tag dutzendweise vorfallen. Um sich dieses praktische Geschick anzueignen, dieses Verständniß des bunten Lebensgewühls zu erwerben, unterhalte der Gelehrte einen frischen, unmittelbaren Verkehr mit der Außenwelt. Sogar der Unterricht im Gebrauch von Werkzeugen, die Erlernung eines Handwerks kann jedem angehenden Gelehrten als außerordentlich ersprießlich angerathen werden; denn mechanische Fertigkeiten, die jeder Mensch höchst nöthig braucht, lassen sich nicht aus Büchern oder Beschreibungen erlernen, sondern wollen in der Praxis erworben sein. Der Student besuche daher nicht nur die Hörsäle

*) Bisher noch ungedruckt.

der Professoren, sondern gehe auch fleißig in die Werkstatt des Handwerkers, die tausend Beziehungen zu den Dingen des Alltagslebens umschließt; hier würde er Gelegenheit haben, mit den verschiedenartigsten Werkzeugen umgehen und dadurch seine Hände gewandt gebrauchen lernen; hier würde er den Sinn für das Wirkliche, Gegenständliche, Greifbare aufschließen, würde er sich vertraut machen können mit gesunder Leibesthätigkeit, sich gewöhnen können an Beharrlichkeit in körperlicher Anstrengung, und viele nützliche Erfahrungen sammeln für die Tage der selbstständigen Berufsausübung.

Der weittragende Nutzen, den solche freiwillig auferlegte mechanische Beschäftigungen haben, tritt sehr deutlich namentlich im Leben derjenigen Männer zu Tage, die der Welt in großem Maßstabe praktisch genützt haben. Isaak Newton, der sich in der Schule eher beschränkt als ungewöhnlich begabt zeigte, unterschied sich in so fern jedoch sehr auffallend von andern Kindern, als er unermüdlich, von einem gewissen genialen Instinkt und Trieb geleitet, mit allerlei Handwerksgeräth umherarbeitete und sich Modelle von Windmühlen, Wagen und Maschinen aller Art machte; selbst in vorgerückterem Alter liebte er es noch, allerhand kleine Tische, Schränke u. s. w. für seine Freunde zu fertigen. Ebenso geschickt und eifrig waren James Watt und Georg Stephenson als Knaben in der Handhabung von Werkzeugen, und es steht dahin, ob diese Erfinder auch ohne diese kindlichen Beschäftigungen als Männer so Großes vollbracht haben würden. Benjamin Franklin dankte es seinem Vater noch im Greisenalter, daß er ihn als Kind in die Werkstätten zahlreicher Handwerker gebracht hatte. „Er nahm mich," erzählt er, „bald in diese, bald in jene Werkstätte mit, er führte mich zu Maurern, Töpfern, Kupferschmieden, Tischlern und andern Handwerkern, um zu sehen, ob ich nicht für das eine oder andere dieser Gewerbe Neigung fassen könnte. In Folge dieser Besuche in den Werkstätten so vieler Handwerksleute, deren Kunstgriffe ich genau beobachtete, zog ich keine geringen Vortheile, denn das, was ich sah, reichte gerade hin, um mich später in den Stand zu setzen, kleine Arbeiten selbst zu verrichten, wenn ich gerade keinen Handwerker um mich hatte, besonders aber, kleine Maschinen für meine Experimente zu fertigen." Heinrich Zschokke ließ jeden seiner Söhne, der sich für ein wissenschaftliches Fach entschieden hatte, zugleich als Lehrling in die Werkstatt eines Handwerkers oder Künstlers treten, und keiner derselben durfte die Hochschule beziehen, bevor er nicht eingeschriebener Gesell seines Gewerbes war. „So blieb allen," bemerkt er hierzu,*)

*) In seiner Selbstschau, Bd. 1, S. 348.

„der „„Dünkel junger Herren““ fremd, jeder Stand ehrenwerth. Und nach dem Ende der akademischen Studien fühlten sie den vollen Werth dieser schlichten Erziehung auf ihren Reisen durch Deutschland, Dänemark, Frankreich, Schottland und England. Die erwachsenen Söhne sind nun ihrer Eltern Freude geworden. Religiösen Sinnes, anspruchslos, gemeinnützig und mildthätig, dienen sie dem Vaterlande, der Menschheit, der Wissenschaft und der Kunst.“

Gleich wichtig wie die körperliche Erziehung, ist die Erziehung zum Fleiße, zur Arbeit. Eltern und Lehrer, Schule und Haus haben vor Allem ihr Augenmerk darauf zu richten, den jeder Kinderseele eingebornen Naturtrieb der Arbeit nicht nur unablässig auf das Wahre, Gute und Schöne hinzuleiten, sondern auch derartig zu entwickeln, daß das Kind sich gewöhne, mit der rechten Liebe, der rechten Ausdauer und dem rechten Geschick selbstthätig zu arbeiten. Das ist so schwer nicht, als es scheinen möchte. Man gebe dem Kinde nur durch eigenen Fleiß ein gutes Beispiel, erwecke in ihm die Lust an nützlichem Selbstschaffen, übe es, durch allmähliches Fortschreiten vom Leichten zum Schweren, in Geduld und Nachdenken, mache es stets und überall mit dem Wie und Warum einer Arbeit bekannt — und es wird binnen wenigen Jahren gelernt haben, sich selbstständig zu beschäftigen, und kann nun mit seiner Selbsterziehung den Anfang machen. Und mit Gesundheit des Leibes verbunden vermag die richtig geschulte Geistesarbeit Außerordentliches zu leisten. Der Grundsatz, daß die Arbeit alles im Bereich der Möglichkeit Liegende vollbringen könne, ist auf dem Felde wissenschaftlicher Bestrebungen so wahr, wie auf jedem andern. Der Weg des Lernens steht Jedem offen, der rüstig arbeiten will. Hier sind keine Schwierigkeiten so unüberwindlich, daß sie der willenskräftige Geistesarbeiter nicht durch den nöthigen Aufwand von Arbeit thatsächlich zu überwältigen vermöchte. Der englische Dichter Chatterton pflegte zu sagen, daß der liebe Gott den Menschen mit Armen in die Welt geschickt habe, die lang genug seien, irgend ein Ding zu erreichen, wenn sich nur Jeder gehörig anstrengen wolle.

Aushaltende Thatkraft ist in der Wissenschaft wie in allen übrigen Lebensberufen die Seele und Hauptstütze jedes Unternehmens, mit welcher dieses steht oder fällt. Man schmiede das Eisen nicht nur wenn, sondern bis es heiß ist. Die bei Weitem größere Hälfte aller Mißerfolge entspringt aus dem Mangel an ausreichender Thatkraft und Geduld. Ohne die Unterstützung dieser mächtigen Bundesgenossen der Arbeit baut auch das größte Genie nur auf Sand. Wir wissen, daß gerade die genialsten Männer zugleich die rastlos thätigsten Arbeiter ge-

wesen sind. **Goethe** sagte einst zu Eckermann:*) „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiemit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von Außen als Innen, waren zu viele."

Gründlichkeit und Genauigkeit sind, nächst Fleiß und Ausdauer, die wichtigsten Erfordernisse für jeden Studirenden. Nicht die **Menge** des Gelernten, noch die **Zahl** der gelesenen Bücher machen einen klugen, im praktischen Leben tüchtigen Menschen, sondern **Gründlichkeit** im Lernen, im Lesen, im Arbeiten — überall! Wenig, aber gründlich wissen, ist unendlich besser als viel und ungründlich wissen; denn nur solches Wissen hält die Probe des Lebens aus und bringt seinem Besitzer willkommene Frucht, welches den Kern, das Wesen, die Hauptsache in der Sache ergründet. Zerstreutes, oberflächliches, spielendes Arbeiten führt im besten Falle zu seichter Vielwisserei. Gründlichkeit wird nur erlangt durch unbedingteste, aufmerksamste Sammlung des Geistes in dem **einen** Brennpunkte des jeweiligen Lerngegenstandes und durch die strenge Arbeitszucht, welche den geistigen Fleiß in einer scharf abgegrenzten Bahn erhält und für einen feststehenden Zweck ausnutzt. Die erfolgreichste Methode des Studiums ist darum unzweifelhaft diejenige, welche ein bestimmtes Fach als endgültiges Ziel aller Bestrebungen in's Auge faßt und alles Denken, Lesen und Arbeiten auf dieses ausschließlich bezieht, bis der Student es vollständig bemeistert hat. Nur die in allen Theilen genaue Kenntniß irgend eines Zweiges der Wissenschaft setzt uns in den Stand, schlagfertigen und erfolgreichen Gebrauch von unserm Wissen zu machen, wenn die Nothwendigkeit des Handelns eintritt. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister," sagt **Goethe**, und er tadelte scharf alle Bestrebungen, welche dahin führen, den Geist des Studirenden mit zersplitternden Kenntnissen zu überfüllen. „Ueberall," das sind seine Worte,**) „überall treibt man auf Akademieen viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihrer Fächer zu weit aus, bei Weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde gehörig, vorgetragen, und der Mediciner hatte

---

*) Gespräche, Bd. 1. S. 106.
**) Gespräche, Bd. 1, 112.

daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediciner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden: das Eine wird über das Andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnt daher alle zerstreuenden Anforderungen ab und beschränkt sich auf ein Fach und wird tüchtig in Einem."

Leider trifft dieser Vorwurf*) Goethe's unsere gewöhnlichen Bürgerschulen kaum weniger, als unsere Universitäten. Den Kindern, Knaben sowohl wie Mädchen, wird eine so erdrückende Masse, ein so buntes Gemisch von Lehrgegenständen zugemuthet, daß das Lernen immer mehr zum bloßen Auswendig-Lernen und das Gelernte zum mechanischen Gedächtnißkram herabsinkt, der die Kinderseele verwirrt, statt sie zu klarem Selbstdenken anzuregen, verengt, statt sie zu erweitern; drückt und ängstigt, statt sie mit froher frischer Lernbegier zu erfüllen. Treten die Knaben dann aus der Schulstube als Lehrlinge in ein Geschäft, so sind sie häufig, trotz ihrer vielen „nützlichen" Schulkenntnisse, in allen praktischen Dingen, wo es auf den richtigen Griff, den gesunden Blick ankommt, unbeholfener als der geringste Junge „aus dem Volke" und obenein vielleicht körperlich matt und schwächlich, da sie meist sechs Stunden täglich in der dumpfen Schulklasse und wenigstens zwei Stunden über ihren häuslichen Arbeiten sitzen mußten, während ihr Körper gerade im kräftigsten Wachsthum begriffen war. Wie verhält sich ein solcher Unterricht zu den Forderungen, die Goethe an eine zweckmäßige Erziehung stellt, wenn er sagt: „Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existiren kann?"

Die Ueberfütterung mit Schulkenntnissen mag daran Schuld sein, daß zu keiner Zeit mehr und flüchtiger gelesen wurde, als gegenwärtig der Fall ist. Es hat sich der Jugend eine förmliche Lesewuth bemächtigt, und die Zahl Derjenigen, die ein Weniges von Allem, aber Nichts gründlich wissen, ist in rascher Zunahme begriffen. Solche Leser, die mit Vogelschnelle Buch nach Buch mehr durchblättern als durchlesen, von Allem im Fluge ein Bischen erhaschend, sind nicht unpassend mit einer gewissen Art von Taschenmessern verglichen worden, welche außer einer gewöhnlichen Messerklinge eine Feile, einen Meißel, eine Säge, einen Bohrer, einen Korkzieher und eine Scheere enthalten; doch all' diese Werkzeuge sind von solcher Kleinheit, daß sie sich, in dem Augenblick, wo man sie gebrauchen will, als unbrauchbar herausstellen.

*) In Beziehung auf die sogenannte Volksschule möchte fast der entgegengesetzte Vorwurf gelten.

Gründliches Wissen giebt Selbstvertrauen, und Selbstvertrauen ist der feste Punkt, wo die Hebel der Selbsterziehung einzusetzen sind. Dieses, auf das Bewußtsein des Eigenwerthes gegründete Vertrauen in die persönliche Kraft, kann dadurch sehr wesentlich in seiner Entwicklung gefördert werden, daß man junge Leute bei Zeiten daran gewöhnt, auf die Benutzung ihrer eigenen Hülfsmittel bedacht zu sein, indem man ihnen schon frühzeitig so viel Spielraum zu selbstständigem Handeln einräumt, als mit ihrer Unerfahrenheit vereinbar ist. Zu ängstliche Ueberwachung und Beaufsichtigung des Kindes schneidet diesem die Gelegenheit ab, sich praktisch auf die Selbsthülfe vorzubereiten, und gleicht den Schwimmblasen, die Denen unter die Arme gebunden werden, die nicht selbstständig schwimmen gelernt haben. Auch in dieser Beziehung kann Zschokke's Erziehungs-Verfahren allen Eltern zum Vorbilde dienen, wenn er erzählt*) „Den Knaben vor allen Dingen Selbstständigkeit im Wechsel künftiger Schicksale zu geben, wurden sie früh abgehärtet, an Arbeit und Entbehrungen gewöhnt; zwar reinlich, aber fast ärmlich, gekleidet; und Nachts auf Spreukissen gelagert, bis sie das Vaterhaus verließen. Vom 10. Jahre an schickt' ich sie auf sommerliche Fußreisen; erst paarweis, dann einzeln; Habersack auf dem Rücken, mit kärglichem Reisegeld; erst in benachbarte Städte, zu Freunden, dann in größere Fernen; zuletzt in die Alpen und Gletscher, ihre botanischen u. s. w. Sammlungen zu bereichern. Das übte sie früh, wochenlang sich selbst überlassen, unter Fremden für sich zu handeln und zu sorgen, wo Niemand für sie handelte und sorgte."

Mangel an Selbstvertrauen ist vielleicht das größte Hinderniß in der Bahn der Entwickelung. „Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns Alles." (Goethe.) Wahre Bescheidenheit ist sehr wohl verträglich mit edlem Stolze und verlangt keineswegs die Verleugnung alles persönlichen Verdienstes. Mag es auch viele dünkelhafte Menschen geben, die sich selbst betrügen, indem sie eine zu hoch gegriffene Ziffer vor ihren Nullen setzen, so ist auf der andern Seite Mangel an berechtigtem Selbstgefühl eine Lücke im männlichen Charakter, welche dem individuellen Fortschreiten zum großem Nachtheil und Unheil gereicht. Wie kann Jemand mit rascher Pünktlichkeit, wie mit dem vollen Nachdruck seiner Kräfte handeln, wenn er diesen nicht einmal herzhaft vertraut, sondern „zaudernd schweift." Wenn die eine Hälfte der Fehlschläge durch den Mangel an aushaltender Geduld verschuldet wird, so hat fehlendes Selbstvertrauen die andere Hälfte derselben zu verantworten. Und so ist der Mensch

*) Selbstschau, Bd. 1, 348.

gemacht. Er wünscht, je eher je lieber die Früchte der Selbsterziehung zu genießen, und sträubt sich doch dagegen, den unerläßlichen Preis harter Arbeit dafür zu zahlen. Wir mögen nicht daran glauben, daß es einen privilegirten Weg zum Wissen gebe, und scheinen doch sehr fest an die Existenz eines „populären" zu glauben. Wir erfinden im Unterricht arbeitsparende Methoden, suchen der Wissenschaft auf allerlei Richtsteigen beizukommen, lernen Französisch und Englisch „in 12 Stunden" oder „ohne Lehrer." Wir gleichen jener modischen Dame, die einen Lehrer annahm, aber sich ausbedang, nicht mit dem Konjugiren und Dekliniren geplagt zu werden. Wir naschen in derselben seichten Weise von den Früchten der Wissenschaft; wir lernen Chemie, indem wir einer kurzen Reihe von Vorlesungen beiwohnen, die mit „interessanten" Experimenten gewürzt sind; und nachdem wir unterschiedliche Gase eingeathmet, grünes Wasser in rothes haben verwandeln und Phosphor in reinem Sauerstoff haben verbrennen sehen, haben wir unsern Theil „wissenschaftliche Bildung," von welcher sich höchstens sagen läßt, daß sie, obschon vielleicht besser als Nichts, doch auch gut zu Nichts sei. So bilden wir uns oftmals ein, unterrichtet worden zu sein, während man uns nur eine angenehme Unterhaltung bereitete.

Das Uebel gewinnt immer größere Ausdehnung und wirkt nach verschiedenen Seiten hin auf unheilvolle Weise. Der geringste Schaden, den es anrichtet, ist die überhand nehmende Oberflächlichkeit, der größte die Scheu vor ernster, stetiger Arbeit. Wollen wir uns ein wahrhaft tüchtiges Wissen erwerben, so müssen wir der Trägheit ein für allemal den Rücken kehren, und demselben *unverdrossenen Fleiße* die Stirne bieten, den unsere Väter angewendet; denn *Arbeit* war, ist *und bleibt der unerläßliche, auf die geringsten so gut wie auf die größten Güter des Lebens gesetzte Preis.* Wir müssen uns dabei bescheiden, unermüdlich und freudigen Muthes *einem* Ziele entgegen zu streben, und übrigens mit Ruhe und Geduld den Erfolg abwarten. Jeder dauernde Fortschritt höherer Art ist naturgemäß langsam; „stille, allmählich reift das Köstliche (Schiller)." Aber erfüllst Du nur jeden Tag, jede Stunde, jede Minute mit treuem Eifer Deine Pflicht, arbeitest Du mit einer Ausdauer, die nur der Tod oder schwere Krankheit unterbricht, an der bestmöglichen Entwickelung Deines Geschäfts und Deiner Seele, so sei überzeugt, daß Dir zu seiner Zeit der Lohn für Dein redliches Streben zu Theil werden wird. „Muth und Fleiß," sagt der edle Kaufmann *Granville Sharp*, „hätten verzweifeln müssen, und die Welt wäre unveredelt und ungeschmückt geblieben, wenn die Menschen nur die Wirkung eines einzelnen Meißelschlages mit der zu erbauenden Pyramide, oder

eines einzelnen Spatenstichs mit dem abzutragenden Berge, verglichen haben würden."

Von dem Standpunkte aus, daß alles Gute langsam seiner Vollendung entgegenreift, wollen wir auch ruhig und vertrauensvoll den Ausgang der politischen Selbsterziehung unseres theuren Vaterlandes zu einem geschlossenen Einheitsstaate erwarten, und uns nicht durch die Schwankungen des Tages irre machen lassen, für die Erreichung dieses allen ganzen und wahren Deutschen heiligsten Zieles zu beten, zu arbeiten, zu kämpfen und, wenn es sein muß, zu bluten. Das ist ja die tiefsinnige Bedeutung unserer Nationalfarben — schwarz, roth, gold, — daß unsere volkliche Entwickelung durch düstere Verhängnisse und über blutgedüngte Wahlplätze hinweg der goldig strahlenden Freiheitssonne entgegenschreitet, die langsam zwar, aber mit majestätischer Sicherheit heraufzusteigen beginnt. Fülle nur jeder Einzelne, Mann für Mann, unerschütterlich treu die vom Schicksale ihm zugewiesene Stelle aus; suche ein Jeder mit allem Fleiße sich selbst zu bilden und zur Bildung und Aufklärung Anderer das Seinige beizutragen; und aus der Kräfte schön und liebend vereintem Streben wird, muß früher oder später mit eherner Nothwendigkeit der Sieg der guten deutschen Sache hervorgehen.

Nur der kurzsichtige Arbeiter ist stets ungeduldig nach Erfolgen. Springen ihm diese nicht schon im nächsten Augenblick fix und fertig entgegen — gleich ist es mit seinem kurzlebigen Muthe vorbei. Kleinen Kindern ähnlich, die begierig sind, ihre eben eingegrabenen Saamenkörner wachsen zu sehen, zieht er seine Pflanzen heraus, um ihre Fortschritte zu beäugeln — und tödtet sie. „Alles kann folglich nicht auf einmal geschehn. „Doch was man nicht wachsen sieht," bemerkt Lessing wunderschön, „findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als wer ohne Ziel herumirrt." Der rechte Säemann streut seinen Saamen mit gläubig hoffender Seele in die Furchen des Lebens; ihn trägt, ihn erhebt das Vertrauen auf den milden Frühling, auf die Sonnengluth des Sommers und den Erntetag im Herbste, der folgen wird. Er muß sich häufig wohl gar mit dem Gedanken zu trösten suchen, daß wenn nicht er, so doch seine Kinder und Kindeskinder die Früchte seiner stillen Thätigkeit genießen werden; denn

Auch des Menschen Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend anvertraut.
(Schiller.)

In einer Fabel von Lafontaine machen sich einige junge Leute über einen Greis lustig, der eine Allee von jungen Bäumen

pflanzt. Die Jünglinge bedeuten ihm lachend, daß diese bei seinen Lebzeiten nicht einmal Manneshöhe erreichen würden. „Ganz recht,“ erwiderte der betagte Arbeiter, „aber was thut das? Wenn ich auch weiß, daß mich selbst ihr Schatten nicht mehr erquicken wird, so kann er doch einst meinen Kindern und auch Euch zu Gute kommen; und darum macht es mir Vergnügen, sie zu pflanzen.“ Es ist nicht lange her, da lag ein armer Fabrikarbeiter im Sterben, der sein ganzes Leben hindurch sich's hatte rechtschaffen sauer werden lassen für Weib und Kinder, die schluchzend seine Lagerstätte umstanden. Der Sterbende gedachte in tiefbekümmerter Seele des Kampfes mit der Welt, der ihrer, ohne ihn, erwarte, und die Gewißheit dieses Kampfes verbitterte ihm seine letzten Augenblicke. „Mein armer Wilhelm! meine arme Marie!“ rief er verzweiflungsvoll, „was wird aus ihnen werden!“ Man suchte ihn zu trösten; aber lange umsonst. Endlich erhob ein denkender Freund seine Stimme und sprach hoffnungsfreudig zu ihm: „Fürchte nichts für Deine Kinder! Du hinterläßt ihnen eine reiche Erbschaft; glaube mir, das Vermächtniß Deiner Lehren und Deines Beispiels wird ihnen lebenslänglich Segen bringen; der Saame, den Du gesäet hast, wird nicht verloren gehen; und Deine Bücher, welche Dir solche Hausgötter waren, werden ihnen ebenso theuer sein, und werden ihre Herzen aufschließen in Liebe und Vertrauen zu unser Aller Vater im Himmel!“ „O, Friede — Trost —“ stammelte der sterbende Mann, und verstummte für immer.

Die Selbsterziehung, — das selbstthätige Streben nach Vervollkommnung, — ist unser höchstes und wirksamstes Bildungsmittel. Der Unterricht, welchen wir in der Schule empfangen, die Erziehung, die unsere Eltern uns ertheilen, sind nur eine Vorbereitung auf sie, eine Grundlegung derselben, und haben daher in so weit hauptsächlich Werth, als sie uns, durch Anleitung zur Selbstthätigkeit, gewissermaßen das nöthigste Anfangs-Kapital an Bildung geben, mit dem wir sodann, nach einem bestimmten Plane, unsere Selbsterziehung bestreiten können. Nur selbstthätige Uebung führt zur Meisterschaft, und „früh übt sich,“ wie Schiller den Tell sprechen läßt, „was ein Meister werden will.“ Mögen Eltern und Lehrer darum die Zügel der Erziehung hin und wieder etwas länger fassen und die Kinder durch gelegentliches Sich-selbst-überlassen in dem Gebrauch der Eigenkraft üben, damit sie, wenn sie später auf die Selbsthülfe angewiesen sind, „für sich handeln und sorgen können, wo Niemand für sie handelt und sorgt.“ Oft ist diejenige Erziehung die durchschlagendste, welche der Mensch sich selbst ertheilt, während er, ganz allein auf sich selbst gestellt, in dem unruhigen Getriebe des Geschäftslebens steht: denn hier wird er gezwungen aufzupassen und sich

zusammenzunehmen, und die Nothwendigkeit ist ein gar scharfer Sporn. Aus diesem Grunde ist bei vielen großen Männern, die in der Schule für beschränkt galten, die schlummernde Kraft des Geistes erst dann zum Durchbruch gekommen, als sie die Schule mit dem Leben vertauschten. Unser selbstthätiges Bemühen — das ist die Hauptsache; keine Talente, keine Bücher, keine Lehrmeister, keine Summe von bloßem Gedächtnißkram kann dafür Ersatz geben. Die Selbsterziehung ist ein Ding der Unmöglichkeit ohne dieses eigene Handanlegen; ihre Vermittlung, ihr Schlüssel heißt Selbstthätigkeit.

Die ersten Erzieher haben übereinstimmend die ungeheure Wichtigkeit der Selbsterziehung anerkannt, und die darauf vorbereitende Anregung und Anleitung geradezu als das Hauptziel aller Jugenderziehung hingestellt. Unser Diesterweg,*) der geistesscharfe, seit einem halben Jahrhundert rastlos-thätige Vorkämpfer und Anwalt für unser Volksschulwesen, sagt in beregter Beziehung:**) „Wer die Natur der Kinder und die Gesetze der Entwicklung kennt, weiß, daß man durch die innere, naturgemäße Entwicklung der jugendlichen Kräfte des Kindes, durch deren Uebung an passenden, in der Schule zu bewältigenden Stoffen, also durch sich selbst und an sich selbst zur dereinstigen freien Selbstbestimmung und Selbstregierung erzieht. Daß Letzteres das Ziel ist und bleibt, versteht sich von selbst, Alles muß darauf angelegt werden, und nur Derjenige, der dieses versteht und diese Bezielung überall im Stillen vor Augen hat, ist ein würdiger Lehrer dieser Zeit, ist ein Lehrer der Zukunft.“

Der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, Andrew Johnson, den wir bereits im ersten Abschnitt als einen Mann der Selbsthülfe und Selbsterziehung kennen lernten, hielt bei Gelegenheit einer Schulfeierlichkeit in Washington eine Ansprache an die um ihn versammelten Kinder, aus welcher wir folgende Worte über den Werth der Selbsterziehung hier wiederholen:***) „Zeit meines Lebens,“ so sprach er, „ist es mir zuwider gewesen, wenn ich Menschen über ihr Verdienst und Gebühr schätzen und ehren sah, und ich will es hier ausdrücklich hervorheben, daß ich ein Feind bin jedweder Vergötterung oder Kanonisation (Heiligsprechung) irdischer Dinge und sterblicher Personen, daß ich dem wahren Verdienste jederzeit die ziemende Achtung und Würdigung gezollt zu sehen wünsche. Meine kleinen Töchter und Söhne, lernt also zeitig unterscheiden zwischen Werth und Unwerth, Ihr

*) Pädagogisches Jahrbuch für 1853, S. 199.

**) Der theure Mann ist seitdem (am 7. Juli 1866) vom Schauplatz dieses Lebens abgetreten; sein Andenken wird in Ehren gehalten werden, sein Wirken wird Segen stiften, so lange es ein Deutschland giebt.

***) Nach einem Bericht in der „Gartenlaube“ (Jahrg. 1865).

sowohl, welche das Schicksal in besserer Lebenslage aufwachsen läßt, wie Ihr, die Ihr in minder günstigen Verhältnissen lebt."

„Ihr, denen größere Vortheile geboten sind, werdet nicht eitel und geckenhaft, weil Eure Eltern Euch ein klein wenig besser kleiden oder etwas besser erziehen können, wisset vielmehr und fühlet, daß Eure Eltern und Eure Lehrer Euch allein nicht zu erziehen vermögen. Ob Eure Angehörigen arm oder reich sind, ob ihr hoch begabt seid oder nicht — Ihr müßt Euch selbst erziehen! Eltern, Lehrer oder sonstige Vorzüge, deren Ihr Euch erfreut, sind nichts als die in Eure Hand gegebenen Mittel, mit denen Ihr selbst Euch die Bahn durch das Leben gestalten und ebnen müßt. Aber nimmermehr bildet Euch ein, daß Ihr irgend etwas Besseres seid, als Eure weniger günstig gestellten und minder befähigten Kameraden. Anstatt daß Ihr sie erniedrigt und ihre Lage noch drückender macht, muß es Euer Stolz sein, sie zu der Stufe emporzuziehen, auf welcher Ihr selbst steht. — — — Alles, was der Mensch unternimmt, muß die Billigung Dessen gewinnen, welcher die Geschicke und Ereignisse der Welt behütet. Das ist mein Glaube, wenn ich einen habe. — — — Die Zeit ist gekommen, wo die erste Frage sein muß, nicht was der Mensch glaubt, sondern ob er ein guter Mann und ein gutes Weib ist. Wenn der Mensch gut ist — dann kommt es wenig darauf an, welcher Religionsgenossenschaft er angehört." „Und nun noch einmal: erzieht Euch selbst!" schloß er, füllt Eure Geister mit Allem, was gut und nützlich ist; stapelt Alles, was der Aufbewahrung werth ist, in Euren Köpfen auf, und Eure Erkenntniß wird wachsen und groß werden."

Diese „Aufstapelung" von Kenntnissen, so sehr sie auch anzuempfehlen ist, muß indeß mit weiser Prüfung und Auswahl vorgenommen werden. Der Mensch kann nicht genug lernen und lernt niemals aus; aber man hüte sich doch davor, plan- und zwecklos ein buntes Durcheinander von willkürlich zusammengerafften, unter sich in keinem festen Verbande stehenden, bruchstückartigen Kenntnissen in der Seele oder vielmehr im Gedächtnisse aufzuspeichern. Der tüchtige Mensch will immer nur Eins nnd bezieht Alles, was er denkt und thut, auf dieses Eine, das eben das Ziel und Augenmerk seines Lebens, sein Lebensberuf ist. Nur in so fern das Wissen Weisheit wird, und Kenntnisse zur lebendigen Erkenntniß unseres Menschenberufs führen, hat das Lernen überhaupt Werth.

In unseren Tagen wird der lernbegierigen Jugend eine so unübersehbare Menge von Bildungs-Hülfsmitteln geboten, daß man sich unwillkürlich fragen muß: wie hat es der Mensch in längst vergangener Zeit, wo es noch keine öffentlichen Museen, Ge-

mäldesammlungen, Thiergärten, Bibliotheken u. a. m. gab; wo Bücher, die noch alle mit der Hand geschrieben werden mußten, noch etwas Seltenes und Kostbares waren; wo die besten Schulen nicht so gut waren, wie unsere jetzigen Dorfschulen; — wie hat es der Mensch damals angefangen, seinen Geist zu bilden? Wir antworten: Er hat rechtschaffen arbeiten und sich tüchtig anstrengen müssen, gerade wie wir's auch heute noch und zu allen Zeiten werden thun müssen, wenn etwas Brauchbares aus uns werden soll; und besaß er weniger Lehrstoff und Lehrmittel als wir, nun, so lernte er vielleicht auch um so klarer und in-sich-gesammelter, und blieb dabei geistig ebenso gesund und frisch, als er's körperlich war. Die Unsumme unserer Unterrichtsmittel ist vielleicht in demselben Grade ein Hemmschuh der Selbsterziehung, als den höchsten Zielen derselben förderlich. Der bloße Besitz einer Bibliothek oder die freie Benutzung derselben kann an sich so wenig kluge und gebildete Menschen machen, als der Besitz von Reichthümern hochherzige. Alles kommt darauf an, welchen Gebrauch wir von Büchern machen, d. h. wie und welche Bücher wir lesen. Die oft in's Unglaubliche gehende Menge von Büchern, welche moderne Leser durchlaufen, wirkt häufiger verwirrend als wahrhaft bildend; denn dieses flughafte Lesen läßt natürlich tief gehende und dauernde Eindrücke nicht in der Seele zurück. Vielfach ist das Lesen nur ein passives Aufnehmen fremder Gedanken, wobei der Geist des Lesenden selbst wenig oder gar nicht denkthätig ist. Da werden denn vorzugsweise solche Bücher aus den Bibliotheken geholt, welche den Kopf möglichst wenig mit Denken anstrengen und möglichst spannend und sinnlich an- und aufregend unterhalten, darunter schlechte Romane, elend erfundene Erzählungen zweideutigen Inhalts, Reisebeschreibungen, die Münchhausen selbst Ehre gemacht haben würden, u. s. w. u. s. w., welche mit unersättlicher Gier verschlungen werden und leider ein unendlich viel zahlreicheres Lesepublikum finden, als die wirklich gediegenen Erzeugnisse unserer Literatur. So dient das Lesen immer mehr als Befriedigungsmittel einer Art von geistigem Epikuräismus (Genußsucht), als ein intellektuelles Branntweintrinken, welches für den Augenblick die Nerven in angenehme Erregung versetzt, ohne daß von einem wirklichen Gewinn für die Seele, von einer dauernden Bereicherung des Geistes im Ernste die Rede sein könnte. So schmeicheln sich Viele mit dem Wahn, daß sie ihre Bildung vermehren, und doch tödteten diese Kurzsichtigen nur ihre kostbare Zeit und erschlafften ihr Sittlichkeits-, Wahrheits- und Rechtsgefühl. Die Aufregung, in der solche Leser beständig leben, macht sie unfähig, die empfangenen Eindrücke mit klarem Bewußtsein in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Nur bei vollständiger Ruhe bildet

sich der tadellos geformte Krystall, nur bei innerer Ruhe kann es der Mensch zur Klarheit des Denkens, Fühlens und Wollens, zur vollen Sammlung und Beherrschung aller seiner Kräfte bringen. „Ruhe ist die halbe Mast," heißt es im Sprüchwörterschatze des Bauern. „Ohne innere Ruhe wallt der Mensch auf wilden Wogen. Der Mensch, der mit leichtem Fluge jedes Wissen umflattert und nicht durch stille, feste Anwendung seine Erkenntniß stärkt, auch dieser verliert den heitern, festen, aufmerksamen Blick, das stille, wahrer Freuden empfängliche Wahrheitsgefühl." (Pestalozzi.)

Mancher große Mann hat sich in seinen Selbstbekenntnissen bedauernd darüber ausgesprochen, in der Jugend zu viel und mit zu wenig Auswahl gelesen zu haben. So Franklin, Walter Scott, Zschokke u. A. Wir führen zur Warnung und Belehrung für unsere Leser an, was Letzterer über diesen Gegenstand schreibt *) „Mit wahrem Heißhunger las ich, ohne Wahl und Ordnung, was Zufall oder Neugierde mir in die Hand führte; Dichter, Astronomen, Chroniken, Philosophen, Reisebeschreibungen, Kirchenhistorien u. s. f. Ich schrieb mir mehrere Bände Auszüge zusammen. Ich wollte ein großer Gelehrter werden und ein berühmter Mann, auf den man sich noch nach Jahrhunderten berufen müsse. Aber diese Lesereien, einige Jahre lang fortgesetzt, oft halbe Nächte hindurch getrieben, verbunden mit den übrigen Schularbeiten, belohnten mich mit ganz anderen Früchten, als ich erwartet hatte, und nicht mit den angenehmsten. Ich lebte mich nämlich, bei jedem anziehenden Buche, so tief in Ansicht, Art und Sprache des Verfassers hinein, daß ich gewöhnlich wochenlang nichts anders als dieser denken, sprechen und schreiben konnte, und ohne Selbstheit, nur immer das war, was das letzte Buch aus mir gemacht hatte, abwechselnd Mystiker **) und Freigeist, sogar Alchymist (Goldmacher), Politiker, Poet in allen Gattungen der Dichtkunst. Ich bemerkte endlich mit wahrem Schrecken die Unselbstständigkeit meines Verstandes, der, wie ein todter Spiegel, nur fähig schien, das Vorgehaltene in sich aufzunehmen — und mehr und schlimmer noch; bei diesem Vielerleitreiben zugleich zerrann am Ende in der Masse sich widersprechender Lehren und Meinungen all mein Wissen in ein Chaos von Ungewißheiten, . ."

Der große Theologe Fr. Ernst Daniel Schleiermacher las sehr bedächtig, sehr langsam und darum eben erschöpfend gründlich. Er klagt wiederholt in seinen Briefen über sein lang-

*) Selbstschau, Bd. 1, 23.
**) Freund dunkler, übernatürlicher Vorstellungen, namentlich auf religiösem Gebiete.

sames Arbeiten; er bekennt, sich nichts nur äußerlich und im Fluge aneignen zu können. „Das leidige Lesen und Studiren," sagte er, mache ihm unsäglich viel Mühe, theils aus Ungeschicklichkeit in der Behandlung, theils weil das Gedächtniß ihm nur schlecht zur Hülfe komme. Er nehme Alles nur zur gründlich. So hätten vier Wochen dazu gehört, um *Fichte's* Schrift über die Bestimmung des Menschen so weit sich zu eigen zu machen, daß er darüber habe schreiben können. Freilich erkenne er darin auch wieder einen Beruf zur Kritik. Denn wem das Lesen solche Mühe mache und wer es so gründlich damit nehme, der habe auch wohl ein Recht, über den Werth der Bücher mitzusprechen."*) *Goethe* gab den Rath: „Man lies't viel zu viel geringe Sachen, womit man sich die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat. *Man sollte eigentlich immer nur das lesen, was man bewundert*, wie ich es in meiner Jugend that.**)

So außerordentlich bildend nun auch das Lesen guter Bücher ist, so darf darüber doch nicht das wichtigere Bildungsmittel, *das Leben selbst*, vernachlässigt werden, zu welchem Bücher, und wären's die besten, immer nur in dem Verhältniß einer einführenden, belehrenden Vermittlung stehen, und daher nicht anders als im Zusammenhange mit seinen Erscheinungen praktisch-nützlich wirken können. Es hat kluge, tapfere, hochsinnige Menschen gegeben, längst vordem das Lesen allgemein in Uebung war. Die Magna Charta, die Urkunde der englischen Verfassungsfreiheit, war die Errungenschaft von Männern, die größtentheils nicht einmal ihren eigenen Namen schreiben konnten, und das Dokument, statt mit diesen, mit Kreuzen unterzeichneten. *Joh. Scherr* erzählt uns in seinem herrlichen Blücherbuche,***) es sei mit Grund zu vermuthen, daß Blücher in seinem ganzen Leben nie ein Buch ganz gelesen oder auch nur durchgeblättert habe; „aber," fährt er fort, „er verstand frühzeitig und übte fortwährend die schwierige Kunst, *das Buch des Lebens* zu lesen, das für so viele Bücherweise stets ein mit sieben Siegeln verschlossenes bleibt. Daher wußte er die Menschen zu nehmen wie sie sind, und auch sie zu fassen und zu packen verstand er." Einseitiges Lesen und Lernen entfremdet dem Leben. Wie wenig kümmert sich oft der eingefleischte deutsche Stubengelehrte um vaterländische Angelegenheiten! Der edle Patriot *Seume*, der diese Thatsache schmerzlich erkannte, ruft deshalb bitter aus: „Die gefühllosesten Klötze für Nationalehre und Nationalschande sind die deutschen Gelehrten; davon überzeuge ich mich täglich mehr."

---

*) Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Bd. 1, 291.
**) Gespräche, Bd. 2, 304.
***) Blücher, s. Zeit u. s. Leben, 2 Aufl. Bd. 3, S. 425.

Wie schön und groß auf der andern Seite, wenn unser Lessing, der Gelehrter war im höchsten Sinne des Wortes, erklärte: „Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich gestrebt habe, ist, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können. Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Gedanken heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth, als Millionen von jener."

Bei aller Bereicherung des Wissens fasse man stets diese Zielpunkte fest in's Auge: nicht nur immer klüger und unterrichteter zu werden, sondern das Wissen als ein Mittel zu betrachten, den Charakter zu veredeln, nützlich zu wirken und das Wohl seiner selbst wie seiner Mitmenschen zu fördern. Kenntnisse, die nicht in diesem Sinne verwerthet werden, sind ein todtes Kapital, und wer einen Reichthum fremder Gedanken in seinem Kopfe aufspeichert, ohne ihn, im Interesse des Vaterlandes und der Menschheit, zinstragend anzulegen, verkürzt willkürlich die Pflichten, welche er diesen schuldet, und ist wahrhaftig um nichts besser, als der engherzig schätzesammelnde Geizhals. Wir müssen selbst etwas sein und thun, und dürfen uns nicht damit begnügen, bloß zu lesen und zu wissen, was Andere gewesen sind und gethan haben. Die gewonnene Einsicht in das Gute muß auf das Leben angewendet, der gute Vorsatz muß That, der edle Gedanke Wirklichkeit werden. Der Besitz vieler Kenntnisse kann nützlich und fördernd sein, aber ist durchaus kein nothwendiges Erforderniß zur Selbsterziehung. Auch der Einfachste und Ungelehrteste, wenn er nur gesunden Menschenverstand genug hat, um zwischen gut und schlecht, recht und unrecht klar zu unterscheiden, und dabei ein redliches Streben nach Selbstveredelung besitzt, kann sein eigener Erzieher sein. Wir sollten wenigstens Alle dahin zu gelangen uns nach bestem Wissen und Gewissen bemühen, um mit J. P. F. Richter sprechen zu können: „Ich habe aus mir gemacht, was ich konnte, und mehr kann Niemand thun."

Selbstzucht und Selbstbeherrschung sind die Anfänge praktischer Weisheit; aber sie müssen in der Selbstachtung wurzeln. Aus ihr entspringt Hoffnung — Hoffnung, welche die Gefährtin der Kraft und die Mutter des Erfolges ist; denn wer stark und freudig hofft, hat fast Wunder zu wirken Macht. Der Geringste mag sprechen: „Mich selbst zu achten, mich selbst zu erziehen — dies ist meine einfache und klare Pflicht. Als ein nothwendig zum Ganzen gehörendes und deshalb diesem verantwortliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, bin ich es dieser und ihrem Schöpfer schuldig, meinen Körper und meine Seele weder zu

erniedrigen noch zu verderben. Im Gegentheil, ich bin verpflichtet, nach bestem Können und Ermessen allen Keimen und Anlagen, die mein Schöpfer in mich legte, die höchstmögliche Ausbildung zu geben. Ich soll nicht nur die schlimmen Keime meiner Natur beseitigen, sondern vor Allem die guten kräftig entwickeln. Und wie ich meine eigene Person achte, so soll ich auch die Person Anderer achten, wogegen diese ihrerseits gehalten sind, mich zu achten." So entsteht gegenseitige Achtung, Gerechtigkeit und Ordnung, deren rechtskräftigen Schutz das geschriebene Gesetz gewährleistet.

Selbstachtung ist das köstlichste Gewand, in welches der Mensch sich kleiden, das edelste Gefühlskleinod, welches die Seele bergen kann. Achtet er sich selbst, so wird er nur thun, was dieser Achtung vor sich entspricht. Durchdrungen und getragen von dem Bewußtsein der eigenen Würde, wird er weder seinen Körper durch sinnliche Ausschweifungen, noch seine Seele durch niedrige Gesinnungen verunehren. Selbstachtung ist die Wurzel und der Nerv der Tugend — Reinlichkeit, Keuschheit, Sittlichkeit, Religion — Alles nimmt seinen Ursprung aus der erkannten und in Ehren gehaltenen Menschenwürde. Mache es Dir zum unverbrüchlichen Lebensgesetz: immer so zu handeln, daß Du dich nie selbst verachtest; die treue Befolgung dieses Grundsatzes giebt Dir ein großes Bewußtsein und versüßt Dir einst Deine letzten Stunden. Und ferner bedenke wohl: Nur was Du Dir selbst giltst, das giltst Du auch Andern. Wer gering von sich selbst denkt, sinkt auch in den Augen Anderer herab. Es kann kein Mensch einen sittenreinen, pflichttreuen Lebenswandel führen, der seine Seele zu einem Pfuhle von unsittlichen Gedanken macht. Man kann nicht in die Höhe streben, wenn man in die Tiefe blickt; sondern, wer steigen will, muß das Auge unverwandt auf ein hohes Ziel gerichtet halten. Das Gefühl des Selbstwerthes kann auch dem Geringsten und Schwächsten einen festen Ankergrund geben und selbst dem Loose der Armuth sein Bitteres und Niederdrückendes nehmen. Es ist fürwahr ein herzerhebender Anblick, einen armen aber biederen Menschen inmitten anstürmender Versuchungen die aufrechte Haltung des sittlichen Selbstbewußtseins bewahren, und jeder Selbsterniedrigung durch entehrende Handlungen mit kalter Verachtung die Stirne bieten zu sehen.

Kaum halten wir es für nöthig, auf den Nutzen, ja die Unentbehrlichkeit tüchtiger Berufsbekenntnisse für alles Fortkommen im Leben weitläufiger einzugehen. Das lehrt schon zur Genüge das Eigeninteresse, die berechtigte Selbstsorge, wie Schulze-Delitzsch sagt, die Liebe, die ein Jeder für sein eigenes Ich hat und haben muß, wenn das Ganze bestehen und gedeihen soll.

So viel, als zur befriedigenden Wahrnehmung eines Berufes oder zur Führung eines Geschäfts gehört, sollte füglich Jedermann gelernt haben und wissen. Nützliche Kenntnisse sind immer anwendbar und können daher niemals in zu großer Menge erworben werden. „Die Bildung," sagt Riehl sehr geistreich, „ist das Fernrohr, welches uns den Erfolg scharf und hell vor's Auge holt." Mit einem durch gründliche Kenntnisse gebildeten Geiste ausgerüstet, kann der Mensch sich desto leichter den Schwankungen und Wechselfällen des Lebens anpassen, hat er einen umfassenderen Einblick in das Geschäftsleben und dessen Bedingungen, ist er überhaupt in jeder Hinsicht tüchtiger, sachkundiger und mithin erfolgreicher zu streben im Stande. „Die intellektuelle und sittliche Hebung eines Menschen bewirkt in der Regel auch die wirthschaftliche. Je eifriger Jemand für seine Bildung sorgt, je mehr Kenntnisse sich Jemand anschafft, je unabläßiger er an der Ausbildung seiner sittlichen Eigenschaften arbeitet, desto besser sorgt er für sein Fortkommen, seinen Unterhalt. Je höher der Antheil ist, den sich ein Mensch von dem großen geistigen Gesammtkapital der Menschheit an Kenntnissen, Erfahrungen und Sittigung erringt, auf einen desto größeren Antheil am sachlichen, am materiellen Kapital hat er für seine Person Aussicht. Geistiger Besitz verhilft zu materiellem Besitz, zu Vermögen, wenn er nur irgend ordentlich verwerthet wird."*)

Die Selbsterziehung kann natürlch nicht immer zu der, auch äußerlich, hervorragenden Größe emporheben, welche wir in den oben angeführten Beispielen Männer aller Berufsgattungen haben erreichen sehen. Die große Mehrheit der Menschen wird nothwendig zu allen Zeiten in den gewöhnlichen und gröberen Geschäften sich mühen müssen, und wie hoch auch die Durchschnitts-Bildung eines Volkes steigen möge, — keine Summe von Bildung kann es — selbst wenn dies wünschenswerth wäre, was es nicht ist, — von den Anstrengungen der täglichen Arbeiten befreien, deren Verrichtung eine Lebensforderung der bürgerlichen Gesellschaft ist. Aber wohl läßt sich die schwere Berufsthätigkeit der geringeren Arbeitsklassen, also namentlich des Arbeiter- und Handwerkerstandes, immer geistiger und menschenwürdiger gestalten. Daß dies in immer höher gesteigertem Grade geschehe, daß der sogenannte Arbeiter mehr und mehr erlöst werde von den rein mechanischen und aufreibendsten Arbeitsmethoden, das bewirken, außer den vielgeschmähten Maschinen oder mit andern Worten den in Bann und Dienst des Menschengeistes stehenden, unbeseelten Naturkräften, namentlich die täglich an Umfang und Trefflichkeit zunehmenden,

---

*) Arbeiterkatechismus, S. 116.

öffentlichen Bildungsgelegenheiten. Längst ist es in England Sitte, daß die berühmtesten Professoren und Schriftsteller Volksvorlesungen veranstalten, deren Eintrittspreis ein so niedriger ist, daß selbst der Unbemittelte an ihnen Theil nehmen kann. Seit einigen Jahrzehnten haben sich auch unsere Vertreter der Geistesarbeit, — anfangs einzeln und von ihren „zünftisch" fühlenden Kollegen bemitleidet oder wie Entweiher der Wissenschaft betrachtet, allmählich in immer größerer Anzahl, und gegenwärtig, wenigstens was die besseren und freisinnigen Köpfe darunter betrifft, mit einem Wetteifer, als handle es sich dabei nicht um eine Pflicht, sondern um eine hohe Ehre — unter das Volk begeben, als Verkünder und Verbreiter der Wissenschaft und der Bildung. In allen Städten Deutschlands beinahe sind Bildungsvereine in's Leben getreten; der Zudrang zu diesen ist ein massenhafter und beweist, wie außerordentlich in den Reihen der Handarbeiter das Bildungsbedürfniß ist. Hier ist der volksthümlichen Lehrthätigkeit ein Feld erschlossen, welches großartige Ernten verspricht; hier findet der Arbeiter eine Unterstützung seiner Selbsterziehung, die, wohl benutzt, seinem selbstthätigen Streben auf das Glücklichste und Wirksamste zu Hülfe kommt. Ob es besser sei, die Vorlesungen gegen Erstattung eines geringen Eintrittspreises oder unentgeltlich zu halten, ist eine erziehliche Frage, deren Beantwortung wir den Pädagogen (Erziehern) überlassen.

Das Ziel der Selbsterziehung ist hoch, der Weg zu ihm weit und mühsam, und wer es erreichen will, muß mit Fleiß und Geduld darauf los arbeiten. Viele aber scheuen die Anstrengungen einer allmähligen Entwickelung und glauben in ihrem Kleinmuthe sogleich an den Erfolgen der Erziehungsarbeit verzweifeln zu müssen, weil sie nicht so rasch in der Welt „fortkommen," als sie es, nach ihrer Meinung, wohl verdienten. Sie haben kaum ihr Saatkorn gesäet, so wollen sie auch schon den ausgewachsenen Baum sehen.

Wer die Selbsterziehung nur für ein Mittel hält, es Andern in materiellen Erfolgen zuvorzuthun oder sich angenehme Tage zu verschaffen, und darüber das höhere Ziel derselben, die Erweiterung des geistigen und sittlichen Gesichtskreises und die Veredlung des Charakters, aus dem Auge läßt, weist derselben eine sehr einseitige und untergeordnete Aufgabe zu. Die Bildung ist zu höheren Zwecken da, als nur Thaler und Genüsse gewinnen zu helfen. Es ist selbstverständlich höchst ehrenvoll, an der Hebung seiner wirthschaftlichen Stellung zu arbeiten, aber dies darf nicht etwa auf Kosten des sittlichen Menschen geschehen. Die Seele zur bloßen Magd des Körpers zu machen, heißt sie herabwürdigen; und umherzugeben

mit Klagen und Weinen über unser elendes Loos, weil wir nicht den äußerlichen Erfolg hatten, welcher am letzten Ende denn doch mehr von geschäftlichen Eigenschaften als von Bildung abhängt, verräth eine kleine und oft eine verbitterte Seele. Solchem sittlichen Katzenjammer kann nicht schlagfertiger gedient werden, als mit den folgenden Worten des englischen Dichters Robert Southey, die dieser an einen Freund richtete, der sich Rath's bei ihm erholt hatte: „Ich würde herzlich gern Dir rathen," schreibt er, „wenn ich mich überzeugen könnte, dadurch zu nützen; aber Denen ist nicht zu helfen, Die elend sein wollen. Ein guter Mensch und ein verständiger Mensch können wohl zu Zeiten aufgebracht über die Welt sein, zu Zeiten Kummer über sie empfinden; aber sei versichert, daß kein Mensch jemals unzufrieden mit der Welt war, der redlich seine Schuldigkeit in ihr gethan hatte. Wenn ein Mensch von Erziehung, der Gesundheit, Augen, Hände und Zeit hat, plan- und ziellos dahinlebt, so geschieht dies nur, weil der liebe Gott all' diese Segnungen einem Menschen gespendet hat, der ihrer nicht werth war."

Wir knüpfen an diese schönen Worte ein erhebendes Beispiel der Selbsterziehung an, das Denen zur Nacheiferung dienen möge, die, sei es aus Mangel an Selbstvertrauen, sei es, weil sie sich gegen Andere zurückgesetzt glauben, und keine Gelegenheit, sich zu bilden, zu haben meinen, an jedem Erfolge feige verzweifeln und klagen, wo sie thatkräftig streben und handeln sollten.

Zu Halberstadt starb im Jahre 1793 David Klaus, der bis wenige Jahre vor seinem Tode das Vieh des dortigen Nikolai-Klosters gehütet hatte und zuletzt Vorleser des Armenhospitals daselbst gewesen war. — Von Kindheit an hatte dieser Hirte mit rastlosem Eifer an seiner Selbstbelehrung gearbeitet. Die Armuth seiner Eltern erlaubte nur einen vorübergehenden Besuch der Schule. Dann mußte er diese mit der Weide vertauschen. Aber selbst hier, in der Gesellschaft der Thiere, unter freiem Himmel, ganz sich selbst überlassen, wußte er seinen Durst nach Kenntnissen zu befriedigen. Die Weide ward seine Schule, und das Lehren besorgte er selbst. Immer steckte, wenn er seine Thiere hinaustrieb, ein Buch in seiner Hirtentasche, das er, an Ort und Stelle angelangt, durchlas, durchdachte und am Rande mit Bemerkungen versah. Ein Bruder des Nikolai-Klosters schenkte dem schmeichelnden Knaben manchmal ein Buch, und der Empfehlung dieses theilnehmenden Mannes verdankte es Klaus späterhin, daß er Klosterhirte wurde, mit einem jährlichen Lohne von 8 Thalern. Klaus hielt dieses Ereigniß für das glücklichste seines Lebens. Nie beschwerte er sich über sein Loos, und wenn seine Freunde und Fremde, deren nicht wenige aus Neugierde und Theilnahme den gelehrten Hirten aufsuchten, ihn befragten,

ob er seine dürftige Lage nicht zu verbessern Neigung habe; so antwortete er mit großer Bescheidenheit: „Daß es ihm an Nichts fehle, da er ja ein Obdach und die nöthigen Kleider, keinen einzigen Feind, keinen Neider und — Bücher habe.“ Sein Bruder, ein vermögender Schäfer, zog mitunter den Beutel für ihn, wenn seine kleine Baarschaft nicht zur Anschaffung des nöthigen Lesestoffes ausreichte. Klaus las seine Bücher so lange, bis er sie auswendig wußte. Diejenigen Stellen, die ihn besonders ansprachen und ihm der Aufbewahrung werth erschienen, schrieb er sich aus, zu welchem Behufe er sich eigene Sammlungsbücher hielt, die im Laufe der Zeit zu einer ganzen Bibliothek von 1200 Bänden anwuchsen. Ein Zeitgenosse, der ihn oft auf dem Felde besuchte, erzählt: „Es war ein Stück zum malen, ihn studiren zu sehen. Er saß auf einem harten Stuhl, den er sich zu diesem Behufe erst gehörig hergerichtet hatte; um sich her eine Menge Bücher, vor sich ein Arzneifläschchen mit Dinte, welches in einem ausgehöhlten Stück Holz stand, damit es nicht umfallen möchte; neben sich ein Schreibbuch, in ein Stück Leder von einem alten Stiefel geheftet — um der Dauer willen, worauf er überall zu sehen pflegte, — in welches er die vorkommenden merkwürdigsten Stellen schrieb. Er studirte nämlich mit der Feder in der Hand und machte Auszüge aus Büchern, die er geborgt hatte.“ Am meisten fühlte er sich zur Naturgeschichte hingezogen. Bei einer so außerordentlichen Liebe für wissenschaftliches Treiben, vernachlässigte er aber seinen Beruf keineswegs. „Zuerst mein Amt, dann meine Lust,“ pflegte er zu sagen. Trotz seiner armseligen Lebensumstände half er Anderen, die noch ärmer als er waren, wo er konnte; doch beobachtete er bei seinen Wohlthaten immer die zarteste Rücksicht gegen Diejenigen, denen er wohl that. Von seinen Bröten, die er alle 14 Tage aus dem Hospitale erhielt, ließ er allwöchentlich durch einen Dritten, der seinen Namen verschweigen mußte, die Hälfte an arme Familien vertheilen. In den letzten Lebensjahren litt er an einer schmerzhaften Krankheit, aber niemals verließ ihn unter Leiden die Heiterkeit und philosophische Ergebenheit seines Geistes. Auf ihn findet sein eigenes Wort die vollste Anwendung: „Was rechtschaffene Leute thun, kommt Jedermann zu Gute, sie sind bald wie ein schattenreicher Baum, bald wie ein fruchtvoller Obstbaum, bald wie ein Aehrenfeld.“

So wenig wie Armuth und geringe Lebensstellung dem ernstlich Wollenden ein unübersteigliches Hinderniß sind, an seiner Selbsterziehung mit Erfolg zu arbeiten, eben so wenig setzt ein fortgeschrittenes Lebensalter dem Lernen ein „bis hierher und nicht weiter“ entgegen. Der Mensch soll sein ganzes Leben hindurch nicht aufhören, zu streben und zu lernen, er darf sich

niemals für „fertig“ halten. „Wer fertig ist,“ sagt Goethe, „dem ist nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein.“ Der weise Sokrates pflegte von sich zu sagen, daß er dahin gelangt sei, zu wissen, daß er Nichts wisse. Kaiser Karl der Große, der in seinem Jugendunterricht sehr vernachlässigt worden war, suchte noch als Mann das Versäumte nachzuholen. Selbst des Nachts stand er häufig auf und nahm Schreibtafel und Griffel zur Hand, um sich in der Schreibkunst zu üben, die er als Knabe nicht gelernt hatte. Mit demselben Eifer lernte er die alten Sprachen und trieb er wissenschaftliche Studien, so daß er es dahin brachte, das Lateinische wie seine Muttersprache zu reden und das Griechische wenigstens zu verstehen. — Alfred der Große, König von England, lernte noch in seinem 36. Jahre die lateinische Sprache. Joh. Aug. Ephraim Götze, der Bruder des durch seine religiöse Fehde mit Lessing zu trauriger Berühmtheit gelangten Hamburger Hauptpastors Joh. Melchior Götze und ebenfalls Prediger, ward, schon über 40 Jahre alt, durch zufällige Versuche mit dem Mikroskop veranlaßt, sich dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen, und brachte es darin so weit, daß er unter die besten naturgeschichtlichen Schriftsteller seiner Zeit gezählt wurde. Während sein unduldsamer Bruder der Aufklärung in Glaubenssachen aus allen Kräften entgegentrat, trug er durch seine Volksschriften viel dazu bei, daß der Wunder- und Aberglaube im Volke mehr und mehr natürlichen Anschauungen Platz machte. So ließen sich noch viele Männer nennen, die trotz vorgeschrittenen Alters sich nicht scheuten, an die Lösung von Aufgaben heranzutreten, die sonst nur die Jugend unternimmt. Nur der Träge oder der eingebildete Thor wird sprechen: „Ich bin zu alt, um noch zu lernen!“

Und hier wollen wir wiederholt daran erinnern, daß nicht sogenannte Genies das Meiste zum Fortschritt der Welt beigetragen haben, sondern tüchtige Menschen gewöhnlichen Kalibers, die Charakter, ein festes, durch das Leben gehendes Wollen und unermüdlichen Fleiß besaßen. Ungeachtet der vielen an das Wunderbare grenzenden Geschichten, die aus der Kindheit großer Geister erzählt werden, möchten wir doch behaupten, daß ein frühzeitig entwickelter und gereifter Verstand keinen festen Maßstab abgiebt für die Höhe dessen, wozu der erwachsene Mensch es bringen wird. Frühreife ist eben so oft ein Zeichen von Krankhaftigkeit als von kräftiger Gesundheit der Seele. Was wird aus all' den „merkwürdig“ gescheidten Kindern? Wo bleiben all' die „Primusse“ und von den Lehrern als die „besten“ Schüler gepriesenen Knaben? Was leisteten sie im Leben? Man verfolge ihren Lebenslauf, und man wird mit Verwunderung bemerken, daß ihre

weniger begabten Kameraden, die in der Schule beständig von ihnen überflügelt worden waren, sie, als der Ernst des Lebens begann, häufig weit hinter sich zurückgelassen haben. Den schulgerecht klugen Kindern, denen das Lernen sehr leicht wird, die immer die besten Arbeiten liefern, am raschesten antworten und in ihrem „Schulfleiß" und „Schulbetragen" untadelhaft sind, gereichen die glänzenden „Schulzeugnisse," welche sie von ihren Lehrern erhalten, nicht immer zum Segen, nicht immer zum ermunternden Antrieb, auch im Leben so fortzufahren, wie sie in der Schulstube anfingen. Die Lehrer sollten vor Allem diejenigen Schüler durch ermunternden Zuspruch und zweckmäßige Nachhülfe mit Muth und Freudigkeit zu erfüllen trachten, denen das Lernen schwer wird. Lob und Auszeichnung aber verdient ganz besonders das stille, ernste, stetige Streben, wie es sich oft hartnäckig in einer bestimmten Richtung kund giebt und darum häufig für Trotz oder Verstocktheit genommen wird. Kinder von solcher Art sind die angehenden Männer, die nachmals, durch festes, treues Wirken in dem gewählten Berufe, ihres Vaterlandes beste und nützlichste Bürger werden. Karl Hoffmeister, ein großer Schulmann und Verfasser einer höchst bedeutenden Lebensbeschreibung Schillers, beruhigte einst den Vater eines Schülers, der in allen Hauptsachen eine niedrige Nummer erhalten und nur in Mathematik und Naturwissenschaft gute Fortschritte gemacht hatte, mit den eben so tiefen als schönen Worten: „Lassen Sie es gut sein, Ihr Sohn hat die Fähigkeit und den ernsten Willen, Etwas zu leisten, und wenn er das nur in dem Fache zeigt, welches ihn anzieht, so beweist er gerade dadurch seine Selbstthätigkeit, seine einseitigen Fortschritte sind mir lieber, als mittelmäßige Bestrebungen Anderer nach Universalität (allgemeiner Bildung). Aus Ihrem Sohn kann ein tüchtiger Mensch werden." Der Erfolg entsprach diesen Hoffnungen.*)

Das Kind soll nicht für die Schule, es soll für's Leben lernen. Der Fehler, an dem unser Schulwesen ziemlich allgemein krankt, ist, das unsere Schulen weniger für das Leben nach der Schule, als für das Leben in der Schule erziehen, und hierin liegt vielleicht der Schlüssel zu der eigenthümlichen Erscheinung, daß die wildesten und „unnützesten" Knaben, die statt in's Buch lieber zum Fenster hinaussehen, statt in die Schule zu gehen lieber die Schule schwänzen und in Wald und Feld sich tummeln, Knaben, denen alle Lehrer prophezeiten, daß sie nie und nimmer auf einen grünen Zweig kommen würden, gar oft im späteren Leben ausgezeichnet einschlugen und die hervorragendsten Rollen spielten, während die lammfrommen Kinder, die immer die Schul-

*) Diesterweg, Pädagogisches Jahrbuch für 1853, S. 42.

gesetze peinlich genau beobachten und nichts als Lob und Beifall von ihren Lehrern ernteten, ebenso oft ihr Leben lang in untergeordneten Stellungen blieben. Wildheit und Muthwille an Kindern sind mit nichten Zeichen von Verderbtheit, verrathen vielmehr einen Reichthum von geistiger wie körperlicher Kraft, welcher sich nach irgend einer Richtung hin Luft machen will und weise gepflegt und entwickelt, die herrlichsten Früchte hervorbringt. Das Sprüchwort sagt: „Je toller gebraut, je besser das Bier." Bedeutende Männer haben gewöhnlich in ihrer Jugend ein wenig wild gehaust. Goethe sagt zu Eckermann*): „Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich ziemlich mit heiler Haut davongekommen." Nicht, als ob wir mit unsern Bemerkungen der Ungezogenheit und Ausgelassenheit das Wort reden wollten; denn wir sind, ganz im Gegentheile, des Dafürhaltens, daß der Mensch, durch Strenge und Liebe, vor Allem im und zum Gehorsam erzogen werden müsse; aber wir meinen, daß unsere Schulen, wenn sie den Forderungen eines Pestalozzi oder Diesterweg entsprechen sollen, noch tüchtig verbessert werden müssen, oder, was dasselbe ist, daß unsere Lehrer im Allgemeinen eine hellere und tiefere Einsicht in die Kinderseele und in die Bedingungen einer dem Leben nach der Schule angepaßten Bildung in die Schulklassen mitbringen müssen, als bisher der Fall gewesen ist.

Hier möge auch ein Wort über den Werth der Examina oder Prüfungen stehen. Alle Prüfungen, wie sie gegenwärtig noch immer im Schwange sind, mit ihrer Abfragung mechanisch angelernter oder, wie der Student sich bezeichnend ausdrückt, „eingepaukter" Kenntnisse, beweisen in den meisten Fällen höchstens, daß der Geprüfte ein gutes Gedächtniß, Beherztheit und — Glück hatte, während oft gerade Diejenigen, die im Examen „durchfielen," Großes geleistet haben. Nicht die künstliche Prüfung der Schule hat nach unserm Dafürhalten Werth und zeigt, was der Mensch leisten kann, sondern die natürliche Prüfung des Lebens. Man höre, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, ein Mensch, der auf den Höhen der Bildung stand, über diesen Punkt geurtheilt hat: „Sage ihm (seinem Neffen), schreibt er an seine Schwester Fanny,*) aus seiner Censur Nr. 1 machte ich mir sehr wenig; wenn alle Nr. Einsen und Klassen und Examina aufhörten, und wenn kein Mensch Einem mehr Zeugnisse gäbe und abforderte, dann finge das eigentliche Leben erst an, und

---

*) Gespräche, Bd. 3, 25.

**) Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 von F. Mendelssohn-Bartholdy, S. 424.

dazu brauchte man alle Kräfte, und doch kriegte man keinen rothen Zettel, — und das wäre eben das Schöne, und das wäre eben das Leben, und darum mache ich mir sehr wenig aus Nr. 1 von Untertertia, und aus Nr. 1 vom rothen Adlerorden, und aus allen Nummern in der Welt. Oder wenn Dir das zu philosophisch, oder zu unphilosophisch ist, so halte auch das vor ihm geheim — aber es ist ein Stück von meinem Katechismus."

Es ließe sich ein interessanter Abschnitt über das Thema berühmt gewordener Dummköpfe schreiben — Männer, die in der Schule den letzten, im Leben den ersten Platz einnahmen. Wir haben indeß nur für wenige Beispiele Raum. Linné galt, wie wir oben gehört haben, bei seinen Lehrern für einen „dummen Jungen," weshalb sie seinem Vater erklärten, daß der Knabe allenfalls nur fähig sei, ein Handwerk zu erlernen. Der berühmte französische Physiker Arago erregte in seiner Jugend die schwächsten Hoffnungen, und hatte bereits das 14. Jahr erreicht, als er noch nicht einmal lesen konnte. Dann aber entwickelten sich seine Kräfte so rasch und glücklich, daß er mit 18 Jahren in die polytechnische Schule (allgemeine Gewerbeschule) eintreten konnte und darin den Ruhm eines der ausgezeichnetsten Schüler erlangte. Newton saß in der Schule zu unterst auf der vorletzten Bank. Als der über ihm sitzende Knabe ihn einst verspottete, forderte er ihn muthig zum Kampfe heraus und überwand ihn. Damit nicht zufrieden, beschloß er, seinen Gegner auch als Schüler zu schlagen, legte sich thatkräftig auf's Lernen und ward der Erste in seiner Klasse. Robert Burns, Schottlands gefeierter Volksdichter, war ein ungelehriger Knabe und zeichnete sich nur durch seine Gewandtheit in Leibesübungen aus. Oliver Goldsmith sprach von sich, als von einer Pflanze, die spät geblüht habe. Humphry Davy war nicht klüger, als andere Knaben. Einer seiner Lehrer sagte von ihm: „Während er bei mir war, konnte ich Nichts von den Eigenschaften entdecken, durch welche er sich im späteren Leben so sehr ausgezeichnet hat." Ja, er selbst erachtete es als Mann für ein Glück, daß er in der Schule so viel Zeit zum Müssiggange gehabt habe.

Samuel Smiles erzählt von sich: „Der Verfasser dieses Buches wurde als Knabe den größten Dummköpfen beigezählt. Ein Lehrer nach dem andern hatte erfolglos seine Kunst an ihm versucht, ohne daß weder körperliche Züchtigungen, weder Liebkosungen, noch strenge Behandlung etwas fruchteten. Manchmal ward der Versuch gemacht, ihn dadurch, daß man ihn auf den ersten Platz in der Klasse setzte, vorwärts zu stacheln; aber schnell wie ein Stück Blei, welches durch Quecksilber fällt, sank er von seiner Höhe zurück in die unvermeidliche Tiefe. Der Knabe ward als unverbesserlicher Dummkopf von vielen seinen Lehrern auf-

gegeben, und einer derselben erklärte ihn gar für einen „erstaunlichen Tölpel.“ Doch, langsam wie er war, besaß dieser Dummkopf eine Art von trotziger Thatkraft, welche zunahm mit seiner wachsenden Muskelkraft und Männlichkeit; und als er endlich in's praktische Leben hinaustrat, siehe, da begab es sich, daß er die Mehrzahl seiner Schulkameraden überflügelte und weit hinter sich zurückließ. Als er das letzte Mal von ihm hörte, war er Bürgermeister in seiner Vaterstadt.“ Die Schnecke in der rechten Bahn erreicht schneller das Ziel, als ein Rennpferd in der falschen. Gleichviel wie langsam ein junger Mann fortschreitet, wenn er nur fleißig ist und sein Ziel unverrückt im Auge behält; „ohne Hast, aber ohne Rast!“

Die höchste Bildung können nicht Lehrer noch Eltern, nicht Schulen noch Universitäten uns geben; sondern diese haben wir erst von unserer eigenen, treuen, rastlosen und mit rücksichtsloser Strenge durchgeführten Selbsterziehung zu erwarten. Ein sittlich-hohes und praktisch-nützliches Ziel sei unseres Strebens fester Leitstern: so uns selbst fortbildend, fördern wir in unserer Selbstvervollkommnung zugleich den sittlichen und geistigen Fortschritt des ganzen Volkes, dem wir angehören, nach dem Worte des Dichters (Rückert):

Möge Jeder still beglückt
Seiner Freuden warten:
Wenn die Blume selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Elfter Abschnitt.

Leiden und Schwierigkeiten.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen,
Wendet kein Elend,
Macht Dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Rufet die Arme der Götter herbei.

Goethe.

Wir sprechen von dem Himmel als von einer Stätte reiner Glückseligkeit, und lassen ihn von Engeln bevölkert sein, deren heit'res, unschuldvolles Leben in dem Sonnenglanze eines ewig ungetrübten Glückes verläuft; aber diese Engel, so sprechen wir weiter — waren Menschen, ehe sie Engel wurden, und wurden zu Engeln geläutert und verklärt durch die strenge Schule des Lebens, die sie als Menschen durchzumachen hatten. Der Sinn dieser kindlich schönen Anschauung ist der, daß unser Streben nach sittlicher Vollkommenheit nicht in weichlicher Ruhe, nicht im Besitze ungestörten Glückes, sondern im Kampf mit Leiden und Schwierigkeiten seine beste Nahrung und wirksamste Unterstützung findet.

Der Mensch ist einmal nicht so gemacht, daß ihm der Genuß eines Daseins ohne Leid und Drang frommt. Im Glück wird er leicht schlaff, gedankenlos, übermüthig; aber wenn das Unglück ihm seinen Stachel tief in's Herz drückt, wenn der Schmerz in seinem Innern wühlt und der Ernst des Lebens ihn drohend umgiebt, so lernt er wohl, wie das Sprüchwort sagt, beten, d. h. über seine Bestimmung und seine Pflichten ernst nachdenken, und,

ist er eine entschlossene Natur, mit Schwierigkeiten kämpfen und — siegen. Aber wenn Leiden auch eine heilsame Nothwendigkeit sind, so ist der Mensch doch andrerseits mit nichten dazu auf der Welt, sich — wie überspannte Schwärmer dies zu allen Zeiten gethan haben — dem Schicksal vorgreifend, Selbstpeinigungen aufzuerlegen und, den Mönchen gleich, jedem Vergnügen selbstquälerisch zu entsagen. Denn für Leiden sorgt das Leben schon selbst, ohne Ansehen der Person, oft unbarmherzig, und edlere Freuden in weisem Maße genossen sind eine Quelle der Seelenstärkung und -Erfrischung, aus welcher zu schöpfen eine Pflicht gegen sich selbst ist. Der lebenslustige Luther erkor sich daher den Waidspruch: „Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang!"

Die Schule der Leiden und Schwierigkeiten ist die wahre Hochschule der Selbsthülfe, und die Anstrengungen und Seelenkämpfe, welche sie auferlegt, sind des Menschen eigentlichstes und innerlichstes Erziehungsmittel, oder richtiger, Hülfsmittel der Selbsterziehung. Nicht bequeme Ruhe, sondern heiße Anstrengung; — nicht Erleichterungen, sondern Erschwerungen; nicht sogenanntes Glück, sondern Unglück bildet Männer. „Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück, und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man durchaus nichts gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt." (Wilhelm von Humboldt.) Es giebt vielleicht keine Stellung im Leben, in welcher die Erreichung eines Erfolges nicht mit Ueberwindung von Schwierigkeiten verknüpft wäre. Widerstand verdichtet die Thatkraft, und Fehlschläge sind dem kräftig Wollenden nur Herausforderungen zu verdoppelten Anstrengungen. Charles James Fox, einer der größten britischen Staatsmänner und politischen Redner der Vergangenheit, sagte oft, daß er weit mehr von einem Menschen erwarte, der einmal unglücklich in seinen Bestrebungen gewesen sei, aber trotzdem und gerade darum tapfer weiter strebe, als von der glatten Laufbahn des allzeit Erfolgreichen. „Es ist Alles recht gut und schön," äußerte er sich, „wenn man mir sagt, daß sich ein junger Mann durch eine erste glänzende Rede ausgezeichnet habe. Er kann beharrlich fortschreiten, er kann aber auch bei seinem ersten Triumphe stehen bleiben; doch zeigt mir einen jungen Mann, dessen erster Versuch unglücklich gewesen war und der demungeachtet nicht nachgelassen hatte, muthig weiter zu streben, und ich will diesem jungen Manne zu Hülfe kommen, daß er die Meisten von Denen aus dem Felde schlage, deren erster Versuch von Erfolg gekrönt gewesen war." Benjamin Disraeli, bekannt als

großer Redner aus den englischen Parlamentsverhandlungen, fiel gleich bei seinem ersten Auftreten im Unterhause vollständig durch und erntete von seinen Zuhörern nur Spott und Gelächter. Aber bevor er, tief beschämt über die schlimme Aufnahme, welche seine mühsam einstudirte Jungfernrede gefunden, die Tribüne verließ, schloß er mit den prophetischen Worten: „Ich habe schon Vieles in meinem Leben unternommen, was mir schließlich gelungen ist. Ich werde jetzt auf meinen Platz zurückkehren, aber die Zeit wird kommen, wo Ihr mich dennoch hören werdet!“ Und die Zeit ist gekommen, Dank seiner eisernen Ausdauer. Wenn Disraeli jetzt eine Rede hält, so hört ihm Alles mit Entzücken zu.

Man lernt überall mehr und vertiefter durch Fehlschläge und Irrthümer, als durch rasches Gelingen. Wir entdecken oft, was recht ist, indem wir ausfinden, was nicht recht ist; und vielleicht würden ohne Fehlgriffe und gescheiterte Bemühungen wenig oder gar keine Erfindungen und Entdeckungen gemacht worden sein. An der Abnormität (Regelwidrigkeit) eines Gliedes lernt der Arzt dessen natürliche Beschaffenheit kennen, und die Mathematik beweist manchen ihrer Lehrsätze dadurch, daß sie zeigt, wie etwas nicht sein könne, welche Beweisart die indirecte oder apagogische genannt wird. So führt in unzähligen Fällen die Verneinung zur Bejahung, gerade wie der Photograph positive (bejahende) Abdrücke von seinen negativen (verneinenden) Platten gewinnt. „Man lernt Verschwiegenheit am meisten unter Menschen, die keine haben — und Plauderhaftigkeit unter Verschwiegenen,“ bemerkt Jean Paul. Goethe war bekanntlich nicht nur Dichter, sondern auch ein tüchtiger Naturforscher, und hat als solcher epochemachende Entdeckungen gemacht. Er sagte einst zu Eckermann:*) „Das ist immer der Vortheil irgend einer leidenschaftlichen Richtung, daß sie uns in das Innere der Dinge treibt. Auch ist das Suchen und Irren gut, denn durch Suchen und Irren lernt man. Und zwar lernt man nicht blos die Sache, sondern den ganzen Umfang. Was wüßte ich von der Pflanze und Farbe, wenn man meine Theorie (Lehre) mir fertig überliefert und ich beides auswendig gelernt hätte! Aber das ich eben Alles selber suchen und finden und gelegentlich auch irren mußte, dadurch kann ich sagen, daß ich von beiden Dingen etwas weiß, und zwar mehr, als was auf dem Papiere steht.“ Aber weil „irren — menschlich“ ist und auch die größten Geister dem Irrthum unterworfen sind, so ist rechtzeitiger Widerspruch und auch strenge Beurtheilung, welche sich, von der Person absehend, an die Sache selbst hält, ein Jedermann unentbehrliches Hülfsmittel zur Entwicklung eines unparteiischen Wahrheitsgefühls,

*) Gespräche, Bd. 3, 105.

und gar manches vielversprechende Talent ist daran zu Grunde gegangen, daß es statt rechtzeitigen Tadels übertriebenes Lob zur Unzeit erfuhr. Große Menschen haben deshalb stets offenen Tadel ihrer etwaigen Mängel gefordert; so der liebenswürdige F. Mendelssohn-Bartholdy, wenn er einem Freunde klagt:*) „Ich habe leider durchaus kein Urtheil über meine neuen Sachen, — weiß nicht, ob sie gut oder schlecht sind, und das kommt daher, weil seit einem Jahre alle Leute, denen ich was von mir vorspiele, es glattweg wunderschön gefunden haben, und das thut es halt nimmermehr. Ich wollte, daß mich Einer mal wieder vernünftig heruntermachen, oder, was noch hübscher wäre, vernünftig loben wollte; da würde ich selbst es nicht immer thun wollen und mißtrauisch gegen mich sein."

Man hat mit Recht gesagt, daß die Niederlage ein besserer Prüfstein wahrer Feldherrngröße sei, als der Sieg. Die Römer eröffneten ihre siegreichsten Kriege fast regelmäßig mit verlorenen Hauptschlachten. Washington erlitt weit mehr Niederlagen, als er Siege gewann; aber er setzte die Unabhängigkeit seines Vaterlandes schließlich durch. Der General der französischen Republik, Moreau, wurde von seinen Soldaten mit einer Trommel verglichen, die man nur dann höre, wenn sie geschlagen werde. „Napoleon," sagt Goethe,**) war darin besonders groß, daß er in jeder Stunde derselbige war, vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu thun sei." Dasselbe hätte Goethe von Friedrich dem Großen sagen können, der, obgleich auf dem Throne geboren, schon in seiner Jugend die bittere Schule der Leiden durchzumachen hatte, aus der er zum Manne geschmiedet hervorging. Neben glänzenden Siegen finden sich im siebenjährigen Kriege die furchtbarsten Niederlagen, und öfter als einmal (so z. B. nach der blutigen Schlacht bei Kunersdorf) schien es, als ob Alles verloren für ihn sei; aber als ein echter Held fühlte der „alte Fritz" gerade nach solchen Unglücksfällen, wo die Entscheidung ausschließlich auf seine Seelenstärke gestellt war, den höchsten Muth, raffte er sich mit vermehrter Entschlossenheit vom Falle auf, und rang er beharrlich weiter, bis Schlesien eine preußische Provinz geworden war. Er schwur im Drange der höchsten Gefahr, als König zu denken, zu leben und zu sterben.

Die Noth ist eine rauhe Lehrerin, doch wird, wo sie gebietet, gewiß am fleißigsten gearbeitet und deshalb auch das Meiste gelernt und gethan. Wennschon wir ein natürliches Bangen vor

---

*) Briefe, Bd. 2, 243.
**) Gespräche, Bd. 2, 113.

der Feuerprobe des Unglücks empfinden mögen, so müssen wir sie doch, wenn sie uns erscheint, standhaft und männlich zu bestehen suchen. Da heißt es: entweder — oder, — hindurch oder feige zurückgeblieben, — ehrenvoller Kampf oder schimpfliche Unterwerfung! „Jetzt oder nie! so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen; ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: Thue, was du mußt, siege oder stirb und überlaß Gott die Entscheidung!" (Arndt.)

Herrlich sind die Segensfolgungen der Prüfungen, die uns das Unglück auferlegt. Im Unglück lernen wir menschlich fühlen und uns als Menschen fühlen; da lernen wir die Grenzen unserer Kraft kennen, da zeigt sich's, was wir werth sind, da kommt unsere Ohnmacht und unsere Riesenstärke an den Tag. Den wohlriechenden Kräutern gleich entwickelt der wahrhaft gute Charakter seine köstlichsten Eigenschaften, wenn er gepreßt wird. Während das Glück oft erschlaffend wirkt, erzeugen Leiden in thatkräftigen Naturen den Trieb der Selbsterhaltung und den Lebensmuth, der dazu gehört, unter trüben Erfahrungen besonnen und standhaft zu bleiben. Viele halten tapfer aus in drangvollen Zeiten und ringen heitermüthig mit dem feindlichen Geschick, ohne nachher den gefährlicheren Einflüssen des Glückes gegenüber Stand halten zu können. Nur ein schwacher Mensch läßt sich seinen Mantel vom Winde entreißen; aber ein starker Mensch kommt in weit größere Gefahr, denselben zu verlieren, wenn ihm die Sonne zu heiß auf den Leib brennt. So ist oftmals ein höheres Maß von Bildung, ein festeres Charaktergefüge vonnöthen, im Glück sich selber treu zu bleiben, als im Unglück, daher das Sprüchwort sagt: „Es müssen starke Beine sein, die eine Reihe von guten Tagen tragen sollen." Wie viele Menschen würden wohl ihren täglichen Pflichtkreis erfüllen, wenn die Treiberpeitsche der täglichen Sorge für die leibliche Existenz nicht wäre? Edleren Naturen geht das Herz im Glücke weit und warm auf in Liebe und Mitgefühl für ihre minder glücklichen Mitmenschen; aber wie Wenige giebt es, die das Glück zu Menschen macht! Gemeine Seelen verhärten im Glücke und werden ebenso hochmüthig, als sie vorher kriechend gewesen waren, und ein Uebermaß von Glück kann selbst den Besten in unbewachten Augenblicken zum Uebermuthe hinreißen. In seinem „Perikles" läßt Shakespeare den Perikles, als dieser unvermuthet seine längst als verloren beweinte Tochter wiederfindet, in der überströmenden Wonne seines Herzens die wunderschönen Worte zu seinem treuen Helikon sprechen:

„Schlag' mich, du Ehrenwerther,
Verwunde mich, thu' jede Pein mir an;
Daß nicht dies Meer von Lust, das auf mich eindringt,
Die Ufer meiner Sterblichkeit bewält'ge
Und mich ertränk' in seiner süßen Wonne!"

Hohe Geburt und Reichthum sind zwei Ammen, die einem Kinde statt süßer, nährender Milch oft süßes Gift einflößen, und wo sie dessen Wiege schaukeln, wird nicht selten auf Lebenszeit jede bessere Eigenschaft in der Menschenbrust eingeschläfert; denn wo von vornherein zu viel Gunst und Entgegenkommen des Schicksals ist, da geht gar zu leicht der Stachel der Anstrengung verloren, der den Einzelnen wie das Ganze der Menschheit zu immerwährendem Fortschreiten anspornt. Dagegen ist, um uns der Worte des großen englischen Redners Edmond Burke zu bedienen, „Schwierigkeit ein gestrenger Lehrmeister, der nach dem erhabenen Willen eines väterlichen Aufsehers und Erziehers, der uns besser kennt und mehr liebt, als wir uns selbst, über uns gesetzt ist. Wer mit uns ringt, stärkt unsere Sehnen und Muskeln und erhöht unsere Kampftüchtigkeit: Unser Gegner wird so unser Helfer." Gäbe es keine Schwierigkeiten in der Welt zu überwinden, so würde das Leben allerdings leichter, aber unendlich reizloser sein, und wir würden dann sehr wenig, unendlich weniger thun, als wir thun sollen. Denn Prüfungen werden dem denkenden Menschen zu Läuterungsmitteln seines Charakters und erziehen ihn zur Selbsthülfe und Selbsterlösung, und Leiden sind fast immer unsere größten Wohlthäter und Freunde, wenngleich wir uns meistentheils dagegen sträuben, sie als solche anzuerkennen.

Heinrich Zschokke, von dem wir schon manches lebensweise Wort entlehnt haben, schildert in seiner „Selbstschau"*) an sich selbst die wohlthätigen Einflüsse des Unglücks. Er sagt: „Was der Mensch gewöhnlich großes Unglück oder Uebel nennt, auch ich hab' es erfahren, aber nie so genannt. Ich empfing, wie jeder Sterbliche, meinen Antheil an der Bürde sogenannten menschlichen Elends. Die erste Wucht einer plötzlichen Last konnte auch mich wohl, wie jeden Andern, einen Augenblick erschüttern oder niederdrücken. Aber mit erhöhter Federkraft des Gemüths richtete ich mich doch schnell genug wieder auf und trug immer die mir beschiedene Bürde, ohne Unmuth, ja noch mehr, und möge der gewöhnliche Mensch ungläubig den Kopf schütteln, oft war mir ein irdisches Leiden gar nicht unwillkommen; es entwöhnte mich von Vertrauen auf Vergänglichkeiten, und zeigte mir den Grad von Stärke und Selbständigkeit an, den ich noch in Passionszeiten des Lebens behalten hatte. — Es giebt, das

*) Bd. 1, S. 336 ff.

war und bin ich überzeugt, kein Uebel in der Welt, als die Sünde. Nur das Bewußtsein eigener Schuld spinnt einen schwarzen Faden, der durch das bunte Gewebe der Tage bis ans Grab reicht. Nicht Gott ist Schöpfer des Unglücks, sondern der Mensch ist's in seiner Selbstverweichlichung, in seiner Ueberschätzung pomphafter Nichtigkeiten, in eigensinniger Pflege seiner Begehrlichkeiten. Er weint, wie das Kind, dem man nicht nach seinem Willen thut; und ist nach 70 Jahren noch nicht Mann geworden. Er weint und klagt und verzweifelt, weil ihm Gott nicht gehorcht! Aber jedes äußere Unglück ist wahrlich eine so werthe Gottesgabe, als jedes äußere Glück. Auch ich habe, gleich Andern, schnöden Undank vieler Menschen erlitten, aber ohne Mißmuth, denn ich hatte nichts ihres Dankes willen gethan. Freunde haben mich getäuscht, ich zürnte ihnen nicht, denn ich selbst hatte mich nur in ihnen getäuscht. Ich ertrug Verkennung und Verfolgung mit aller Gelassenheit, weil ich die naturnothwendige Ungleichheit der Meinungen und die sie begleitenden Leidenschaften kannte. Auch ich habe die Beschwerden der Armuth erduldet ohne Seufzer, denn ich erfuhr es an mir, äußere Armuth bringe inneren Reichthum. Ich habe auch Verluste eines mühevoll erworbenen mäßigen Vermögens erfahren, — so z. B. eine für mich beträchtliche Summe von 17,691 Franken, die ich zu einem Kapitalfond hergegeben hatte. Um nicht zwei rechtschaffene Familien in's Verderben zu stürzen, feierte ich meinen Geburtstag im Jahre 1816 durch Verzichtleistung auf das Ganze; — dergleichen Verluste haben mir keinen Tag verbittert; mich nur arbeiten und sparen gelehrt. Ich bin ein glücklicher Vater glücklicher Kinder gewesen; zwölf Söhne zählt' ich und eine Tochter. Und mit zerrissenem Herzen mußt' ich am Sterbebett von vier dieser Söhne sitzen. Ich fühlte bei ihrem letzten Athemzuge eine „göttliche Traurigkeit," die das Innere verklärt . . . So lernt' ich wahrlich, wie Jeder, die vermeintlichen Uebel des Lebens kennen, und es war meine Bahn nicht immer mit Rosen bestreut. Aber beharrliches Ueben religiöser (sittlicher) Willenskraft, schleuniger und lebendiger Vergegenwärtigung des Ewigwahren bringt Sänftigung des Seelenschmerzes; bringt mächtigere Herrschaft des Geistes über Sinnengewalt, daß sich unser Unmuth, in festen Gleichmuth verwandelt, und unbesonnener Leichtsinn in jenen leichten Sinn, welches Gunst und Zorn des Glücks wie ein vergängliches Nebelbild kommen und gehen sieht."

Der Drang der Seele geht, wie das Wachsthum der Pflanze, nach oben, das Leben ist ein beständiges — wenn auch oft ein unbewußtes und mehr oder minder mit Herabrutschen verbundenes — Steigen und Klettern nach dem steilen Gipfel der Vollendung, und der Kampf des Lebens wird bergan gekämpft. Ihn ohne Mühe

und Anstrengung gewinnen wollen, hieße, ihn ohne Verdienst und Ehre gewinnen wollen. Wären keine Schwierigkeiten, so würde kein Erfolg sein; wäre Anstrengung, statt eine Nothwendigkeit ein Luxus, es würde das Höchste aufhören, was der Mensch hienieden besitzt: das Streben nach sittlicher Vervollkommnung. Schwierigkeiten mögen den Schwächling abschrecken; dem Muthigen und Thatkräftigen werden sie im Gegentheil zu ebenso vielen Stacheln des Fortschritts. Das Leben beweist tausendfältig, daß die Hindernisse, welche das Schicksal in die Bahn menschlichen Strebens wirft, in den allermeisten Fällen durch ehrlichen Eifer, Fleiß, Ausdauer und besonders durch den festen Entschluß, überwinden zu wollen, besiegt werden können. Die Geschichte der Schwierigkeiten würde die Geschichte all der großen und herrlichen Thaten sein, die der Mensch bis auf diese Stunde vollbracht hat. Es läßt sich gar nicht sagen, wie viel die Völker nördlicher Breitengrade dem Kampf mit einem verhältnißmäßig rauhen und veränderlichen Klima, mit der Ungunst der Bodenverhältnisse u. s. w. schulden, einem Kampfe, welcher ein anhaltendes Ringen mit Schwierigkeiten in sich schließt, von denen die Bewohner wärmerer Himmelsstriche wenig wissen.

Es ist gleich verkehrt, seinen Feind zu über- und zu unterschätzen. Schlägt man seine Kräfte zu hoch an, so stellt sich wohl ängstliche Vorsicht, Verzagtheit, Furcht vor ihm ein; und pocht man gar zu sehr auf die eigene Stärke, so kann solche Selbstüberhebung eine Sorglosigkeit und Tollkühnheit zur Folge haben, die dann leicht in's Verderben bringt. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Leiden und Schwierigkeiten, die uns zum Loose fallen. Ihre Größe, ihr Gewicht nimmt zu oder ab, je nachdem unsere Anstrengungen, ihrer Herr zu werden, kräftiger oder lahmer sind. Hüte Dich davor, sie zu überschätzen, aber nimm es auch nicht zu leicht mit ihnen. Versuche es, Dich mit ihnen zu messen, ruhig, besonnen, beherzt; die erste Anstrengung, auch wenn sie mißlang, erleichtert Dir die zweite; denn Uebung der Kräfte entwickelt diese, erhöht ihre Leistungsfähigkeit, giebt Selbstvertrauen und Gewandtheit. Auf dem Erfahrungswege lernt der Mensch bald, wie Hindernisse und Widerwärtigkeiten durch kühnes Drauflos-gehen bekämpft werden müssen, und welch' ein mächtiger Verbündeter zur Erreichung des erstrebten Zieles die moralische Ueberzeugung ist: das kannst Du und wirst Du durchführen. So fallen oft Schwierigkeiten von selbst weg vor dem festen Entschlusse, sie aus dem Wege zu räumen. In neun Fällen unter zehn entweichen sie, wenn sie kühn angegriffen werden. „Gehst Du furchtsam und zart mit Deinen Leiden um, so stechen sie heißer wie Brennesseln, wenn man sie leise berührt. Aber gleich ihnen verletzen sie wenig, wenn Du sie herzhaft und derb handhabst

(Jean Paul)." Das unfehlbarste Mittel Kummer zu zerstreuen und Leiden zu überwinden aber ist Arbeit. Eine frischere Gedankenströmung durchzieht schmerzableitend und Trübsinn verscheuchend die Seele, so lange diese energisch und hingebend arbeitet; sie hat dann zu anderen, als zu Arbeitsgedanken, weder Zeit noch Raum. Goethe sagt daher: „Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder einen Fehler gerathen, zu heilen, vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit hingegen Alles."

Das Lernen, auch wenn äußerlich und innerlich die günstigsten Bedingungen vorhanden sind, ist eine fortgesetzte Ueberwindung von Schwierigkeiten, und die Ueberwindung der einen hilft nur die andere überwinden. Dinge, die beim ersten Anblick ohne Werth für die praktische Erziehung zu sein scheinen — wie z. B. das Studium der todten Sprachen, und die Beziehungen der Linien und Flächen unter einander, welche wir Mathematik nennen — haben doch ihren großen praktischen Nutzen, nicht sowohl der Kenntnisse wegen, welche ihre Erlernung uns verschafft, als vielmehr, weil die Beschäftigung mit ihnen ein Mittel ist, die Denkthätigkeit zu entwickeln und den Geist zu stetigem Fleiße zu schulen. So führt ein Ding immer zu einem andern, das ganze Leben ist wie ein ununterbrochener Arbeitstag, und der Kampf mit Schwierigkeiten endet nur da, wo das Leben oder das Streben endet. Verliert also nicht Euren Muth und Eure Arbeitslust, Ihr angehenden Männer, wenn Euch eine Beschäftigung trockener erscheint, als Euch lieb ist, und nicht sogleich die angenehmen Folgen für Euch hat, die Ihr Euch davon wünscht, die aber, wenn Ihr mit Ausdauer arbeitet, Euch früher oder später sicher zu Theil werden. Rückert bekennt:

„Arbeiten that auch ich in Schachten,
Wo ich kein Gold entfernte,
Die aber mir den Nutzen brachten,
Daß ich arbeiten lernte."

Alles, was leicht ist, war im Anfang schwer — selbst eine so einfache Sache, wie das Gehen. Die Tänzerin, die eine Pirouette*) macht, der Geiger, der eine Sonate vorträgt, haben ihre Fertigkeit, ihre Fähigkeit, mit Schwierigkeiten zu spielen, durch jahrelangen Vorübungen und nach vielen vergeblichen Anstrengungen erlangt. Wir stehen freudig bewegt vor einem Oelgemälde, wir sehen die fertige Arbeit, aber wir bedenken, ja ahnen in der Regel nicht, welcher großartiger Aufwand von Mühe und Fleiß voraufgegangen ist und vorauf gehen mußte, ehe der Meister so Herrliches schaffen konnte. Als Joshua Reynolds

*) Drehung im Kreise oder Veränderung der Stelle.

einst gefragt wurde, wie viel Zeit es ihn gekostet hätte, um ein gewisses Bild zu malen, erwiderte er: „Mein ganzes Leben." Der Redner, der anscheinend mit so viel Leichtigkeit das Wort handhabt und die Gemüther seiner Zuhörer durch die hinreißende Gewalt seiner Sprache beherrscht, — er mußte einst lallen, dann sprechen lernen, bis er mit Hülfe nnermüdlich fortgesetzter Uebungen im freien Vortrage und, wie Disraeli, oft erst nach vielen mißlungenen Versuchen, endlich ein Meister der Rede wurde. Wer hätte nicht schon von dem ausgezeichnetsten Redner des Alterthums, von Demosthenes gehört, der die größten Hindernisse, welche die Natur ihm in den Weg gelegt hatte, durch eine wahrhaft bewundernswerthe Ausdauer überwand? Er stotterte, hatte eine schwache Brust, zuckte beim Sprechen auffallend mit der rechten Schulter und konnte den Buchstaben R gar nicht aussprechen. Nichtsdestoweniger war er entschlossen, nicht etwa ein gewöhnlicher, sondern ein großer Redner zu werden. Als er zum ersten Male, noch behaftet mit all diesen Mängeln, öffentlich sprach, erntete er statt Beifall Hohn und Gelächter der Menge. Da zog er sich ganz aus der Oeffentlichkeit zurück; aber nicht um thatenlos zu schmollen, sondern um mit Riesenkraft an der Beseitigung seiner natürlichen Fehler, sowie an seiner Ausbildung zum Redner zu arbeiten. Zu diesem Behufe übte er sich, mit in den Mund genommenen Kieselsteinen, welche das Sprechen erschweren und die Anstrengung vermehren sollten, bergan laufend eine Anzahl Verse hinter einander herzusagen, und am Meeresstrande beim Tosen der Brandung nahm er Redeübungen vor, um seine Brust zu kräftigen und seine Stimme lauter tönen zu machen. Mehrere Monate schloß er sich in ein unterirdisches Gemach ein, nachdem er, um jeder Versuchung zum Ausgehen vorzubeugen, den Kopf zur Hälfte hatte kahl scheeren lassen. Hier studirte er vor dem Spiegel Anstand und Geberdenspiel, indem er ein nadelscharfes Schwert dergestalt über seiner rechten Schulter aufgehängt hatte, daß er sich jedesmal schmerzhaft verwunden mußte, wenn er diese in die Höhe zog. Kein Wunder wahrlich, daß dieser Mann der größte Redner des Alterthums geworden ist. Ein ähnliches Beispiel ausdauernder Willenskraft ist in Deutschland von der Höhe des weiland deutschen Kaiserthrones herab gegeben worden. Der Kaiser Maximilian I. geb. 1459, gest. 1519) hatte als Knabe eine schwere Zunge und stotterte sehr, so daß er noch in seinem 10. Jahre kaum ein Wort verständlich aussprechen konnte. Als er nun klüger wurde und einsah, wie übel das für seine künftigen Verhältnisse sei, entschloß er sich, alle Kraft an die Ablegung dieses Fehlers zu setzen. Durch unablässige Bemühungen brachte er es auch wirklich dahin, daß er Alle in schöner Rede übertraf. Für seine

wissenschaftliche Bildung hatte, da er erst so spät sprechen lernte, in seiner Jugend natürlich nur wenig geschehen können; aber auch hier holte er durch rastlosen Fleiß das Versäumte so glänzend ein, daß er als Mann neun Sprachen schrieb und sprach und in Kunst und Wissenschaft Ausgezeichnetes leistete. —

Der ist der am höchsten Gebildete, der im Glück die größte Mäßigung und in seinem Kampf mit Leiden und Schwierigkeiten die größte Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Ergebung bewahrt. Die tiefste Armuth war für solche Strebende kein unbesiegbares Hinderniß, die mit Herz und Hand an der hohen Aufgabe ihrer Selbsterziehung arbeiteten; ja, wie wir bereits mehrfach gesehen haben, ist Armuth, weit entfernt eine Schranke des Fortschritts zu sein, für sittlich strebsame Naturen zwar ein bitterscharfer, aber eben darum auch desto wirksamerer Sporn zur zähesten Anstrengung. „Armuth und Noth," sagt Riehl,*) treibt zur tiefsten, sieghaftesten Arbeit . . . Bekanntlich besteht ein enger Bezug zwischen Deutschlands großen Männern und dem Hunger, einmal, indem nicht wenige derselben periodisch**) gehungert haben (wir erinnern nur an Joh. Kepler und Gottfr. August Bürger), dann aber auch, indem der Hunger viel mehrere erst recht groß machte durch die strenge Zucht der Noth. Unsere Vorfahren sagten: „Wär' Armuth nicht, so wär' keine Kunst." „Armuth lehrt geigen." „Die Nothschlang ist das stärkste Geschütz." „Hunger macht scharfe Köpfe." „Neue Fünd' kommen von armen Leuten." Reichthum ist und bleibt dumm." „Heißes Land, faule Leute," ist eine alte Weisheit die der Deutsche vermuthlich aus Italien heimgebracht hat. „Kalte Berge, wo gebratene Aepfel das einzige Obst ist, das reif wird, erziehen zu heißer Arbeit." Dem gegenüber erinnert Jean Paul daran, das Noth zwar die Mutter der Künste, aber auch die Großmutter der Laster sei.

Wie mancher arme Student, der aus unüberwindlicher Neigung zur Wissenschaft die Hochschule bezog, ohne auch nur das zur Bestreitung der nothwendigsten Ausgaben erforderliche Geld in der Tasche zu haben, mußte hier sein Leben durch Privatunterricht u. s. w. kümmerlich fristen, und konnte nur hin und wieder einmal zwischendurch einen Brocken Wissenschaft erhaschen, wie Vögel, die zur Winterszeit, wenn hoher Schnee liegt, ihre spärliche Nahrung mühsam vor den Thüren der Menschen und auf der Straße zusammensuchen. Jakob Christian Schaeffer, der 1706 als Superintendent zu Regensburg gestorben ist, ein höchst merkwürdiger Mann und bekannt namentlich durch seine

*) Die deutsche Arbeit, S. 119.
**) Zu gewissen Zeiten.

interessanten Versuche aus allen möglichen Pflanzenstoffen, aus Moosen, Weinreben, Blättern, Hobelspänen u. dgl. m. Papier zu bereiten, erzählt aus seiner Studentenzeit: „Im 18. Jahre bezog ich die Universität Halle a. S. mit wenigen Groschen, die mir meine Mutter mitgeben konnte. Noch jetzt begreife ich es nicht und denke mit Aengstlichkeit daran, wie ich es wagen konnte, an einem fremden Orte ohne alle Hülfsmittel leben und studiren zu wollen. Doch fand ich bald Unterstützung bei den dortigen Professoren. Ich litt im ersten halben Jahre zwar nicht einen Tag Hunger; aber mehrentheils bestand mein Mittagsessen in einem Pfennigbrode und für einen Pfennig frisches oder dürres Obst. Nun erhielt ich einige Unterstützung und konnte mir gegen Ostern zum ersten Male Holz zum Einheizen kaufen.“ Als Seume aus Amerika, wo er, als ein Opfer des damals von deutschen Landesvätern getriebenen Menschenhandels, im englischen Heere gegen die für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikaner hatte fechten müssen, nach Deutschland zurückkehrte, begab er sich nach Leipzig, um seine unterbrochenen Studien fortzusetzen. Hier lebte er in sehr dürftigen Verhältnissen und verdiente sich durch Stundengeben in der englischen Sprache seinen kärglichen Lebensunterhalt. Man weiß von Augenzeugen, daß er mitunter im strengsten Winter, nur mit Hemd und Beinkleidern bedeckt, im ungeheizten Zimmer saß und zum Frühstück oft nichts Anderes, als ein Glas Wasser mit darin schwimmenden Eisstücken zu sich nahm. Er hat in seinem prüfungsvollen Leben an sich selbst die Wahrheit seines großen Wortes erfahren: „Reißt den Menschen aus seinen Verhältnissen, und was er dann ist, das ist er.“

Ein anderer Student, der Jahre hindurch unter dem Drucke der bittersten Armuth seinen Studien oblag, war Jean Paul Friedrich Richter.*) Nach dem Tode seines Vaters, der als Pfarrer nur einen sehr geringen Gehalt bezogen hatte, ging er nach Leipzig, um dort Theologie zu studiren. Die Mittel dazu hoffte er durch Ertheilung von Privatunterricht zusammenzubringen. Allein da er weder Freunde noch Gönner in der Stadt hatte, ward es ihm unendlich schwer, die Kosten zur Bestreitung seines Lebensunterhalts herbeizuschaffen, und oft war er nahe daran, unter der Last der Sorge um das tägliche Brod zu erliegen. Als die Noth auf's Höchste gestiegen war, als von keiner Seite eine Gelegenheit zum augenblicklichen Broderwerb sich zeigte, da gerieth er auf den Gedanken, sich durch Bücherschreiben Geld zu verdienen. So ward Jean Paul aus äußerer Noth Schriftsteller,

---

*) Er nannte sich in seinen ersten Werken Jean Paul, und die Lesewelt hielt diesen Namen fest.

und das Werk, mit welchem er die Reihe seiner köstlichen Dichtungen eröffnete, waren „die grönländischen Processe.“ Man erkennt leicht aus dieser Erstlingsschöpfung, unter welchen düsteren Verhältnissen sie entstand. Gleich auf der ersten Seite heißt es: „Dem leiblichen Hunger der Schriftsteller verdankt das Publikum seine geistige Sättigung. Einige Aerzte leiten aus dem Magen alle Krankheiten her, ich wollte aus demselben noch leichter den Ursprung der meisten Schriften erklären und zeigen, daß weniger der Nervensaft des Gehirns, als die unbefriedigte Galle des Magens an der Erzeugung eines Buches arbeitet. Ein überfüllter Magen schickt dem Kopfe als Folge der Ueberladung, Trägheit und Dumpfheit zu, warum sollte ein leerer nicht besser das Dachstübchen der Seele erleuchten, und sie nicht mit der Heiterkeit und dem Verstande begeistern können, durch deren Hülfe seinen Bedürfnissen abgeholfen wird? .... daher begünstigt eine Theurung die Erfindkraft der gelehrten Republik ungemein und ein Mißwachs des Getreides verspricht eine reichliche Ernte von Büchern. Die so gepriesene und begehrte Stimme der Wahrheit ist eben das verstärkte Knurren des Magens.“ Und weiterhin kommt die schöne Stelle vor: „Das Uebel nur ertragen können, ist nicht genug, man muß es auch abwerfen wollen. Gleiche dem Salamander, der das Feuer nicht nur aushält, sondern auch auslöscht; aber gleiche nicht dem Türken, welcher nur die Kraft hat, ergeben sein Haus brennen zu sehen, jedoch nicht die andere, es retten zu helfen.“ Da der zweite Theil der „Prozesse“ sehr kalt und sogar wegwerfend vom Publikum aufgenommen wurde, so weigerte sich der Verleger, die Fortsetzung des Buches herauszugeben. Vergebens sah sich jetzt der bedrängte Schriftsteller nach einem andern Verleger um, er gerieth endlich in so tiefe Noth, daß er, um dem Schuldgefängnisse zu entgehen, heimlich aus Leipzig zu entweichen gezwungen war. Er kehrte nach Hof, zu seiner Mutter zurück, wo er indeß gleiche Armuth vorfand. Neben dem schnurrenden Spinnrade der Mutter arbeitend, vertiefte er sich hier, von trockenem Brode und Salat lebend, in seine schriftstellerische Thätigkeit, bis Beider Lage so trostlos wurde, daß er, um dem Schlimmsten vorzubeugen, eine Hauslehrerstelle annahm. Damit war freilich einige Erleichterung des Nothstandes erreicht; aber da seine Stellung sehr drückender Art war, überfiel ihn bald eine solche Schwermuth, daß er sich von dem lästigen Verhältniß losmachte und in die Arme seiner geliebten Mutter zurückeilte. Nachdem er darauf einige Jahre einer Privatschule vorgestanden, that sich ihm endlich, durch die Herausgabe mehrerer Romane, so namentlich des „Hesperus“, der ihm viele begeisterte Freunde gewann, eine feste Aussicht auf, seine Existenz durch schriftstellerisches Schaffen dauernd sicher zu stellen.

Außer Pestalozzi hat kein Dichter das innerste Leben und Weben des Volkes so wahr aufgefaßt, so ergreifend geschildert, wie Jean Paul, und das rührt daher, daß diese beiden Männer, indem sie die Armuth und das oft trostlose Elend des von ihnen innig geliebten Volkes mit diesem getheilt hatten, in ein unmittelbares Verhältniß zu allen Beziehungen und Regungen des Volkslebens getreten waren. „Ich sage es mit innerer Erhebung und mit Dank gegen die ob mir waltende Vorsehung," sagt Pestalozzi, „im Elend lernte ich das Elend des Volkes und seine Quellen immer tiefer und so kennen, wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir, wie es war, und wie es sich Niemand zeigte. Ich saß eine Reihe von Jahren unter ihm, wie die Eule unter den Vögeln. Aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elends zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah, und meine Kraft stärkte sich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Ich erkenne mit innerer Erhebung meines Herzens: weniger Widerwärtigkeiten und ein glücklicheres Schicksal hätten das Feuer, das meinen ursprünglichen Bestrebungen zu Grunde lag, nicht in diesem Grade lebendig erhalten."

William Cobbett, ein berühmter englischer Publicist, der Sohn eines kleinen Grundeigenthümers, verließ in seinem 17. Jahre den Pflug und nahm Schreiberdienste bei einem Sachwalter in London. Als sein unruhiger Geist auch dieser Beschäftigung bald überdrüssig wurde, ließ er sich als Soldat anwerben. Jetzt benutzte er alle seine freie Zeit zum Lesen und besonders zum Studium der englischen Grammatik. Er selbst hat die Geschichte dieses Studiums aufgezeichnet, und wir wollen sie ihm, zur Ermunterung für unsere Jugend, hier nacherzählen; sie vergegenwärtigt uns, was der Mensch auch unter den schwierigsten Verhältnissen zu thun fähig ist, wenn er sich ehrlich zusammennimmt, und nicht ängstlich und unschlüssig rechts und links schaut, sondern ruhig und fest auf sein Ziel zuschreitet. „Ich lernte die Grammatik," berichtet er, „als ich gemeiner Soldat mit 6 Pence (4 Sgr.) täglicher Besoldung war. Der Rand meiner Britsche diente mir beim Studiren als Sitz, mein Tornister war mein Bücherschrank, ein Stück Bret, das auf meinem Schooße lag, mein Schreibtisch, und die Arbeit hat noch lange kein volles Jahr meines Lebens erfordert. Ich war zu arm, um Oel oder Lichter kaufen zu können, und selten hatte ich an Winterabenden eine andere Beleuchtung, als den Schein des Herdfeuers. Und wenn ich in solcher Lage und ohne den ermunternden

Zuspruch eines Vaters oder Freundes dennoch meine Sache durchgesetzt habe, welche Entschuldigung kann es dann wohl für irgend einen jungen Menschen geben, wie arm, wie überladen mit Geschäften oder wie ungünstig er hinsichtlich des Raumes oder anderer Bequemlichkeiten gestellt sein möge? Um eine Feder oder einen Bogen Papier zu kaufen, mußte ich mir einen Theil meiner Nahrung entziehen, obgleich der Hunger mir in den Eingeweiden wühlte. Ich konnte nicht über einen ruhigen Augenblick verfügen, und mußte schreiben und lesen bei dem Sprechen, Lachen, Singen, Pfeifen und Lärmen von wenigstens zwanzig der gedankenlosesten Kerle, und das noch dazu in den Stunden, wo sie von aller Aufsicht frei waren. Denke nicht gering von dem Kupferpfennig, den ich dann und wann für Dinte, Feder oder Papier ausgeben mußte. Denn ach! der Pfennig war eine große Summe für mich. Ich war ebenso groß, wie ich jetzt bin; ich besaß eine kräftige Gesundheit und einen starken Körper. Zwei Pence (1 1/3 Silbergr.) die Woche war Alles, was jedem Manne übrig blieb, nachdem die Einkäufe auf dem Markte gemacht worden waren. Ich erinnere mich auf's Lebhafteste, daß ich es an einem Freitage ermöglicht hatte, nach Abzug aller nöthigen Ausgaben einen halben Pence (4 Pfennige) in der Tasche zu behalten, für welchen ich mir am andern Morgen einen Pickelhering kaufen wollte; aber als ich meine Kleider auszog, um mich schlafen zu legen, so hungrig, daß ich glaubte sterben zu müssen, da fand ich, daß ich meinen halben Pence verloren hatte. Ich begrub mein Gesicht unter der elenden Bettdecke und weinte wie ein Kind! Und ich wiederhole es, wenn ich unter solchen Verhältnissen diese Arbeit durchführen konnte, giebt es, kann es in der ganzen Welt einen jungen Menschen geben, der sich wegen Unterlassung einer Anstrengung zu entschuldigen vermöchte?"

Ein Seitenstück zu der Erzählung des wackern Cobbet bildet der Lebenslauf Valentin Düval's, eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der nicht nur erschöpfend, wie selten ein Mensch, die Schule der Leiden und Schwierigkeiten durchgemacht, sondern auch, veredelt wie wenige, aus dieser strengen Erziehungsanstalt hervorging. Düval ist eins der großartigsten Beispiele eines von der rauhen Hand des Schicksals zur Selbsthülfe geführten Menschen, welche es überall giebt, und sein Leben gleicht einer gewaltigen Predigt über die Macht und die sittlichen Ziele der Selbsthülfe. Er wurde 1695 in dem Dorfe Artenay in der Champagne geboren. Sein Vater war ein armer Bauer und starb schon, als Valentin noch nicht das 10. Lebensjahr erreicht hatte. Eben herrschte in Frankreich eine heftige Hungersnoth, die Hunderte und Tausende in Stadt und Land dahinraffte. Die Mutter, welche blutarm war, gab das Söhnlein zu einem Bauer, bei dem

er eine Schaar Truthühner zu hüten bekam. Um durch einen Versuch zu erfahren, was Wahres an der Behauptung sei, daß ein Truthahn durch den Anblick eines rothen Tuches zur Wuth gereizt werde, band der junge Hirte eines Tages einem seiner Schutzbefohlenen ein Tuch von jener gefährlichen Farbe an den Hals, und wirklich gerieth das Thier darüber in solchen Zorn, daß es auseinander platzte; Valentin ward von seinem aufgebrachten Herrn aus dem Dienst gejagt. Da er die Noth seiner Mutter kannte und ihr nicht zur Last fallen wollte, so empfahl er sich Gott und verließ auf gut Glück sein Heimathdorf.

Es war im Anfang des Winters Anno 1709, in welchem eine so grimmige Kälte herrschte, wie seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Vergebens bot der arme Knabe von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus seine Dienste an; die Leute hatten überall selbst so wenig, daß Niemand sich des Verlassenen annehmen mochte, und Valentin fürchtete jeden Morgen, das Ende des Tages nicht zu erleben, sondern an der Straße zu verhungern oder zu erfrieren. Er hat die Geschichte seiner Drangsale selbst aufgeschrieben, und so mag er für uns weiter erzählen: „Als ich von Provins nach Brie ging, wurde ich von einem so heftigen Kopfschmerz befallen, daß ich jeden Augenblick glaubte, der Kopf würde mir zerspringen. Als ich endlich an der Thüre eines Bauernhofes ankam, bat ich die Person, die mir öffnete, sie möchte mir erlauben, mich an einen Ort zu legen, wo ich mich erwärmen und ausruhen könnte. Die Person führte mich in den Schafstall, wo in der Wärme die Erstarrung bald schwand, die meine Glieder gelähmt hatte; der Kopfschmerz aber, der mich peinigte, steigerte sich fast bis zum Wahnsinn. Am andern Morgen kam der Bauer, um zu sehen, was aus mir geworden, und er erschrak, als er meine blitzenden, entzündeten Augen, mein aufgedunsenes Gesicht, und meinen Körper erblickte, der scharlachroth und über und über mit Bläschen bedeckt war; er sagte mir, ich hätte die Blattern, und ich würde jedenfalls daran sterben, weil er selbst kaum satt zu essen hätte und mich in einer so langwierigen Krankheit nicht pflegen könne, weil es auch unmöglich sei, mich bei der gewaltigen Kälte irgendwo hinzubringen, wo ich Pflege fände. Da der Mann einsah, daß ich nicht die Kraft hatte, ihm zu antworten, so fühlte er Mitleid mit mir, ging fort und kam bald mit einem Bündel alter Wäsche zurück, in die er mich einwickelte, wie eine Mumie, nachdem er mir meine Kleider ausgezogen hatte. Auch nahm er eine Schicht von dem Miste im Stalle weg, streute in die dadurch entstandene Vertiefung Häckerling und weiches Stroh, legte mich darauf, bedeckte mich dann wieder mit Häckerling und Stroh und breitete darüber, wie eine Decke, den Mist, den er weggenommen hatte. Als dies ge-

schehen war, schlug er das Zeichen des Kreuzes über mich und empfahl mich Gott, in der Ueberzeugung, daß ich dem Tode nicht entgehen würde. Ich blieb so, ein zweiter Hiob, bis an den Hals in Dünger gehüllt, liegen. Die Wärme dieses Bettes und der Dunst der Thiere rettete mich. Ich kam in Schweiß, die Blattern bildeten sich schnell, und das Gift derselben schadete mir weiter nicht, als daß ich eine Anzahl Narben davon trug.

„Während ich so in meinem übelriechenden Bette lag, richtete die strenge Winterkälte im Lande umher immer mehr Schaden an. Hinter dem Schafstalle, in welchem ich mich befand, standen Nußbäume und Eichen, und es verging kaum eine Nacht, in welcher ich nicht donnerähnliches Geräusch gehört hätte; wenn ich mich dann früh nach der Ursache erkundigte, sagte man mir, die Kälte sei so groß, daß die Steine zerplatzten und mehrere große Bäume bis zu den Wurzeln hinunter zerrissen wären (man nennt diese Risse Frostspalten).

„Ich habe oben gesagt, der gutmüthige Bauer habe mir erzählt, er so sei arm, daß er mich nicht so pflegen könne, wie er es wohl wünsche; die Abgaben und Steuern hatten ihn wirklich zum armen Manne gemacht; man hatte ihm sein Hausgeräth und selbst das Vieh genommen, mit welchem er sein Feld bestellte, und auch die Schafe würde man ihm nicht gelassen haben, wenn sie sein Eigenthum gewesen wären, sie gehörten aber dem Herrn, dessen Pächter er war. Der Mann hätte also wohl recht gehabt, wenn er mir nichts gegeben hätte. Im Anfang meiner Krankheit fiel ich ihm nicht sehr zur Last, weil ich da nicht essen konnte, und später wußte er sich und mir auf andere Art zu helfen; er gab mir eine Art Wasserbrei, der nur so viel gesalzen war, daß er nicht ganz fade schmeckte, brachte mir denselben in einer Flasche, die zugestöpselt war, und die ich in den Dünger stecken konnte, damit sie warm bliebe. Das war die Nahrung, von welcher ich über vierzehn Tage ausschließlich lebte; den Durst stillte ich durch reines Wasser. Als mein Zustand kräftigere Speisen zu vertragen schien, konnte ich von meinem Wohlthäter nichts mehr erhalten, als eine Suppe und Stücke harten Schwarzbrodes, das so sehr gefroren war, daß es mit dem Beile zerhackt werden mußte.

„Trotz dieser ärmlichen Gaben, die ich erhielt, gestand mir der Bauer doch nach einiger Zeit, daß er nicht länger im Stande sei, mir irgend etwas zu reichen, und daß er sich bemühen werde, von Andern etwas für mich zu erlangen. Er sprach mit dem Pfarrer, der dreiviertel Stunden weit wohnte und seine Einwilligung gab, daß man mich in ein Haus neben dem seinigen bringe. Man zog mich also, so gut es gehen wollte, aus meinem Grabe, wickelte mich in Lumpen und Heu, um mich vor der Kälte zu schützen, band mich auf einen Esel und führte mich so

in das Dorf. Als man dies erreichte, war ich halb erfroren, und man glaubte, daß ich wenigstens irgend ein Glied verlieren würde, wenn ich ja mit dem Leben davonkäme. Man war indeß so vorsichtig, mich mit Schnee zu reiben, bis ich wieder zur Besinnung gekommen und die Wärme in meine Glieder zurückgekehrt war. Dann legte man mich in ein ähnliches Bett, wie ich es bis dahin in dem Schafstall gehabt hatte, und erst als nach acht Tagen die Kälte nachließ, brachte man mich in eine Kammer und in ein Bett, wo ich unter die Pflege des guten Pfarrers bald wieder genas. Aber bleiben durfte ich nicht.“ Der Knabe wanderte also wieder in die Fremde hinein, immer nach der Stelle zu, wo die Sonne aus der Erde hervorzukommen scheint. Nachdem er die Champagne durchzogen hatte, fand er endlich in dem Dorfe Clesantine, an der Grenze von Lothringen, einen Schäfer, der ihn in den Dienst nahm. Er blieb da ungefähr zwei Jahre. Durch Zufall machte er die Bekanntschaft eines in der Nähe lebenden Einsiedlers, der den lebhaften Knaben lieb gewann und ihn an die vier Mönche der großen Einsiedelei St. Anna empfahl, die ihn freundlich aufnahmen und ihn zum Hüter über die sechs Kühe setzten, mit denen sie ihr Feld bestellten. Düval selbst erzählt:

„Ich fing eine neue Laufbahn an, ich lernte schreiben; einer unserer Alten weihte mich mit zitternder Hand in die Elemente dieser sinnreichen Kunst ein. Um den guten alten Mann nicht zu belästigen und dessen Unterricht entbehren zu können, kam ich auf Folgendes; ich nahm aus meinem Fenster eine Glasscheibe, legte sie auf meine Vorschrift und schrieb auf dem Glase die verschiedenen Schriftzeichen nach; durch die fleißige Wiederholung dieser Uebung lernte ich in kurzer Zeit recht geläufig schreiben. Ein Rechenbuch, das mir in die Hände fiel, lehrte mich die vier Species, und diese bewundernswürdige Wissenschaft, welche durch die Kühnheit ihrer Berechnungen die Fackel der Erkenntniß selbst in die dunkelsten Regionen trägt, war für mich eine Quelle der genußvollsten Unterhaltung. Ich suchte mir in dem Walde, in dem ich mich mit meinen Kühen befand, ein hübsches Plätzchen aus, und nicht selten grübelte ich da einen guten Theil der schönen Sommernächte hindurch.

„Eines Abends, als ich die Lichtpünktchen und Lichthaufen betrachtete, welche an dem unermeßlichen Himmel verbreitet sind, fiel mir ein, daß die Kalender anzeigten, wie an gewissen Tagen die Sonne in Zeichen trete, denen man Thiernamen *) gegeben, wie Widder, Stier u. s. w.; ich dachte darüber nach, was wohl

*) Es giebt 12 solcher Zeichen, von denen 7 die Namen von Thieren tragen; alle zusammen bilden den sogenannten Thierkreis (Zodiacus), welchen die Sonne jährlich scheinbar durchläuft.

diese Zeichen wären, und da ich annahm, es könnten wohl Sternhaufen sein, welche gewissen Thierbildern glichen, so richtete sich meine Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf. Ich wählte mir eine der höchsten Eichen des Waldes aus und baute mir in dem Wipfel derselben von Weidenruthen eine Art Sitz, der wie ein Storchnest aussah. Jeden Abend kletterte ich zu dieser meiner Sternwarte hinauf, setzte mich da hin und sah mich am ganzen Himmel nach dem Bilde eines Widders und Stieres um. Da mir die Wunder der Optik noch völlig unbekannt waren, so dienten mir nur meine Augen als Teleskop. Als ich sie lange vergeblich angestrengt hatte und das weitere Suchen aufgeben wollte, brachte mich ein freundlicher Zufall auf richtigere Begriffe und feuerte mich von Neuem an. Einmal wurde ich an einem Jahrmarkttage nach Lüneville geschickt, und ich sah da in einer Bude eine Menge Bilder zum Verkauf ausgestellt; darunter auch eine Himmelskarte, auf welcher die Sterne mit ihren Namen und ihrer verschiedenen Größe bezeichnet waren. Diese Karten und einige Landkarten erschöpften mein ganzes Vermögen, das in etwas mehr als einem Thaler bestand. Die Blätter, welche ich dafür eingehandelt hatte, verschafften mir ein unbeschreibliches Vergnügen. Nach wenigen Tagen hatte ich mir die verschiedenen Stellungen der Sternbilder eingeprägt; um aber eine richtige Anwendung von dieser Kenntniß machen zu können, mußte ich einen festen Punkt am Himmel haben, von dem ich bei meinen Beobachtungen ausgehen konnte. Ich hatte irgend einmal sagen hören, daß der Polarstern*) der einzige unbewegliche auf unserer Halbkugel wäre, und daß seine Stelle die Lage des Nordpols bezeichne; aber wie sollte ich diesen Stern finden und seine Unbeweglichkeit bestimmen? Nach langem Fragen erzählte man mir von einer Stahlnadel, welche die Eigenschaft habe, nach den Polen der Erde zu zeigen, — ein Wunder, das ich kaum glaubte, als ich es sah. Zu meinem Glück besaß der älteste unserer Einsiedler einen Kompaß, den er mir lieh. Mit Hülfe dieser merkwürdigen Nadel lernte ich bald die vier Himmelsgegenden so wie die Windrose kennen, die auf dem Kompaß mit dargestellt war. Da ich nun die Höhe des Polarsterns nicht kannte, und diese vor Allem ermittelt werden mußte, so wendete ich folgendes Mittel an: Ich wählte mir irgend einen Stern und bohrte dann ein Loch in einen Baumast, diesem Stern gegenüber; nun schloß ich so: dieser Stern steht fest oder er be-

---

*) Wenn man sich unsere Erdaxe nach Norden zu in den Himmelsraum hinein verlängert denkt, so trifft diese gedachte Linie ziemlich genau auf den sogenannten Polarstern, und da die Axe ihre Richtung nicht verändert, so bildet auch der Polarstern einen festen Punkt am Himmel, um welchen herum alle übrigen Sterne des nördlichen Himmels in 24 Stunden eine, natürlich nur scheinbare, Kreisbewegung machen.

wegt sich; steht er fest, so werde ich ihn immer durch das Loch sehen, das ich gebohrt habe, da dieser mein Beobachtungspunkt auch fest steht, und dann habe ich, was ich brauche; ist er beweglich, so werde ich es bald bemerken und in diesem Falle wiederhole ich meinen Versuch. Das that ich denn, aber ohne einen andern Erfolg, als das ich meinen Bohrer zerbrach.

„Ich nahm nunmehr einen schönen Hollunderschößling, schnitt ihn der Länge nach durch, nahm das Mark heraus, band die beiden Theile mit Bindfaden wieder zusammen und hing dieses Instrument am höchsten Ast der Eiche auf, welche mir als Sternwarte diente. Auf diese Weise und durch die Leichtigkeit, jenen Tubus (Fernrohr) zu lenken und nach verschiedenen Sternen zu richten, die ich beobachten wollte, fand ich endlich den, welchen ich suchte. Nun war es leicht, die Hauptsternbilder zu finden, indem ich in Gedanken Linien von einem Stern zum andern zog, und zwar nach dem Maßstabe meiner Sternkarte.

„Nachdem ich mit der Himmelskarte ziemlich vertraut geworden war, glaubte ich mir auch Kenntniß der Erde verschaffen zu müssen, zumal mir der Zufall die Lebensbeschreibungen berühmter Männer von Plutarch*) und das Werk des Quintus Curtius**) in die Hände gespielt, und die Heldenthaten der Ritter, von denen ich in Volksbüchern gelesen hatte, wieder in mir lebendig wurden. Ich wollte die Städte und die Länder kennen lernen, in denen jene Männer sich ausgezeichnet hatten, und ich nahm mir vor, ihrer Spur zu folgen, aber ich verlor sie gar häufig und nicht selten auch die Geduld. Ich hatte von Geographie nichts gehört und gesehen als meine Landkarten, und ich zerbrach mir fast den Kopf, um zu errathen, was wohl die Linien und Kreise bedeuteten, die ich auf den Karten bemerkte; endlich hielt ich sie für Stunden und schloß ohne Zögern, daß die Erde 365 Stunden im Umfange habe. Als ich diese schöne Entdeckung einem der Mönche mittheilte, der in einem Kloster in Calabrien (Italien) gewesen war, sagte er, er sei bis dahin mehr als 365 Stunden gegangen und habe nicht bemerkt, daß er um die Erde herumgekommen. Ich sah daraus, wie sehr ich mich geirrt, und war im hohem Grade verdrießlich; vielleicht hätte ich den Muth verloren, wenn nicht Folgendes geschehen wäre. Da ich jeden Sonntag in Lüneville die Messe zu hören pflegte, und zwar in der Karmeliter-Kirche, so trat ich einmal in den Garten und fand hier einen bekannten Herrn sitzen, eifrig in einem Buche lesend; dieses Buch war eine Anleitung zur Erdkunde von Delaunay. Ich bat den Herrn, mir

*) Ein berühmter griechischer Schriftsteller, geb. 40 nach Chr., gest. um 120 n. Chr.

**) Römischer Schriftsteller, gest. 69 n. Chr.; er schrieb eine Geschichte der Thaten Alexanders des Großen.

das Buch zu leihen, was er gern that. Eigentlich wollte ich es abschreiben; da ich aber vor Ungeduld brannte, was es enthielte, so las ich schon auf dem Rückwege darin, und ehe ich bei meiner Sternwarte angekommen war, wußte ich was die Kreise bedeuteten, lernte aber auch, wie klein unsere Erde im Verhältniß zum Weltall sei.

„Ich begeisterte mich so für die Geographie, daß ich wachend und träumend an nichts weiter dachte, und da mir alle Mittel abgingen, meine Kenntnisse darin zu vervollständigen, so nahm ich mir vor, diesem Uebelstande abzuhelfen. Ich erklärte den Thieren des Waldes den Krieg, blos um ihre Felle zu verkaufen, und von dem Erlös mir Karten und Bücher zu verschaffen. Nach einigen Monaten hatte ich wohl 30 bis 40 Thaler verdient, und ich rannte buchstäblich damit nach Nancy, um mir Bücher zu kaufen. Ich nahm, was mir in die Hand kam, eine Uebersetzung der Naturgeschichte von Plinius, die Geschichte der Inkas *), die Fabeln La Fontaine's u. s. w.; außerdem kaufte ich eine Menge Landkarten, und der gute Buchhändler gab mir sogar für etwa 10 Thaler Kredit, obgleich er mich nicht kannte und nie gesehen hatte, weil er, wie er sagte, an meinem Eifer und an meinem ehrlichen Gesichte sähe, daß ich ihn nicht betrügen würde. Keuchend unter der Last meiner Bücherschätze ging ich 5 Stunden bis zu meiner Einsiedelei, und meine Zelle wurde nun eine Welt im Kleinen, denn alle Wände und sogar die Decke waren mit Ländern und Provinzen bedeckt." **)

Einst fand Düval im Walde ein goldenes Petschaft und ließ den Fund durch den Prediger des nächsten Ortes bekannt machen. Ein Engländer mit Namen Forster, ein berühmter Gelehrter, meldete sich als Eigenthümer; doch erbat sich Düval von diesem, ehe er ihm den kostbaren Fund einhändigte, eine Erklärung des ihm unverständlichen Wappenschildes. Erstaunt über diesen Beweis von Wißbegierde, und erfreut zugleich über die Ehrlichkeit des in dürftiger Kleidung vor ihm stehenden Jünglings, forderte der Engländer Düval auf, ihn, so lange er in der Gegend verweilte, fleißig zu besuchen, und schenkte ihm über hundert Bücher.

Aber der begeisterte Eifer, mit welchem der junge Hirte seine gelehrten Studien betrieb, ließ ihn seine Heerde mehr und mehr vernachlässigen. Darüber wurden die Eremiten unwillig, und einer derselben ging in seinem Zorn so weit, ihm mit der Verbrennung seiner Bücher zu drohen, wenn er seine Thiere nicht besser beaufsichtige. Seine Bücher, sein Theuerstes auf dieser

*) Diesen Titel führten die Könige bei den alten Peruanern.

**) Wir entnahmen diese Uebersetzung einer Jugendzeitung, da uns das Original nicht zu Gebote stand.

Welt, verbrennen? Das war unserm Düval denn doch zu viel. Er ergriff eine Feuerschaufel, trieb den Bruder aus seiner Stube und schloß sich in dieselbe ein. Er öffnete den Brüdern nicht eher wieder die Thür, als bis er mit ihnen einen förmlichen Vertrag abgeschlossen hatte, des Inhalts, daß sie ihm täglich zwei Stunden freie Muße zur Fortsetzung seiner Studien einräumten, wogegen er selbst sich verpflichtete, ihnen für Kleidung und Kost noch zehn Jahre zu dienen. Nach diesem Zwischenfall ward der Friede mit seinen Hausgenossen durch Nichts wieder gestört. Düval schildert namentlich einen derselben, den Bruder Paul, als einen von wahrer Demuth und Christenliebe erfüllten Mann. Einst, als dieser schon lange mit Vergnügen wahrgenommen hatte, daß Düval sich in der Einsamkeit so recht innig glücklich fühle, und, zufrieden in sich, kein Verlangen danach trage, die große Welt kennen zu lernen, klopfte er ihm vertraulich auf die Schulter und sprach: „Du hast viel gewonnen, denn Du hast gelernt, Dein Freund zu sein! Und als solcher wirst Du nie allein und zugleich ein Freund Aller sein!"

Eifriger als je setzte Düval nun seinen Selbstunterricht im Schatten des Waldes fort, wo seine Kühe weideten. So umringt von seinen Büchern und Landkarten, fand ihn einst der Herzog Leopold von Lothringen, der ihn hocherstaunt fragte, was er da mache. „Ich studire Geographie," antwortete der Jüngling. — „„Verstehst Du denn etwas davon?"" fragte der Herzog weiter. — „Ich würde mich wohl nicht damit abgeben, wenn ich nichts davon verstände." — „„Was suchst Du denn aber jetzt? fragte der hohe Herr, da der Hirt sich über eine Landkarte beugte. — „Ich suche den Weg nach Quebec,*) weil ich meine Studien auf der Universität jener Stadt fortsetzen will." — „„Ich dächte, es gäbe Universitäten, die näher liegen, und ich würde Dir gerne eine sagen."" Der Herzog machte ihm den Vorschlag, seine Studien bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson fortzusetzen, und Düval nahm das Anerbieten zwar mit herzlicher Freude an, doch nur unter der Bedingung, daß seine Freiheit dadurch nicht beschränkt werden dürfte. Hier machte er in kurzer Zeit die außerordentlichsten Fortschritte. Im Jahre 1718 führte Leopold ihn nach Paris, neugierig auf den Eindruck, denn das nie gesehene Schauspiel einer Weltstadt auf sein Gemüth hervorbringen würde. Doch Düval bekannte freimüthig, daß alle Pracht der Hauptstadt weit zurückbliebe hinter der grenzenlosen Herrlichkeit des Sonnenauf- und Unterganges und hinter dem feierlichen Anblick des gestirnten Himmels. Der Herzog von Lothringen ernannte seinen Schützling einige Jahre später zu seinem Bibliothekar, sowie zum Pro-

*) Die Hauptstadt von Kanada, Nord-Amerika.

fessor der Geschichte an der Ritterakademie zu Lüneville, wo sich unter seinen Schülern u. A. auch der nachmals so berühmt gewordene Lord Chatham (bekannt unter dem Namen William Pitt) befand; später, als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er in den Dienst des nachmaligen deutschen Kaisers Franz I. (1745—1765) über, der den seltenen Mann als Vorsteher der Münz- und Medaillensammlung nach Wien berief und zu seinem Bibliothekar machte. Ehe-Düval nach Wien abreiste, besuchte er sein heimathliches Dorf und ließ an der Stelle des Häuschens, wo er in Armuth und Dürftigkeit geboren worden war, ein festes, bequemes Haus bauen, das er der Gemeinde als Schulhaus schenkte. Der große Mann, der bei aller Gelehrsamkeit doch niemals aufgehört hatte, anspruchslos und bescheiden zu sein, erreichte ein Alter von 80 Jahren und starb zu Wien am 13. September 1775. Ehre seinem Andenken! Nacheiferung seinem Beispiel!

Zwölfter Abschnitt.

Die Macht des Beispiels.

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Er strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
Goethe.

Das Beispiel ist einer der mächtigsten Lehrer, im Guten wie im Schlimmen. Es spricht, ohne Zunge, doch die beredteste Sprache, die es giebt: die Sprache der That, die in der ganzen Welt ein Jeder versteht, der seine fünf Sinne gesund beisammen hat. Seine Wirksamkeit beginnt mit dem ersten Augenblicke unsres Eintritts in dieses Leben, und wie es in uns wirksam wurde, so pflanzt es durch uns wiederum seine guten und unheilvollen Einflüsse in zahllosen Richtungen fort. Lehren sind nützlich, sie können uns die Richtung anzeigen, welche wir einschlagen müssen, indeß das Beispiel, das als lebendige Thatsache vor unsern Augen steht und sich uns durch Nachahmung und Gewohnheit mittheilt, gewissermaßen wie ein Führer mit uns geht und uns an's Ziel begleitet. Guter Rath, als Unterstützung des guten Beispiels, hat seinen großen Werth; aber ohne diese Unterlage gegeben, die gleichsam das Zeugniß seiner Echtheit ist, bleibt er verhältnißmäßig ergebnißlos, und die Erfahrung lehrt, daß die Weisung, welche in der bekannten Redensart liegt: „Handle nach meinen Worten, nicht nach meinen Thaten,“ in der Praxis

gewöhnlich in umgekehrter Bedeutung genommen und befolgt wird.

Der Mensch ist so geartet, daß er leichter annimmt, was er mit Augen sieht, als was er mit Ohren hört, und das leibhaftig Gesehene und wirklich Erlebte läßt weit tiefere Eindrücke in der Seele zurück, als blos gehörte und gelesene Dinge. Dies ist namentlich in der ersten Jugend der Fall, wo bei Weitem die meisten und wirksamsten Einflüsse durch den Gesichtssinn in die Seele gelangen. Man beobachte nur, mit welcher Miene des Erstaunens und Entzückens ein Säugling die Augen groß aufreißt und die kleinen Händchen verlangend ausstreckt, wenn ihm etwas Hübsches oder Auffallendes gezeigt wird. Was Kinder mit dem Auge erlauscht haben, das ahmen sie unbewußt nach, und unbewußt werden sie allmählich wie Diejenigen, in deren beständiger Umgebung sie aufwachsen, wie Insekten, welche die Farbe der Blätter annehmen, auf denen sie leben. Daher die ungeheure Wichtigkeit der Erziehung im Elternhause. Denn wie groß auch immer die Bedeutung der Schule als Bildungsstätte sein möge, so ist doch das Beispiel, welches das Kind im Elternhause tagtäglich vor Augen schaut, schon darum, weil es in den Jahren der zartesten Empfänglichkeit der Sinne für äußere Reizungen gegeben wird, von ungleich bestimmenderem Einfluß auf die Gemüthsbildung unserer zukünftigen Männer und Frauen.

Die Familie ist der Krystall der bürgerlichen Gesellschaft, ist der Kern, aus dem der Charakter eines ganzen Volkes herauswächst, ist die Quelle, aus welcher, sei sie nun rein oder trübe, die Gewohnheiten, Grundsätze, Neigungen entströmen, welche im öffentlichen wie im privaten Leben den Gang der Handlungen bestimmen. Die Nation kommt aus der Kinderstube, hier wird der Grundstein gelegt zu ihrer Größe und zu ihrem Verfall. Die Liebe zu der engen Genossenschaft von Menschen, der wir durch Geburt und Erziehung angehören, wird der Ausgangspunkt der Nächsten- und Vaterlandsliebe, und von diesem natürlichen Mittelpunkte ausgehend, spannt sich der Kreis unserer Sympathieen weiter und weiter, bis er endlich die ganze Menschheit umfaßt.

Pestalozzi, dieser große, hellblickende Erzieher, der seine tiefen Erziehungsgrundsätze treuer Beobachtung der Kindernatur entnahm, forderte und erwartete alles Heil von einer richtigen Anleitung des Kindes durch die Mutter. Er sprach das inhaltsschwere Wort aus: „Ich will die Bildung des Volkes in die Hand der Mütter legen, die Wohnstube ist die allgemeine Realschule der Menschheit. Kein Schulunterricht wird den Kindern je so an's Herz gehen, wie das, was ihnen Eltern lehren, was Eltern den Kindern lehren können, ist

und bleibt immer die Hauptsache für's menschliche Leben," denn „wie die Mutter die erste Nährerin des Leibes ihres Kindes ist, so soll auch sie von Gottes wegen seine erste geistige Nährerin sein, und ich achte die Uebel, die durch das frühe Schulen und alles Das, was an den Kindern außer der Wohnstube gekünstelt wird, erzeugt worden sind, sehr groß." Und an einer andern Stelle ruft er aus: „O, es ist ein heiliger Ort um die Wohnung des Menschen, da lernt, da versteht man einander, da geht Einem so alles an's Herz, da soll man einander lieb sein, wie man sonst nirgend in der Welt einander lieb ist, da ist es so still, da ist nichts Fremdes, und kein Schulgewühl, da schneidet ein Sohn Rüben, und rechnet mit dem Vater, da spinnt die Tochter, und lernt im Spinnen die Lieder alle, die ihre Muter neben ihr singt, da hält man keine Hand still, um des Lernens willen..."

Welche Bedeutung der mütterliche Einfluß für des Kindes Ausbildung hat, das erfahren wir aus dem Leben unserer größten Geister. Man denke an einen Goethe! Nach dem eigenen Zeugnisse dieses, wie eine Sonne nach allen Seiten hin leuchtenden und befruchtenden Mannes, kommt ein großer Theil seiner Geistesgröße auf Rechnung seiner tieffühlenden und geistvollen Mutter:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren."

Dasselbe wissen wir aus dem Leben Schillers. Herder verehrte seine Mutter, wie eine Heilige. Hebel sprach sich einst in einer Predigt folgendermaßen über seine Mutter aus: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren." E. M. Arndt schildert in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben,"*) seine Mutter als eine „ernste, fromme, sinnige und muthige Frau, die durch kein Geschick so zu beugen war, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte." Da haben wir, in der Mutter vorgebildet, alle Eigenschaften des großen Sohnes! Dieser berichtet: **) „Die Eltern hielten den Herbst und Winter, wo sie die meiste Muße hatten, ordentlich Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt Leseübungen und machte nnsere flatternden Geister

*) S. 5.
**) Ebendas. S. 10.

durch Erzählungen und Märchen lebendig, die sie mit großer Anmuth vorzutragen verstand. Muße aber hatte sie ungeachtet einer nicht starken Gesundheit, der vielen wilden Kinder und der großen Wirthschaft, die mit Sparsamkeit geführt werden mußte, mehr als die meisten anderen Menschen. Wann alles längst vom Schlaf begraben lag, saß sie noch auf und las irgend ein frommes oder unterhaltendes Buch, ging selten vor Mitternacht zu Bette und war im Sommer mit der Sonne wieder auf den Beinen. Weil ich nun auch ein solcher Kauz war, der selbst im Knabenalter wenig Schlaf bedurfte und deswegen Lerche genannt war, so habe ich in jenen Kindertagen und auch später noch manche Abende und Nächte, bis über die Gespensterstunde hinaus, mit ihr durchgesprochen und durchgelesen."

Das Beispiel, wie es Jeder tausendfältig in seinem Lebenslaufe giebt, ist, selbst bei scheinbar unbedeutenden Veranlassungen, immer von folgenreicher, ja man möchte sagen, verhängnißvoller Wichtigkeit, in so fern es in ununterbrochener, befruchtender Berührung mit dem Leben der uns umgebenden Menschen steht, und, je nach seiner Beschaffenheit, veredelnd oder entsittlichend auf den Charakter einwirkt. Weil nun Eltern in stetigem engen Umgange mit ihren Kindern leben, so wird sich deren Charakter, mehr oder weniger treu, unaufhörlich in diesen wiederholen; und die Beispiele der Liebe, des Fleißes, der Rechtschaffenheit oder des Gegentheils hiervon, welche die Eltern vor ihren Kinder aufstellen, die zu ihnen voll Gläubigkeit, als zu ihren natürlichen Vorbildern, aufblicken, werden in den Herzen Dieser leben und wirken, wenn Alles, was sie durch das Ohr gelernt hatten, längst vergessen ist. Selbst eine stumme Geberde, ein strafender Blick, ein unvorsichtiges Wort des Vaters oder der Mutter ist im Stande, einen Eindruck auf das Gemüth des scharf beobachtenden Kindes zu machen, welcher in seiner Unauslöschlichkeit allen Einwirkungen der Zeit trotzt, und wer vermag es zu sagen, wie viel Uebles durch den stärkenden Gedanken an eine treue Mutter oder an einen rechtschaffenen Vater verhütet worden ist, deren geliebtes Andenken durch Verübung einer schlechten That zu beflecken ihre Kinder nicht über's Herz bringen konnten? Immanuel Kant, bekanntlich der Sohn eines Sattlers, erzählte einst aus den Tagen seiner Kindheit: „Noch entsinne ich mich, wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt; aber dessenungeachtetet wurde selbst dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt und mit einem festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obgleich ich damals ein Knabe war, mich niemals verlassen wird." Seume erzählt uns in seiner Selbst-

biographie: „Das Haus des Rektors Korbinsky in Borna (bei dem er eine Zeit lang in Pension war) nebst meines Vaters Haus sind der Grund alles Guten, was ich vielleicht in meinem Charakter habe. Ich habe erst nachher durch Vergleichung recht gefunden, wie rein die Sitten und wie fein zugleich in meines Vaters Hause waren. Ich höre jetzt oft in den besten Gesellschaften und in sonst sehr guten Häusern Gesinnungen und Ausdrücke, für die uns der Vater aus dem Hause in den Viehhof würde geschickt haben. „„Dergleichen Reden schicken sich wohl bei Tische,““ sagte er oft fürchterlich skeptisch (spöttisch), wenn Jemand etwas Ungesittetes äußerte, „„nur nicht beim Mistaufladen.““ Wenn das Gesinde nicht gesittet sprechen konnte, so mußte es schweigen; das war mit die erste Bedingung bei der Annahme. Ohne je ein Wort Latein gelernt zu haben, übte Niemand strenger als er das sit reverentia pueris! Ehrfurcht den Kindern.“

So sehr wird die sittliche Gesundheit der Seele durch die sittliche Lebensluft bedingt, die das Kind einathmet, und so mächtig ist der Einfluß, den die Eltern durch jede kleinste Handlung auf das Sittlichkeitsgefühl ihrer Kinder ausüben, daß sich vielleicht die beste Methode der Kindererziehung in diese Worte zusammenfassen läßt: „Geh' dem Kinde mit gutem Beispiel voran!“ „Selber Recht thun,“ bemerkt Pestalozzi, „ist das beste Mittel, die Kinder das Rechtthun zu lehren. In andern Dingen weiß man dieses mit vollkommener Klarheit. Wenn es ein Handwerk, eine Kunst oder auch nur einen Zeitvertreib betrifft, so zweifelt Niemand, daß nicht Derjenige eine Sache zum besten lehre, der sie selber versteht und selber gerne treibt. Man wendet gemeiniglich gar viel Liebe, Geduld und Sorgfalt an, um hierin den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Eine richtige Erkenntniß hingegen, eine gute Gesinnung und das daraus fließende Rechtthun will man bei den Kindern ohne Zeitverlust, mit rohen Worten und mit der Ruthe erzwingen, oder mit Reizmitteln des Ehrtriebes und der Sinnlichkeit erkünsteln. Viele glauben dann, recht klug es angestellt zu haben, wenn sie scheltend ausrufen: Du gottloses Kind! Das ist Gott im Himmel zuwider! Du bringst mich noch unter die Erde! u. s. w., aber das Kunststück ist meistens Arbeit in den Wind. Die Eltern müssen den Kindern zeigen, daß sie selber sich scheuen zu thun, was Gott im Himmel zuwider ist, und daß sie auf den Willen Gottes, den sie im Munde führen, im Herzen Acht haben, wenn sie wollen, daß die Kinder ihren Worten glauben und den Inhalt derselben befolgen.“

Der wichtigste, weil wirksamste, Unterricht der Kinder ist der Anschauungsunterricht. Kinder gleichen hierin Affen, daß sie Alles, was man ihnen vormacht, auf der Stelle nachzumachen

suchen. An diesen Nachahmungstrieb hat die Erziehung anzuknüpfen. Damit das Kind möglichst nur das Gute nachahme, bringe man, soviel man kann, nur gute Vorbilder und Muster vor sein Auge. Viele Eltern sind so thöricht und unwissend, zu glauben, daß es gleichgültig sei, ob die Dinge mit denen das Kind spielt, die es um sich sieht, eine schöne oder häßliche Farbe haben, ob die Bilder, die es voll Seligkeit anschaut, künstlerischen Werth besitzen, naturgetreu sind oder nicht, und geben daher ihren Kindern oft die geschmacklosesten, rohesten und unschönsten Gegenstände in die Hand, „weil sie billig sind und das Kind ja doch nicht versteht, was es vor sich hat." Aber leise, unbewußt und mit stiller Gewalt dringen die Einflüsse von dem, was das Kind sieht und hört, fort und fort, bildend und bestimmend auf seine empfängliche Seele ein; sein Spielzeug wird ein Werkzeug seiner Bildung und im Spiele, dieser Arbeit der Kinder, baut sich das Knochengerüst seines späteren Charakters auf. Dr. Mager, Direktor der ersten Bürgerschule in Eisenach, sagt sehr treffend: „Für die Jugend ist das Beste eben gut genug." Gerade dem Kinde sollte man das Schöne und Gute nur in ausgewählten Mustern veranschaulichen, das es sich seine Begriffe von den Körperdingen — aus denen sich dann später die geistigen Vorstellungen entwickeln — erst noch bilden soll und richtig nur dann bilden kann, wenn die Anschauung eine richtige war.

Es ist sicherlich nicht ohne bedeutende Einwirkung auf die geistige Entwickelung unseres Religionsstifters Jesus Christus, des größten Vertreters der Sittlichkeitsidee, und Rafaels, des höchsten Vertreters der Schönheitsidee, geblieben, das beide Männer in der herrlichsten Gegend, umgeben von allen Reizen einer verschwenderisch ausgestatteten Landschaft, aufgewachsen sind; und liegt nicht die Erklärung des Umstandes, daß die Wiege der meisten und größten unserer Dichter im Süden unseres Vaterlandes stand, vielleicht darin, daß die dortige Natur mannigfaltiger und reicher entwickelt ist, als die des nördlichen Deutschland? Wir rufen Angesichts der ungeheuren Wichtigkeit der Anfangseindrücke den Vätern und Müttern künftiger Geschlechter mit Goethe zu: „Niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das Uebrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen, so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres und glücklicheres

Leben führen als ein anderer, der die ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrthum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen aber großen Begriff, der alles Andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können." *)

Es liegt etwas Feierliches und Grauenvolles in der Vorstellung, daß jede Handlung im Leben eines Menschen eine endlose Verkettung von Folgen in's Dasein ruft, die sich von Mensch zu Mensch fortpflanzen, wie der elektrische Strom einer galvanischen Batterie in einer zu geschlossener Kette zusammengetretenen Reihe von Personen. Die gute That, das schöne Wort leben und wirken auch dann noch fort, wenn sich ihre Wirkungen unserer directen Wahrnehmung entziehen sollten; aber mit derselben naturnothwendigen Unfehlbarkeit setzt sich auch der Anstoß zum Schlechten fort, und kein Mensch, wie unbekannt und gering er auch sei, kann behaupten, daß sein Beispiel nicht nach einer oder anderer Seite hin eine gute oder schlimme Anregung geben werde. In diesem Sinne giebt es eine Unsterblichkeit schon auf Erden: der Mensch lebt in seinen Thaten fort. Niemand lebt völlig abgesondert von der Welt, ein Jeder steht von Jugend auf in einer mehr oder weniger innigen Beziehung zu andern Menschen und folglich zur ganzen Menschheit, deren Gesammtkapital an Bildung und Gesittung er durch seine Handlungen vermehren oder vermindern hilft. Wie die Gegenwart in der Vergangenheit wurzelt und Leben und Beispiel unserer Altvordern uns noch heute in hohem Grade beeinflussen, so tragen wir, durch unser tägliches Thun und Treiben, dazu bei, den Boden zu bereiten, auf welchem unsere Nachkommen säen und ernten werden. Der Mensch der Gegenwart ist eine Frucht, die durch die auf einander folgenden Bildungsbestrebungen aller vorausgegangenen Jahrhunderte Gestalt und Reife empfing. Sechstausend Jahre tief stehen die Geschlechter hinter uns, deren jedes die Hände auf die Schultern des nachfolgenden legte, und das lebende Geschlecht leitet den magnetischen Strom der Thaten und Beispiele weiter, der bestimmt ist, die entfernteste Vergangenheit mit der entlegensten Zukunft zu verketten. Keines Menschen Thaten sterben ganz wirkungslos dahin, und ob auch sein Leib vermodert ist, seine Werke folgen ihm nach und werden nie aufhören Früchte zu bringen nach ihrer Art. Schiller sagt:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären;"

---

*) Wilhelm Meister's Lehrjahre.

und andrerseits hat Matthias Claudius die tröstliche Verheißung ausgesprochen:

„Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm besteh'n,
Sind Sterne, die nicht untergeh'n."

So hat jede Handlung, die wir begehen oder begehen sehen, jedes Wort, das wir aussprechen oder aussprechen hören, eine bestimmte Wirkung, deren schlimme oder gute Einflüsse sich nicht nur in dem ganzen ferneren Verlaufe unseres Lebens geltend machen, sondern auch eingreifen in das Wohl und Weh unserer Familie, unseres Dorfes, der Stadt, des Staates, deren Bürger wir sind. Und auf diese großartige Macht des Beispiels gründet sich die heilige Verpflichtung für Jedermann, den Lebenskreisen, denen er angehöt, durch ein in wahrhaft christlicher Liebe werkthätiges Leben, ein fortlaufendes gutes Beispiel zu geben, und selbst den Schein einer unrechtmäßigen Handlungsweise zu meiden, da die Welt nach diesem zu richten und sich zu richten pflegt. Da ist kein Mensch so unbedeutend, daß er nicht seiner Umgebung diese einfache aber unschätzbare Aufmunterung schuldet. Selbst die untergeordnetste Stellung bietet reichliche Gelegenheit, in dieser Weise Gutes zu thun; denn das in die Tiefe gestellte Licht verbreitet einen ebenso hellen Schein, wie das auf der Höhe stehende. Ueberall und unter fast allen Verhältnissen, und wären sie noch so widrig, — in der Hütte des Armen, im stillen Dörfchen, in den engen Gäßchen der lebensvollen Großstadt, — mag der echte Mann gedeihen. Wer ein Stück Land beackert, kaum größer, als er zu seinem Grabe bedarf, mag gleich treu seine Pflichten erfüllen, mit derselben Kraft und Hingebung an seiner Bestimmung als Mensch arbeiten, wie der Erbe von Hunderttausenden. Der bescheidenste Wirkungskreis kann so eine Schule des Fleißes, nützlicher Kenntnisse und guter Sitten auf der einen, oder der Trägheit, Thorheit und Schlechtigkeit auf der andern Seite werden, es kommt eben Alles auf den Menschen selbst an und auf den Gebrauch, den er von den sich ihm anbietenden Gelegenheiten, sich im Guten zu stärken und zu vervollkommnen, macht.

Ein wohl angewendetes Leben, ein im Wandel äußerer Schicksale sich unerschütterlich treu gebliebener Charakter sind das schönste Vermächtniß des Vaters an seine Kinder, des Bürgers an sein Vaterland; denn sie sind die beredtesten Lehrer der Weisheit und Tugend, und in ihrer stillen Größe die furchtbarsten Widersacher der Schlechtigkeit und der Lasters. Seume's Herz mag höher geschlagen haben, als er in der Widmung seines Aufsatzes:

„Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahre 1794“ an den Wohlthäter seiner Jugend, den Grafen von Hohenthal, die Worte niederschrieb: „Verehrungswürdiger Wohlthäter! Es war einer der schönsten Tage meines Lebens, als ein rechtschaffener Mann mich Ihnen einst mit den Worten empfahl: „„Er ist ein Knabe guter Art, der Segen seines Vaters ruht auf ihm.““ Seine Empfehlung galt, und noch jetzt thut dem Kriegsmann die Erinnerung im Herzen so wohl, als sie dem Jüngling oft am Grabe seines Vaters that.“

Es ist nicht genug, daß wir Andern blos *sagen*, was sie thun sollen, sondern wir müssen ihnen durch unser thatsächliches *Beispiel* zeigen, wie sie's zu machen haben. Nicht Derjenige stiftet das meiste Gute, der die schönsten *Worte* sprechen oder die erhabensten Gedanken denken kann, sondern wer, ohne viel Federlesens zu machen, die besten und die meisten *Thaten* thut; „Worte sind an Thaten nur Sägespäne von der Herkuleskeule, (Jean Paul).“ So sind Biedermenschen, welche zugleich tüchtige Thatmenschen sind, selbst in der niedrigsten Lebensstellung eine Anregung zum Guten zu geben im Stande, deren Größe in keinem Verhältniß zu der Stellung zu stehen scheint, die sie in der Gesellschaft einnehmen. Wir wollen das an einem Beispiel aus der englischen Arbeiterwelt näher darthun. *Thomas Wright* stand als Arbeiter bei der Eisengießerei der Herren Ormerod zu Manchester. Der Zufall leitete seine Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten hin, die dem entlassenen Züchtling die Rückkehr in ehrliche bürgerliche Verhältnisse so außerordentlich erschweren. Seine Seele wurde heftig von diesem Gegenstande ergriffen, und fortan machte er die Besserung der Verbrecher zur Aufgabe seines Lebens. Er vernachlässigte darüber nicht seine Arbeit, denn er zeichnete sich durch Fleiß und Geschicklichkeit so vortheilhaft aus, daß er allmählich zum Werkmeister aufstieg; und eben so wenig vernachlässigte er seine Familie, denn, trotzdem daß seine Mittel nicht eben weit reichten, sorgte er in achtunggebietender Weise für Erziehung und Unterhalt seiner zahlreichen Kinder. Obgleich er von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends angestrengt arbeitete, gab es doch Minuten und Viertelstunden, die er sein eigen nennen konnte, und diese — besonders aber die Sonntage — wendete er an im Dienste überführter Verbrecher, eine Menschenklasse, die damals weit mehr in den Hintergrund geschoben wurde, als es heute der Fall ist. Aber wenige Minuten täglich, wohl benutzt, können außerordentliche Dinge zu Wege bringen. Man wird es uns kaum glauben, daß es diesem einfachen Arbeiter, binnen zehn Jahren, durch unerschütterliches Festhalten an seinen Bestrebungen gelang, nicht weniger als dreihundert Missethäter von der Fortsetzung eines verbrecherischen Lebenswandels abzubringen. Man

hieß ihn nur den Seelenarzt des Gefängnisses, und, was weder dem Gefängnißprediger noch sonst Jemand gelingen wollte, das ermöglichten oftmals die menschenfreundlichen Bemühungen Thomas Wright's. Auf diese Weise führte er Kinder, die ohne ihn verloren waren, gebessert zurück in die Arme ihrer Eltern, Söhne und Töchter in den Schooß ihrer Familien, und mancher entlassene Sträfling dankte ihm die Rückkehr zu ehrlicher und nützlicher Berufsarbeit. Und die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war nicht etwa leicht. Sie erforderte Geld, Zeit, Thatkraft, Klugheit, Charakter und Selbstvertrauen. Aber merkwürdiger als alles Andere ist der Umstand, daß Wright viele dieser Unglücklichen aus dem geringen Verdienst unterstützte, die ihm die Arbeit in der Gießerei abwarf. Seine jährliche Einnahme überstieg niemals die Summe von 100 Pfund Sterling (666²/₃ Thlr.), und während er Verbrechern, denen er im Grunde genommen nicht mehr schuldete, als das wohlwollende Entgegenkommen, daß alle Menschen einander schulden, Geldunterstützungen angedeihen ließ, während er eine zahlreiche Familie anständig versorgte, war dieser herrliche Mensch noch im Stande, durch Mäßigkeit und weise Haushaltung so viel zurückzulegen, daß er auf seine alten Tage sorgenfrei leben konnte. Jede Woche machte er eine gewissenhaft erwogene Eintheilung seines Wochenlohnes: so viel für Nahrung und Kleidung, so viel für den Hauswirth, so viel für den Schulmeister, so viel für Arme und Bedürftige, und diese Bestimmungen wurden strenge eingehalten.

Niemand vermag zu sagen, wo ein gutes Beispiel Nacheiferung finden, oder in welcher Richtung es wirken mag. Selbst der Anblick stillen unverdrossenen Fleißes auf Seiten schwacher, niedrig gestellter Personen, — die sich tapfer und redlich anstrengen, den Platz, der ihnen die Vorsehung angewiesen, mit Ehren auszufüllen, — kann Manchem, der höheren Zielen zustrebt, zur kräftigsten Ermunterung dienen. Wir erinnern uns, von einem jungen Arzte gehört zu haben, der sich in schwerer Arbeit abmühte, eine Praxis zu begründen, und, als längere Zeit alle seine Anstrengungen erfolglos geblieben waren, an der Zukunft glaubte verzweifeln zu müssen. Aber einst, als er einen Kranken besuchte und gesprächsweise erwähnte, daß er häufig, noch zu später Stunde, in dem Fenster eines gegenüberliegenden Hauses Licht gesehen habe, erzählte man ihm, daß jenes Zimmer, in welchem oft halbe Nächte lang Licht brenne, von zwei Schwestern bewohnt werde, Schneiderinnen, die durch ihres Vaters schlechte Wirthschaft in's Elend gestürzt worden seien, „und jetzt," schloß der Berichterstatter, „arbeiten sie Tag und Nacht, um sich aus ihrer unglücklichen Lage emporzuarbeiten, so gut sie können." Der junge Arzt bemerkte sich diese Worte, und wenn ihn jemals eine Anwandlung

über die Welt zu klagen, beschlich, so stärkte und erheiterte ihn der Gedanke an diese unermüdlich arbeitenden Mädchen. Er gestand später, daß ihr Beispiel ihn, eben da er dem Sinken nahe war, mit neuem Muthe durchdrungen habe.

Die Bildung des Charakters hängt nicht wenig von dem Einflusse ab, den Charaktere wechselseitig auf einander ausüben, wir werden ganz unbewußt, was die Charaktere, die Sitten, Gewohnheiten, Ansichten der uns umgebenden Menschen aus uns machen. Gute Anweisungen vermögen Vieles, unendlich mehr aber gute Vorbilder, welche die lebendige Verkörperung jener sind und ein festes, sichtbares Ziel für unsere Strebungen. Guter Rath und schlechtes Beispiel bauen nur mit der einen Hand auf, um mit der andern niederzureißen. Nichts verdirbt so sicher gute Sitten, wie das böse Beispiel. Man kann deshalb, besonders in der Jugend, nicht zu vorsichtig sein in der Wahl des Umganges. „Suchen Sie wenig Bekanntschaften," schrieb Seume einem jungen Manne, „und seien behutsam, wenn man die Ihrige sucht! Freundschaft ist eine Pflanze, die nicht in jedem Herzen gedeihet. Handeln Sie mit Höflichkeit mißtrauisch, und prüfen stark den Charakter, ehe Sie aufnehmen oder sich anketten. Nur die Tugendhaften sind Freunde, die Uebrigen nur Schwärmkameraden und Spießgesellen." So wie der englische Maler Peter Lely es sich zur Regel machte, niemals ein schlechtes Bild zu betrachten, wenn er es irgend vermeiden könne, in der Meinung, daß die Führung seines Pinsels darunter leide, so sollte auch Jedermann dem Verkehr einer sittlich gesunkenen Menschenseele so viel als möglich aus dem Wege gehen, denn Niemand, der oft mit einem schlechten Vorbilde in Berührung kommt, kann sich der schädlichen Einwirkung eines solchen ganz entziehen. Der Verkehr mit guten Menschen dagegen ist das beste Mittel, selbst ein guter Mensch zu werden. „Wenn man einem durchaus reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht," sagt W. v. Humboldt, „so geht es wie ein Hauch von ihm auf uns über."

In der Macht des Beispiels liegt das Geheimniß der Erziehung und der Einwirkung auf Menschen überhaupt. Der Vater gebe seinem Kinde, der Lehrer seinem Schüler, der Prediger seiner Gemeinde, der General seinen Soldaten, der König dem ganzen Lande ein gutes Beispiel, und man wird sich wundern über die Größe des Erfolges. Die Macht des Beispiels war es, die den größten Feldherren eine so gewaltige Herrschaft über die Gemüther ihrer Soldaten verlieh, daß sie die schwierigsten Unternehmungen mit ihnen durchführen konnten. Als während des egyptischen Feldzuges die Pest in dem französischen Heere ausbrach, besuchte Napolen kühn die Spitäler, berührte die Pestkranken

und sprach ihnen Muth zu, um seinen Leuten ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht vor ihr zu überwinden fähig sei. Man weiß, wie abgöttisch ein Friedrich der Große, ein Blücher, ein Suwarow von ihren Soldaten verehrt wurden, weil diese Feldherren dem ganzen Heere mit dem Beispiel des Muthes, der Thatkraft und Ausdauer vorangingen, alle Strapazen geduldig mit denselben theilten und auch dem gemeinen Soldaten mit waffenbrüderlicher Herzlichkeit begegneten. Selbst die Erinnerung an die Großthaten eines Tapferen ist geeignet, das Blut des Menschen in muthige Wallung zu bringen, wie der herausfordernde Klang einer Trompete. Ziska verordnete, daß seine Haut als Trommelfell benutzt werden solle, um dadurch den Muth der Hussiten anzufeuern, und die Sage erzählt, daß man, als nach dem Tode des spanischen Helden Cid (1099) die Mauren die Stadt Valencia bedrohten, den Leichnam des gefürchteten Kriegers in voller Rüstung auf sein Schlachtroß Babieca gesetzt und gegen die Feinde geführt habe, wodurch die Zuversicht der Spanier gehoben und der Feind so in Furcht gejagt worden sei, daß er eilends den Rückzug angetreten habe.

Mehr noch als der Erwachsene ist das in der vollsten Entwickelung seines Geistes begriffene Kind geneigt, das Beispiel seiner Umgebung zur Richtschnur seines Verhaltens zu machen. Wie oft hört man aus dem Munde des Kindes die Rechtfertigung: „Das hat Der und Der ja auch gethan!“ Kinder haben eine unendlich scharfe Witterung, und eben weil ihnen noch das Meiste neu und fremd ist, betrachten sie Alles, was um sie herum vorgeht, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Sie wissen es sofort, ob Papa und Mama gegen Diesen oder Jenen freundlich oder unhold gesinnt sind, sie haben es gleich heraus, ob der neu eintretende Lehrer ein schwacher oder ein strenger Mann ist, ob er ein Kinderfreund ist oder nicht u. s. w. Wer das Herz von Kindern gewinnen will, muß wie ein Kind unter Kindern sein, d. h. ein kindliches Herz ihnen entgegenbringen. Das erwirbt Vertrauen und Liebe, und besitzt der Lehrer einmal die arglose Zuneigung der ihm anvertrauten Kinder, so lernen diese gerne, eifrig und leicht, und ein solcher Unterricht bringt Segen. Ein Lehrer dieser Art war Pestalozzi. Wir wollen ihn selbst erzählen lassen, wie er mit seinen Pflegekindern umging. Der Bericht handelt von seiner Wirksamkeit in seiner Armenanstalt zu Stanz, wo er, nur von einer Haushälterin unterstützt, allmählich bis 80, zum Theil elternlose Kinder, um sich versammelte. Er schreibt: „Ich mußte im Anfang die armen Kinder wegen Mangel an Betten des Nachts theilweise heimschicken. Diese alle kamen dann am nächsten

Morgen mit Ungeziefer überladen zurück. Die meisten dieser Kinder waren, da sie eintraten, in dem Zustand, den die äußerste Zurücksetzung der Menschennatur allgemein zu seiner nothwendigen Folge haben muß. Viele traten mit eingewurzelter Krätze ein, daß sie kaum gehen konnten, viele mit aufgebrochenen Köpfen, viele mit Hudeln (Lumpen), die mit Ungeziefer beladen waren, viele hager, wie ausgezehrte Gerippe, gelb, grinsend, mit Augen voll Angst und Stirnen voll Runzeln des Mißtrauens und der Sorge, einige voll kühner Frechheit, des Bettelns, des Heuchelns und aller Falschheit gewöhnt, andere vom Elend gedrückt, duldsam, aber mißtrauisch, furchtsam, lieblos . . . Träge Unthätigkeit, Mangel an Uebung der Geistesanlagen und an wesentlichen körperlichen Fertigkeiten waren allgemein. Unter zehn Kindern konnte kaum eines das A B C. Von anderm Schulunterricht oder wesentlichen Bildungsmitteln der Erziehung war noch weniger die Rede. Der gänzliche Mangel an Schulbildung war indessen gerade das, was mich am wenigsten beunruhigte, ich vertraute den Kräften der menschlichen Natur, die Gott auch in die ärmsten und vernachlässigtsten Kinder legte, denn frühere Erfahrungen hatten mich schon längst gelehrt, daß die Natur mitten im Schlamme der Rohheit, der Verwilderung und der Zerrüttung die herrlichsten Anlagen und Fähigkeiten entfaltet, und ich sah auch bei meinen Kindern mitten in ihrer Rohheit diese lebendige Naturkraft derselben überall hervorbrechen. Ich wußte, wie sehr die Noth und die Bedürfnisse des Lebens selbst dazu beitragen, die wesentlichsten Verhältnisse der Dinge dem Menschen anschaulich zu machen, gesunden Sinn und Mutterwitz zu entwickeln, und Kräfte anzuregen, die zwar in dieser Tiefe des Daseins mit Unrath bedeckt, die aber, vom Schlamme dieser Umgebungen gereinigt, in hellem Glanze strahlen. Das wollte ich thun. Aus diesem Schlamme wollte ich sie herausheben, und in einfache, aber reine häusliche Umgebungen und Verhältnisse versetzen."

„Ich sah also meine Wünsche erfüllt und war überzeugt, mein Herz werde den Zustand meiner Kinder so schnell ändern, als die Frühlingssonne den erstarrten Boden des Winters. Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingssonne den Schnee unserer Berge schmelzte, kannte man meine Kinder nicht mehr . ."

„Jede gute Menschenerziehung fordert, daß das Mutterauge in der Wohnstube täglich und stündlich jede Veränderung des Seelenzustandes ihres Kindes mit Sicherheit in seinem Auge, auf seinem Munde und seiner Stirne lese. Sie fordert wesentlich, daß die Kraft des Erziehers reine und durch die häuslichen Verhältnisse allgemein belebte Vaterkraft sei. Hierauf baute ich. Daß mein Herz an meinen Kindern hange, daß ihr Glück, mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollten meine Kinder

vom frühen Morgen bis an den späten Abend auf meiner Stirne sehen, und auf meinen Lippen ahnen. Der Mensch will so gerne das Gute, das Kind hat so gerne ein offenes Ohr dafür, aber es will es nicht für Dich, Lehrer, es will es nicht für Dich, Erzieher, es will es für sich selber. Das Gute, zu dem Du es hinführen sollst, darf kein Einfall Deiner Laune und Deiner Leidenschaft, es muß der Natur der Sache nach an sich gut sein, und dem Kinde als gut in die Augen fallen. Es muß die Nothwendigkeit Deines Willens nach seiner Lage und seinen Bedürfnissen fühlen, ehe es dasselbe will. Alles, was es lieb macht, das will es. Alles, was ihm Ehre bringt, das will es. Alles, was große Erwartungen in ihm rege macht, das will es. Alles, was in ihm Kräfte erzeugt, was es aussprechen macht, ich kann es, — das will es. Aber dieser Wille wird nicht durch Worte, sondern durch die allseitige Besorgung des Kindes und durch die Gefühle und Kräfte, die durch diese allseitige Besorgung in ihm rege gemacht werden, erzeugt. Die Worte geben nicht die Sache selbst, sondern nur eine deutliche Einsicht, das Bewußtsein, von ihr."

„Vor Allem wollte und mußte ich also das Zutrauen der Kinder und ihre Anhänglichkeit zu gewinnen suchen. Gelang mir dieses, so erwartete ich zuversichtlich alles Uebrige von selbst... Ich war von Morgen bis Abend so viel als allein in ihre Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Noth, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem Aug'. Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich stand an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der Letzte, der in's Bett ging, und am Morgen der Erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen, sie wollten es so. Alle Augenblicke mit Gefahren einer gedoppelten Ansteckung umgeben, besorgte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Personen und ihrer Kleider. Dadurch aber war es denn freilich auch allein möglich, daß sich die Kinder allmählich, und einige innigst an mich anschlossen.... Mein Gang, die Vorstellungen und Begriffe von Recht und Pflicht bei meinen Kindern zu erzeugen, war sehr einfach und gründete sich ganz auf die täglichen Anschauungen und Erfahrungen ihres Kreises. Wenn sie z. B. redeten und Getümmel war, so durfte

ich mich nur auf ihr eigenes Gefühl berufen, ob es möglich sei, also zu lehren.... Ich habe meinen Kindern unendlich wenig erklärt, ich habe sie weder Moral, noch Religion gelehrt; aber wenn sie stille waren, daß man eines jeden Athemzug hörte, dann fragte ich sie: Werdet ihr nicht vernünftiger und braver, wenn Ihr so seid, als wenn Ihr lärmet? Wenn sie mir an meinen Hals fielen und mich Vater hießen, fragte ich sie: Kinder, dürft Ihr Eurem Vater heucheln? Ist es recht, mich zu küssen, und hinter meinen Rücken zu thun, was mich kränkt? Wenn von dem Elend des Landes die Rede war, und sie froh waren, und sich glücklich fühlten, dann sagte ich zu ihnen: Ist Gott nicht gut, der das Menschenherz mitleidig erschaffen? Auch fragte ich sie zu Zeiten: Ist es nicht ein Unterschied zwischen einer Obrigkeit, die die Armen erzieht, daß sie sich für ihr ganzes Leben selber helfen können, und einer, die sie entweder sich selbst überläßt, oder sie mit Bettelbrod und in Spitälern erhält, ohne ihrem Elende wirklich abzuhelfen, und ihrem Laster und Müßiggang ein wirkliches Ende zu machen? Viel und oft schilderte ich ihnen das Glück einer stillen friedlichen Haushaltung, die durch Ueberlegung und Fleiß zu einem sichern Brod und in die Lage gekommen, unwissenden, unerzogenen und unglücklichen Menschen zu rathen und zu helfen. An meinen Busen hingelehnt, fragte ich manche der gefühlvollsten schon in den ersten Monaten: Wolltest Du nicht auch gern, wie ich, im Kreis armer Unglücklicher leben, sie erziehen, sie zu gebildeten Menschen machen? Gott! wie sich ihre Gefühle erhoben, wie Thränen in ihren Augen waren, wenn sie mir antworteten: Jesus Maria! wenn ich es auch dahin bringen könnte."

„Es gab eine Zeit," sagt ein Lehrer von Pestalozzi, „wo die heilige Gluth seines Strebens, wo die Kraft seiner Liebe, wo die Kindlichkeit seines Vertrauens ihm alle Gemüther unterthänig machte." In seiner reinen, uneigennützigen Liebe ertrug er mit stiller Gelassenheit Spott und Hohn, um der Verlassenen und Elenden willen. „Nie habe ich," spricht ein Mann, der vier Jahre um ihn lebte, „nie habe ich ein feindliches Urtheil von ihm über einen Menschen gehört." Er darbte, um dem Darbenden zu geben, und „lebte wie ein Bettler, um Bettler zu lehren, menschlich zu leben." Lavater stellte ihm das Zeugniß aus: „Einen Mann, in dem sich der Geist des Erlösers so durch und durch in Gesinnung, Wort und That darstellt, habe ich noch keinen getroffen."

Das erhebende Beispiel des herrlichen Mannes hat Anerkennung, Bewunderung und Nachahmung gefunden, so weit die deutsche Zunge reicht, und darüber hinaus. Des im Leben vielfach Verkannten und Mißverstandenen Bestrebungen haben dem ganzen Erziehungswesen der Neuzeit seine gesunde Grundlage gegeben. Die Schule, die vor ihm eine dumpfe Stätte unfrucht-

barer Gedächtnißübungen und todten Formen- und Regelkrams war, ist, seitdem er uns das Evangelium einer vernünftigen Erziehung gepredigt hat, den Forderungen, die das Leben an ihre Leistungen stellt, um ein Erhebliches näher gekommen und hat in allen Hauptsachen einen lebendigeren, geistigeren, anregenderen Inhalt erhalten, und wenn auch hier, wie wir mehrfach mit Wärme nachzuweisen suchten, noch Vieles zu thun, d. h. im Geiste Pestalozzi's zu bessern, übrig ist, so anerkennen wir doch dankbar und freudig, daß sich die Verfassung unserer Schulen, trotzdem viele Schwierigkeiten zu beseitigen waren und sind, unendlich gegen früher gehoben hat, und wenn Regierung und Lehrer nur einigermaßen ihre Schuldigkeit thun, noch ferner großartig heben wird. „In allen Welttheilen," schreibt Pestalozzi's hervorragendster Nachfolger, Adolf Diesterweg, „wird der Name Pestalozzi mit Anerkennung und Preis genannt, seine Asche ruht zwar ohne Zeichen und Namen, aber sein Geist, sein Herz, sein Werk lebt mitten unter uns, und jedes Kind, daß sich eines geistbildenden Unterrichts erfreut, genießt im Stillen die Früchte eines reichgesegneten Wirkens des unsterblichen Mannes."

Nicht mit der kräftigen Unmittelbarkeit des Eindrucks, wie das persönlich erlebte gute Beispiel hoher Menschen, aber weit eindringlicher und so zu sagen packender, als alles bloße Sittenpredigen oder Moralisiren, wirken die Lebensgeschichten großer und guter Menschen auf das Gemüth des Jünglings und der Jungfrau ein. Hier ist Lehre und Beispiel zum lebensvollen Ganzen, zu einem sprechend treuen Abbilde der Wirklichkeit, vereinigt; hier sprechen zu uns eine Fülle von Mustern der besten und edelsten Charaktere, deren Dasein nicht erdichtet ist, sondern die so, wie wir's, in den zum Theil eigenhändig aufgezeichneten Lebensbeschreibungen, lesen, Zug um Zug, Wort um Wort, That um That, gedacht, gesprochen und gehandelt haben; hier vernehmen wir die mächtige Sprache der Wahrheit, die sich nicht wegdemonstriren läßt und zuletzt denn doch selbst auf das verhärtetste Gemüth einen, wenn auch noch so schwachen, Eindruck macht. Unsere großen Vorväter leben noch heute unter uns in den Berichten über ihr Leben sowohl, wie in den Thaten, die sie vollbracht, sie sitzen noch heute mit uns zu Tische, wandeln mit uns durch's Leben, und halten uns als Führer bei der Hand, und wir erwärmen, erkräftigen, begeistern uns an dem Andenken, das sie zurückgelassen, so wie wir mit tiefempfundener Andacht in das Abendroth hineinblicken, das über der Stelle nachleuchtet, wo die Sonne hinabsank. Ja wahrlich, wer im Tode das Andenken an ein edleres Leben hinterläßt, der vermacht der Nachwelt eine bleibende Quelle des Guten; denn es lebt fort als ein Vorbild und Lebenspol, dem nachzustreben und näher zu kommen wir uns magnetisch angezogen fühlen. Darum ist ein

Buch, welches uns das Leben eines echten Mannes erzählt, voll von köstlichen Saamenkörnern; es ist, wie der ausgezeichnete englische Dichter Milton sagt, „das kostbare Herzblut eines großen Geistes, erhalten und gesammelt, um einem Leben nach dem Leben zu dienen.“ Ein solches Buch hört niemals auf, veredelnde Einflüsse auszuüben und die Kraft, das Gute zu thun, zu erhöhen. Aber vor Allem wird uns hier das höchste Vorbild und Beispiel vorgeführt, nach welchem wir unser Leben in dieser Welt gestalten können — das passendste für alle Erfordernisse unseres Geistes und Herzens — ein Beispiel, dem wir nur aus weiter Ferne nachzufolgen vermögen,

Der Pflanze gleich, die nie die Sonne sah,
Doch von ihr träumt, und ahnet, wo sie sei,
Und hin zu ihr zu dringen, mächtig strebt.

Kein junger Mann kann eine Selbstbiographie, wie diejenige von Benjamin Franklin, Seume oder Arndt aus der Hand legen, ohne sich ein besserer, in seinen guten Vorsätzen befestigterer Mensch zu fühlen. Solche Lebensbilder heben das Selbstvertrauen, indem sie zeigen, was der Mensch zu leisten vermag, verstärken unsere Hoffnungen und erhöhen unsere Strebeziele. Mitunter geschicht es, daß ein junger Mann sein eigenes Selbst in einer Lebensbeschreibung findet, und durch diese erst zum Erkenntniß und Verständniß seines inneren Lebens gelangt, wie der herrliche italienische Maler Correggio, der vor einem Bilde Rafaels seinen Künstlerberuf erwachen fühlte, und begeistert ausrief: „Und auch ich bin ein Maler!“ Oft schon hat ein Buch, welches die Schilderung eines großen Lebens enthielt, und vielleicht nur auf's Gerathewohl und lediglich zum Zeitvertreibe zur Hand genommen war, Kräfte und Eigenschaften wach gerufen, von deren Vorhandensein man vorher Nichts wußte. Ignatius von Loyola, der in seinen jüngeren Jahren Kriegsdienste nahm, erhielt bei der Belagerung von Pampeluna in Spanien (1521) eine schwere Verwundung ins rechte Bein, und während er in der Genesung begriffen war, verlangte er, um sich zu zerstreuen, nach einem Buche. Man brachte ihm das „Leben der Heiligen,“ und diese Lektüre setzte ihn so sehr in's Feuer, daß er ein Gelübde that, fortan sein ganzes ferneres Leben der Gründung eines religiösen Ordens zu widmen, und er stiftete die Gesellschaft Jesu oder den Orden der Jesuiten.

Welch' großartigen Einfluß kann nicht ein Mann von Fleiß und Thatkraft, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle sitzen, auf die Wohlfahrt seiner Umgebung und seines ganzen Landes ausüben! Er geht seinen Mitbürgern mit der That voran, er feuert Alles an durch sein glänzendes Beispiel, er dient Allen zum Vorbilde, dem fast mechanisch nachgelebt wird, er hilft an

hundert Stellen mit persönlichen Opfern, mit Rath und That nach, und allmählich erfüllen sich alle Menschen um ihn mit den Eingebungen seines Geistes. Die Armuth und Sittenverderbniß verschwindet aus der ganzen Gegend, und die Gewerbe und Geschäfte nehmen blühenden Aufschwung. Ein Mann von solcher Art war der bekannte Pfarrer Joh. Friedr. Oberlin. Dieser unvergeßliche Menschenfreund ward im Jahre 1740 zu Straßburg geboren und kam, bald nach Beendigung seiner theologischen Studien, nach dem Dorfe Waldbach im sogenannten Steinthale, einem im französischen Departement Oberrhein gelegenen Landstriche mit rauhem Klima und so magerm Boden, daß die 100 Familien, welche bei seiner Hinkunft das Thal bevölkerten, demselben kaum das zur Befriedigung der nöthigsten Lebensbedürfnisse Erforderliche abgewinnen konnten. Was that Oberlin?*) Ohne sich durch die überall aufstoßenden Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, richtete er bald nach Antritt seines Amtes sein Hauptaugenmerk auf Vermehrung der Bildung und des Wohlstandes seiner Gemeindemitglieder. Er fing damit an, für Veredelung der Bodenkultur Sorge zu tragen, ließ Sämereien kommen, führte Kleebau und Stallfütterung ein, beförderte, mit eigenem Beispiel vorangehend, den Obstbau, sorgte für Anlegung von fahrbaren Verbindungswegen zwischen den einzelnen Dörfern, ließ junge Leute in Straßburg die nöthigsten Handwerke lernen und schaffte auf eigene Kosten, bei einem Gehalte von kaum 300 Thalern, allerhand Arbeitswerkzeuge an, die er den Käufern auf Kredit gab. Die sämmtlichen Dörfern seines Kirchspiels erhielten Schulhäuser, und die nicht schulfähigen Kinder, deren Eltern außer dem Hause beschäftigt waren, wurden in eigens dazu errichteten Bewahranstalten von verständigen Frauen gepflegt, beschäftigt und vorgebildet. Es wurden auch für die Erwachsenen nützliche Bücher gedruckt und von Haus zu Haus in alle Dörfer geschickt. Als während der französischen Revolution sein Gehalt ausblieb, veranstalteten seine Pfarrkinder Sammlungen zu seinem Unterhalte; doch wurde in jener Schreckenszeit Oberlin's wohlthätige Wirksamkeit nicht unterbrochen, Gottesdienst und Schulunterricht hatten nach wie vor ihren Fortgang, und so kam es endlich dahin, daß die Bevölkerung des Thales sich von 100 Familien auf 5000 Seelen hob. Nachdem die Landwirthschaft nicht mehr zur Beschäftigung und Versorgung hinreichte, führte Oberlin das Strohflechten, die Baumwollenspinnerei und später auch die Weberei ein, und da die Bewohner des Steinthals trotzdem in große Bedrängniß geriethen, weil in einigen benachbarten Dörfern Maschinen eingeführt wurden, so half Oberlin der Noth dadurch

*) Man vergleiche Wigand's Konservations-Lexikon.

wieder ab, daß er den Fabrikanten Legrand von Basel — ein Freund Pestalozzi's und gleich ihm begeistert für Volkswohl und Volkserziehung — bewog, seine Bandmanufactur vom Oberrhein in's Steinthal zu verlegen. Als Oberlin durch Altersschwäche an der thätigen Fortsetzung seiner gemeinnützigen Bestrebungen gehindert wurde, füllte er seine Mußezeit mit schriftstellerischen Arbeiten aus. Er starb im Jahre 1826 und liegt zu Foudray begraben, wo ein Kreuz mit der sinnigen Inschrift: „Vater Oberlin," seine Ruhestätte anzeigt. Von einem solchen Manne gilt, was der große Geschichtschreiber Johannes von Müller in einer Gedächtnißrede auf einen großen Todten aussprach:

„Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beispiel gewährt, sind unzerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert allen Denen, die ihm nachahmen. Wenn eine solche Lobrede, wie die hier gehaltene, keiner Künste bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen aufzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben, dann ist die Weihe vollbracht, ein solcher Mann gehört, wie die unsterblichen Götter, nicht einem gewissen Land, nicht einem gewissen Volk — diese können veränderliche Schicksale haben — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde anfrecht zu erhalten."

Dreizehnter Abschnitt.

Der Charakter. — Der wahrhaft Gebildete.

Ein Mann wie Lessing thäte 'uns Noth; denn wodurch ist dieser so groß, als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen giebt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter!

Goethe bei Eckermann.

Mich dünkt, wer was rechts weiß, muß, muß — säh' ich nur'nmal einen, ich wollt'n wohl kennen, malen wollt' ich'n auch wohl mit dem hellen, heitern, ruhigen Auge, mit dem stillen, großen Bewußtsein. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten Andere verachten und fegen.

Matthias Claudius,
der Wandsbecker Bote.

Das höchste Ziel menschlichen Strebens, die Krone und Blüthe des Lebens ist: ein sittlich guter Charakter. Er ist das edelste, eigenste und menschlichste Besitzthum des Menschen, welches Dem, der es hat, einen Platz in den Reihen Derer vom Menschen- und Gesinnungsadel anweist, zu dem nur die Geprüftesten und Besten eines Volkes gehören; er ist die Zierde und Weihe jeder Lebensstellung, und jeder Mensch wie jeder Beruf erhält durch ihn erst seinen wahren Werth. Er übt eine mächtigere Herrschaft über die Gemüther aus, als Reichthum oder äußere Würden, und der Zauber, der von ihm unwiderstehlich ausgeht, bringt heiligende, tiefe und bleibende Folgen hervor; denn er wurzelt in bewährter Ehrenhaftigkeit, Willenstüchtigkeit und Wahrhaftigkeit, — Eigenschaften, die vielleicht mehr als alle übrigen das allgemeine Vertrauen und Wohlwollen an sich fesseln.

Charakter ist in der sittlichen Welt, was in der physischen das Knochengebäude. Ein fester Wille, der indeß dem Sittengesetze, wie es als Gewissen in der Menschenbrust lebt, gehorcht, ist der Stoff, aus dem dies Knochengerüst der sittlichen Welt gemacht. Menschen von Charakter sind nicht nur die getreuen Eckharde der bürgerlichen Gesellschaft, sondern in jedem wohlregierten Staate sind sie dessen beste bewegende und stützende Kraft; denn die Welt wird im Grunde durch sittliche Eigenschaften regiert. Die Macht, die Freiheit, die Rechtssicherheit der Völker — alles beruht auf dem persönlichen Charakter. Gesetze und Verfassungen (Konstitutionen) sind zunächst nur Erzeugnisse desselben, beeinflussen und bestimmen dann aber wieder rückwirkend dessen Bildung. Der Freiherr von Stein, einer der größten öffentlichen Charaktere, von denen die Geschichte erzählt, schrieb an den Grafen Arnim, als dieser ihm seine Absicht, sich dem Staatsdienst zuzuwenden, mitgetheilt hatte, unter andern diese denkwürdigen Worte, die sich alle angehenden deutschen Staatsmänner tief in's Herz schreiben mögen:

„Religiöse Sittlichkeit und Vaterlandsliebe sind die einzigen nicht zu erschütternden Träger des Charakters; ihrer Entwickelung und Befestigung bedarf der Mann, der sich für höhere Stellen bestimmt und sie erreicht, noch mehr als der, so sich in den einfachen Verhältnissen des Privatlebens bewegt, und er ist daher durch seine Bestimmung gebieterisch aufgefordert, auf jene Zwecke seine ganze Aufmerksamkeit zu richten. In großen Situationen (Lagen) entscheidet Charakter mehr als Geist und Wissen; man kann Anderer Geist und Wissen benutzen, aber den Charakter eines Andern kann man sich nicht aneignen, wohl sich mit Aufhebung aller Selbstständigkeit unterwerfen. ... die vollkommene geistige und sittliche Bildung eines Volkes besteht in der Bildung des einzelnen Menschen, in der politischen Entwickelung des ganzen Staates zur politisch gesetzlichen Freiheit. Diese ist in Deutschland noch höchst unvollkommen und daher entsteht in dem deutschen Charakter und Geist eine Lücke und Lähmung, die nur freie Institutionen (Einrichtungen) und das öffentliche Leben, nicht die Schule allein, zu beseitigen vermögen."

Mögen die Fähigkeiten eines Menschen nun beschränkt, sein Wissen unbedeutend, sein Wohlstand gering sein; er wird nichts desto weniger, wenn sein Charakter von bewährter Güte ist, Glück und Segen um sich verbreiten, wo er auch stehe und wirke. Man lernt, wie Goethe sagt, überall von Dem, den man achtet und liebt, und wem sonst könnte, möchte man wohl seine Achtung und Liebe dauernd zuwenden, als dem Inhaber eines guten Charakters? Der Charakter — wir sprechen natürlich nur von dem

guten Charakter, der böse (einen völlig bösen giebt es nicht, also keinen Teufel, so wenig wie einen vollendeten Engel in Menschengestalt) verdammt sich selbst, — der Charakter ist überall das Entscheidende und eigentlich Wirkende. Selbst das größte Talent erreicht ohne Charakter nimmer seine höchste Ausbildung. „Wenn ein guter Mensch mit Talent begabt ist," sagte Goethe,*) „so wird er immer zum Heil der Welt sittlich wirken, sei es als Künstler, Naturforscher, Dichter oder was alles sonst." Und an anderer Stelle:**) „Der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents.... der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von Allen so hoch gestellt wird." Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen Charakter so liebenswürdig war, wie seine Begabung als Tonsetzer bedeutend, schrieb in demselben Sinne an einen Freund:***) „Sie wissen, wie lieb ich Sie gewonnen habe und wie ich Ihr Talent und Ihren Charakter gleich hoch halte und achte. Und man weiß wirklich nicht, welches von beiden man in jetziger Zeit für wichtiger halten soll; ohne Talent geht's nicht, aber ohne Charakter auch eben nicht, das sieht man ja Tag für Tag an den schönsten Talenten, die alle Erwartungen erregten und doch nichts zu Stande bringen. Gebe Ihnen der Himmel eine fortdauernde Entwickelung der beiden, oder vielmehr geben Sie selbst sich Alles das, denn der Himmel kann nicht mehr thun, als zu alle Dem die Keime und Anlagen geben; das Uebrige ist dann eines Jeden eigene Sache und Verantwortlichkeit." Benjamin Franklin leitete seine großen Erfolge im öffentlichen Leben nicht aus seinen Talenten, nicht aus seiner Beredtsamkeit — denn diese wie jene waren nicht außerordentlicher Art — sondern aus der allgemein bekannten Rechtschaffenheit seines Charakters ab. „Daher kam es," sagte er, „daß ich bei meinen Mitbürgern so hohes Ansehen genoß. Ich war nur ein mittelmäßiger Redner, besaß durchaus keine Beredsamkeit, war oftmals unsicher in der Wahl meiner Ausdrücke, nicht einmal immer korrekt im Gebrauch der Sprache, und doch erreichte ich meistens was ich erreichen wollte."

Daß Charakter Macht ist, gilt in einem viel höhern Sinne, als daß Wissen Macht ist. Geist ohne Gemüth, Klugheit ohne Herzensgüte, sind auch Mächte, aber selten wohlthätige Mächte des Friedens, sondern weit eher unheilvolle der Zerstörung. —

---

*) Gespräche, Bd. 2, 63.
**) Gespräche, Bd. 1. 141.
***) Briefe aus den Jahre 1833—1847, 155.

Wahrhaftigkeit, Rechtschaffenheit und Herzensgüte — das sind die wahren Grundpfeiler des männlichen Charakters. Diese Eigenschaften, auf der Unterlage eines tüchtigen, edlen Willens ruhend, geben ihrem Inhaber eine unüberwindliche Seelengröße. Er ist stark, das Gute zu thun, stark, dem Bösen zu widerstehen, und stark, seine Standhaftigkeit zu bewahren unter Leiden und Schwierigkeiten. Er schmeichelt nicht, sein Wesen ist still, schlicht, oft rauh, er handelt überall nach Recht und Wahrheit, und wandelt mit ruhiger, fester Würde die Bahn der Pflicht. Einen solchen heldenhaften Charakter besaß unser trefflicher Seume. Er genoß nie Das, was man ein „behagliches Glück" nennt, sein ganzes Leben war ein anhaltender Kampf mit der Ungunst des Schicksals, in halber Armuth und Dürftigkeit ward er geboren, wuchs er auf, lebte er bis ans Ende seiner Tage; zweimal — in Amerika und in Polen — mußte der „Spaziergänger von Syrakus," der den größten Theil von Europa zu Fuß durchwanderte, gezwungen gegen die Freiheit fechten, die in ihm einen treuesten Vorkämpfer besaß; eine Geliebte zerriß sein Gemüth durch ihre Untreue, er erlebte mit blutendem Herzen des Vaterlandes tiefste Schmach, und schloß die lebensmüden, schmerzverdüsterten Augen, bevor diese gesühnt war. Aber kein noch so namenloser Jammer, kein noch so schwerer Schicksalschlag war im Stande, seine Grundsätze zu erschüttern oder seinen rücksichtslosen Wahrheitsmuth abzuschwächen. Alle seine Schriften tragen den Stempel seines biedern, freimüthigen, in der Liebe für der Menschheit höchste Güter zartfühlenden und jeder Aufopferung fähigen, in seinem Haß gegen alles Schändliche und Niederträchtige unversöhnlich bitteren Geistes. In der mit glühender Liebe für Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Vaterland und mit offenem Bekenntniß der deutschen Jämmerlichkeit niedergeschriebenen Vorrede zu „Mein Sommer" (1805) heißt es u. A.: „Der Mensch braucht durchaus nichts, als sich selbst, um Wahrheit zu sehen, nichts als seine eigene Kraft, um ihr zu folgen, und nur seinen eigenen Muth, um dadurch so viel Glückseligkeit zu erlangen, als seine Natur ihm gewähren kann.... Hunderte, Tausende denken wie ich; aber Niemand hat vielleicht die Pflicht oder die Gelegenheit, es öffentlich zu sagen. Wenn man mich nach meinem Berufe dazu fragt, so ist die Antwort: „Ich bin ein Mensch. ein freier Mann, glaube vernünftig zu sein und will allen meinen Mitbrüdern ohne Ausschluß gleich wohl. Dessen bin ich mir so innig und fest und wohlthätig bewußt, daß ich dafür mein Haupt ohne Reue auf den Block legen würde. Stürmen will ich nicht, aber offen sagen, wo ich glaube, daß die Krankheit liegt.... Ich will mit tiefem Trauergefühl als deutscher Mann noch ein Wort sprechen — weil ich will und Fug habe. Beherzige man

es, oder beherzige man es nicht, ich habe dabei nichts zu verlieren. Nur höchstens meinen Kopf, und dieser fängt an grau zu werden und wird mir täglich entbehrlicher. Tausende müssen ihn mit wenigem Sinn täglich wagen für die Grille eines einzigen, den Wink eines Despoten, das Nicken seines Lieblingshandlagers, vielleicht für den Unterrock seiner Maitresse; ein unbefangener Mann wird ihn doch also wagen dürfen für das, was er nach seiner Ueberzeugung für Wahrheit hält.... Es ist mir seit einiger Zeit ein etwas trauriger Gedanke, ein Deutscher zu sein, und doch möchte ich wieder meine väterliche Nation mit keiner andern vertauschen. Wir haben seit Karl dem Großen in unserm Vaterlande ein so sonderbares Gemisch von Halbgerechtigkeit, Halbfreiheit, Halbvernunft und überhaupt von Halbexistenz gehabt, daß sich die Fremden bei näherer Einsicht schon oft gewundert haben, wie wir noch so lange politisch lebten.... Wo keine Gemeinheit ist, ist kein Gemeinsinn. Gemeinheit des Rechts ist ein göttlicher Gedanke, vielleicht der schönste, den wir haben, nur Sklavensinn und Despotensucht können Verachtung darauf werfen. Alle wollen nur genießen, und Niemand will thun. Jeder bürdet dem Andern auf, keine allgemeine Uebereinstimmung zum Guten, kein thätiges Mitwirken zum Gemeinwohl! Die Feinde sind nur stark durch unsere physische und moralische Schwäche, die unsere Schuld ist. Ueberall ist unter dem Volke grobe, schmutzige Selbstsucht. Unter unseren Fürsten herrscht Mißtrauen, einer freut sich über das Unglück des andern, wird ohnmächtiger durch Trennung, greift unüberlegt nach jedem kleinlichen Vortheil des Augenblicks, und bringt endlich sich und die Nation an den Rand des Verderbens. Ein Einziger (Napoleon) ist jetzt Diktator von Europa, der vor funfzehn Jahren nur eben Zutritt in das Vorzimmer der dummstolzen Minister hatte. So geht es, wenn Männer die Sache betreiben, und so geht es, wenn Knaben stehen, wo Männer stehen sollten. Wir sind, wenn wir so fortfahren, in Gefahr, weggewischt zu werden.... Wollen wir dem einbrechenden Verderben Widerstand thun, so müssen wir es mit der gesammten Kraft Alle thun. Jede Ausnahme ist zweckwidrig und Nationalsünde. — —" Seume hat wie ein Seher gesprochen. Ein Jahr später war ganz Preußen unter das Joch Frankreichs gebeugt, — und Deutschland wurde frei, als die gemeinsame Noth es vorübergehend einig machte;

Einigkeit nur machet stark,
Giebt dem Volk das rechte Mark!
Nur verbunden, treu und bieder,
Schmettern wir die Feinde nieder.

Harmonie in Wort und That ist einem Charakter so wesentlich

eigen, wie dem Feuer Rauch, Wärme und Licht. Der Mensch sei das wirklich und wahrhaftig, was er zu sein scheint oder vorgiebt. Als einst ein Amerikaner an den edlen Menschenfreund Granville Sharp schrieb, daß er aus Achtung vor seinen großen Tugenden einen seiner Söhne nach ihm genannt habe, erwiderte ihm Sharp: „Ich muß Sie bitten, Ihrem Sohne den leitenden Grundsatz der Familie einzuprägen, deren Namen Sie ihm gegeben haben: Bemühe Dich stets, das wirklich zu sein, was Du zu sein scheinen möchtest. Dieser Grundsatz wurde, wie mir mein Vater erzählte, treu und gewissenhaft von seinem Vater befolgt, dessen Wahrheitsliebe, als eines schlichten und ehrlichen Mannes, als ein Grundzug in den Charakter des Sohnes überging und sich, wie ein rother Faden, durch alle Handlungen seines Lebens zog."

Der wahre Charakter thut das, nach seiner Ueberzeugung, Rechte, gleichviel ob er sich beobachtet weiß oder nicht. Jener Knabe war auf dem rechten Wege, ein tüchtiger Charakter zu werden, der auf die Frage, warum er nicht einige Birnen eingesteckt habe, da doch kein Mensch es gesehen haben würde, zur Antwort gab: „Freilich würde es Jemand gesehen haben, ich selbst war ja da, und niemals möchte ich mich selbst etwas Unrechtes thun sehen." Dieses einfache und doch so beredte Beispiel veranschaulicht treffend, welch' wohlthätige Herrschaft Gewissen und gute Grundsätze über die Entschlüsse und Handlungen des Menschen ausüben. Ohne diesen inneren Mahner und Wegweiser hat die Seele nicht Halt noch Steuer, sondern ist jeder Versuchung schutzlos preisgegeben. Und wehe, wenn seine warnende Stimme überhört wird, denn keine Uebertretung des Sittengesetzes, keine niedrige, unehrliche oder ehrlose That, wie geringfügig sie auch an sich sei, bleibt ohne entsittlichende Folge: „Jede Schuld rächt sich auf Erden" (Goethe). Es kommt Nichts darauf an, ob die That gelang oder nicht gelang, ob sie entdeckt wurde oder verborgen blieb: der Mensch ist, nach dem Fehltritt, ein Anderer, ein Gesunkener; — er hat einen sittlichen Rückschritt gethan. Fortan fühlt er sich geängstigt durch geheime Unruhe, verfolgt von stillen Vorwürfen, verurtheilt von seinem innern Richter, dem beleidigten Gewissen.

Und hier möge darauf hingewiesen werden, wie wesentlich die Charakterbildung durch Befestigung in guten Gewohnheiten gefördert wird. Gewohnheit, sagt das Sprüchwort, ist die andere Natur. Alles wird leicht durch Gewohnheit, und schlimme wie gute Eigenschaften sind in der Regel nur die Frucht von Angewöhnungen. Gewöhne Dich an Mäßigkeit, und Du wirst die Ausschweifung verabscheuen, an weise Vorsicht, und das gedankenlose Flatterleben des Leichtsinnigen wird Dich mit Ekel erfüllen.

Man kann daher nicht eindringlich genug zur schärfsten Wachsamkeit gegen das Einschleichen schlechter Gewohnheiten auffordern, denn der Charakter ist immer in dem Punkt am schwächsten, wo er einmal nachgegeben hat, und es dauert lange, bis ein erschütterter Grundsatz wieder so wurzelfest geworden ist, wie ein anderer, der niemals geschwankt hat. Ein russischer Schriftsteller bemerkt ebenso schön wie wahr, daß Gewohnheiten einer Perlenschnur gleichen: löse den Knoten, und das Ganze fällt auseinander. Wo sich die Gewohnheit einmal gebildet und festgesetzt hat, erfolgen ihre Wirkungen unwillkürlich und ohne alle Anstrengung; aber versuche es Einer, ihr entgegen zu handeln, und er wird sich wundern, zu welcher Macht sie ganz im Stillen erstarkt ist. Die häufige Wiederholung einer Handlung entwickelt erst Neigung, dann Fertigkeit, und endlich ein gebieterisches Bedürfniß. Anfänglich scheint die Gewohnheit kaum mehr Widerstandskraft zu besitzen, als ein Spinngewebe; aber einmal eingewurzelt, fesselt sie wie mit eisernen Ketten:

> „Neigung besiegen ist schwer, gesellet sich aber Gewohnheit
> Wurzelnd, allmählich dazu, unüberwindlich ist sie.“
>
> (Goethe.)

Fleiß, Ordnung, Ehrlichkeit, Selbstachtung u. dgl. sind weniger Sache der Ueberzeugung, als der Gewohnheit. Das Kind handelt nicht nach Gründen der Ueberlegung, es ahmt nach, was es sieht, es spricht nach, was es hört, es gewöhnt sich, leise und unbewußt, eine gewisse Art zu fühlen, zu denken, zu sprechen, zu handeln an, die eben seine Eigenart, sein Charakter wird. Die Jugenderziehung kann darum schwerlich ein zu großes Gewicht auf die Bildung guter Gewohnheiten legen. Das Kindergemüth ist der dankbarste, weil empfänglichste Boden für ihre Aussaat, wie Buchstaben, die man in die Rinde eines jungen Baumes schneidet, wachsen sie und erweitern sich mit den Jahren. Jung gewohnt, alt gethan. In dem Anfang ruht das Ende, die ersten Schritte auf der Lebensbahn bestimmen Richtung und Ziel der ganzen Reise. Je fester sich die Gewohnheit in der Seele einnistet, und je weiter die Charakterbildung fortschreitet, je schwerer wird das Verlassen des gewohnten Weges und das Betreten eines neuen. Es ist darum oft weit leichter, etwas Neues zu erlernen, als etwas schon Angenommenes zu verlernen; und jener Musiklehrer hatte daher nicht Unrecht, welcher den Schülern, die bisher nur mittelmäßigen Unterricht empfangen, das doppelte Honorar anrechnete. Alte Gewohnheiten mit der Wurzel auszureißen, ist gar oft eine viel schmerzlichere Operation, als das Ausziehen eines Zahnes. Versuche es, einen gewohnheitsmäßig trägen oder leichtsinnigen oder liederlichen Menschen zu bessern, und Du wirst finden, daß das eine sehr undankbare Auf-

gabe ist, daß Deine redlichsten und unverdrossensten Bemühungen in den meisten Fällen fruchtlos bleiben, oder höchstens nur vorübergehend Wandel schaffen werden. Denn in jedem dieser Fälle hat sich die Gewohnheit, durch die Länge der Zeit, so innig mit dem Leben verwoben, daß sie häufig nur mit diesem selbst zu wirken aufhört. „In der Gewohnheit," sagt Goethe, „ruht das einzige Behagen des Menschen. Selbst das Unangenehme, woran wir uns gewöhnen, vermissen wir ungern."

Frohsinn und Heiterkeit sogar können zur Gewohnheit werden. Es giebt Menschen, die gewohnt sind, alle Dinge von der vortheilhaftesten, der Lichtseite, zu betrachten, und andere wieder, die sich gewöhnt haben, Alles von der ungünstigsten, der Nachtseite aufzufassen. Lessing sagte von sich, „daß er die besondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken, und daß er darauf stolzer sei, als auf alles, was er wisse und könne; denn nichts könne uns mit der Welt zufriedener machen, als diese Gabe." Und — Hand auf's Herz! — wir besitzen, wenn wir anders redlich wollen, mehr oder weniger Alle die Kraft, den Willen so zu üben und zu gewöhnen, daß er unsere Gedanken vorzugsweise auf solche Gegenstände richtet, die uns ihrer Natur nach erfreuen und beglücken, statt auf solche, die das Gegentheil bewirken. Es ist kein Unglück so groß, in welchem sich, bei vorurtheilsfreier Prüfung, nicht wenigstens eine Anknüpfung des Trostes und der Ermunterung fände. Zschokke schrieb an einen Freund die folgenden wahrhaft erhebenden Worte: „Ich fühlte mich einst wie Sie Sich, und zwar manches Jahr. Ich war unglücklich bei reinem Gewissen und gesundem Körper. Ich sah mehr Leiden im Leben als Lust. Lange glaubte ich, die Schuld liege an meinem Schicksal, nicht an mir. Es kam mir vor, als hange sich ein Verderben an Alles, was ich mit Vorliebe umfaßte. Hintennach kam mir der Gedanke, die Schuld könne auch wohl an meinem Eigensinn, an meinem kindlichen Unmuth liegen, daß Welt und Leben sich nicht nach meiner Individualität richten möchten. Ich ward argwöhnisch gegen mich, war in meinen 20er Jahren. In wahrhafter Verzweiflung beschloß ich, es koste was es wolle, einen stoischen Gleichmuth in mir zu erzwingen, von Menschen keine Liebe, vom Glück keine Gunst, von der Welt keine Anerkennung zu hoffen, vom Schicksal aber auch keine Schläge, selbst den härtesten nicht zu fürchten. In diesem Sinne übte ich mich auf alle Weise Jahre lang. Ich suchte meine Freude gerade in der Verarmung an den Freuden; ich nahm die Blume, die mir der Tag zuwarf, stillgenießend, aber sagte mir: sie welkt bald; ich ließ mich von den Dornen des Tages verwunden und sagte mir: gleichviel die Wunde heilt bald. Ich hing mich an nichts mit zu großer In-

nigkeit, wollte meine Gleichmüthigkeit für nichts hinopfern, wollte nur leiblich gesund, geistig hell, persönlich von allen Menschen und ihrer Huld und ihrem Urtheile unabhängig sein, zufrieden, wenn ich das Nothdürftigste hätte. — Es gelang mir. Siehe da, statt von den vermeinten Leiden des Lebens besiegt zu werden, war ich der Sieger über Welt und Schicksal geworden; ich ward es noch mehr, als ich mir alles im Leben dadurch vergoldete, daß ich nur an Tugend glaubte, daß ich die Sünde, wie bei mir, so in Allen, für Verirrung erkannte, daß ich jedem Uebel eine schöne Seite abgewann, selbst mit Gefahr, mich zu täuschen, daß ich nicht Andere mehr nach ihren Fehlern, sondern nach ihren möglichen guten Eigenschaften behandelte. Von da an ward ich ein glücklicher Mensch; mir ward mehr Freude, als ich verdiente. Ich fühlte weniger Schmerzen, weil bei meiner Resignation (Ergebung) ich nicht mehr sehr zu verwunden war. Sehen Sie, Lieber, ich spreche zu Ihnen wie ein Bruder; ich bin glücklich heut' noch, werden Sie es auch. Es kann kein Mensch elend sein, wenn er es nicht sein will." *)

Gleich wie das Tageslicht durch kleine Löchelchen gesehen werden kann, so geben Kleinigkeiten einen Einblick in den Charakter eines Menschen. Denn das ganze Leben besteht aus unendlich vielen, unter einander in Bezug und Zusammenhang stehenden, kleinen Handlungen, die sammt und sonders vom Charakter ausgehen und den Stempel desselben an der Stirne tragen. „Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter (Goethe)." Ein untrügliches Merkzeichen des Charakters ist die Art und Weise, wie wir uns gegen Andere betragen. Ein edles, liebenswürdiges, herzgewinnendes Benehmen gegen Jedermann, sei er vornehmer oder geringer, reicher oder ärmer, als wir, liefert den Beweis, daß wir selbst von dem Geist der Menschenwürde beseelt sind, die wir dadurch in unsern Mitmenschen ehren wollen. Wie freundlich werden Alle, die mit uns in Berührung treten, von dieser Achtung vor ihrer Persönlichkeit angemuthet! wie viel Freude und Gewinn ziehen wir selbst daraus! Jeder, der ehrlich seine Pflicht zu erfüllen trachtet, hat ein Recht auf Achtung. Besser würde es bei erhöhter gegenseitiger Werthschätzung um die einzelnen Menschen, besser um die Mehrzahl der regierenden Herren stehen, wenn sie ihren Völkern mit größerer Rücksicht und Achtung entgegenkommen wollten. Sein Betragen gegen Dritte so zu veredeln, daß es zum Wohlverhalten wird, ist, bei einigem Aufpassen auf sich selbst, so ziemlich Jedem möglich, und Jeder, der den Willen dazu hat, kann höflich und gütig sein, auch wenn er keinen Groschen im

*) Bisher noch ungedruckt.

Vermögen besitzt. Ein bescheidenes, gesittetes Auftreten im Umgang mit Menschen wirkt wie das geräuschlose Walten des Lichts, welches die ganze Natur in Farben kleidet; man kommt unendlich viel weiter damit, als mit Ungestümheit, vorlautem Wesen oder Gewalt. Ruhig und unwiderstehlich bahnt es sich seinen Weg, wie die Narcisse im Frühling, welche die schwere Erdscholle lüftet und zur Seite drängt, durch die stille Beharrlichkeit ihres Wachsthums.

Sitten und Bräuche, die Kundgebungen des Privat- und Volks-Charakters, haben größere Wichtigkeit als Gesetze, die sich erst aus ihnen entwickelt haben. Das Gesetz berührt uns nur hier und da einmal, während die Sitte die bürgerliche Gesellschaft, wie die Luft, die wir einathmen, durchdringt. Je höher die Bildung, desto gesitteter der Einzelne und die Völker. Gute Sitten sind nichts mehr und nichts weniger als gutes Betragen, ihr Ausdruck ist Höflichkeit und Güte. Nur insoweit der gegenseitige Verkehr unter menschlichen Wesen sich auf dem Boden des Wohlwollens bewegt, kann derselbe vortheilhaft und erfreulich zugleich sein. „Erobert Herzen," sagte Lord Burleigh zur Königin Elisabeth, „und Euer sind die Herzen und Börsen aller Menschen." Höflichkeit ist die wohlfeilste Sache von der Welt, und um höflich zu sein, bedarf es nur des allergeringsten Aufwandes von Mühe und Selbstaufopferung. Wer fühlte sich nicht angenehm berührt durch ein artiges Entgegenkommen, und widerwärtig durch Grobheit und Anmaßung? Wenn wir nur immer frei von Gespreiztheit und Künstelei, natürlich, wahr, freundlich uns geben wollten, der gute Einfluß auf das Behagen und die Glückseligkeit in allen Kreisen der Gesellschaft wäre unberechenbar. Jene kleinen Artigkeiten und Gefälligkeiten, die dem Leben so viel Reiz, Abwechselung und Erleichterung geben, mögen, einzeln betrachtet, wenig zu bedeuten scheinen, und doch sind sie, schon als Ausflüsse des sittlichen Theils im Menschen, des Charakters, bedeutungsvoll, und durch Wiederholung und Anhäufung werden sie uns mit der Zeit außerordentlich wichtig. Sie gleichen den müßigen Augenblicken oder dem täglichen Groschen, welche sprüchwörtlich, im Laufe eines Jahres oder eines Lebens so großartige Ergebnisse liefern. Goethe sagt: „Es giebt kein Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte."

Die Bildung in den Umgangssitten — obgleich läppisch und närrisch, wenn übertrieben — ist für Jeden, der Veranlassung, mit Andern geschäftlich verkehren, hat, eine Sache der Nothwendigkeit. Gute Lebensart mag selbst oder vielleicht gerade in den

höchsten Stellungen und Wirkungskreisen als eine wesentliche Voraussetzung des Erfolges angesehen werden; denn gar oft schon hat der Mangel derselben die Früchte der fleißigsten und redlichsten Anstrengung ganz oder theilweise vernichtet. Es giebt gewiß überall einige wenige Menschen, die gutmüthig und nachsichtig genug sind, sich über die Härten und Ecken eines Charakters hinweg zu setzen und nur auf dessen inneren Werth zu sehen; aber im Großen und Ganzen ist die Welt nicht so duldsam, sondern bildet sich das Für und Gegen ihrer Urtheile und Neigungen unwillkürlich nach Maßgabe des äußeren Verhaltens. Das Unangenehme einer Sache kann wesentlich abgeschwächt, das Angenehme wesentlich gehoben werden durch ein den Personen und Verhältnissen angepaßtes, rücksichtsvolles, taktvoll freundliches Benehmen. Was mit sichtbarer Verdrossenheit gethan wird oder wie ein Akt der Herablassung aussieht, drückt oder beleidigt. Und doch giebt es wunderliche Käuze von Menschen, die sich auf ihr schroffes, „schnurrbärtiges" Wesen noch obendrein etwas zu Gute thun, und, bei allen inneren Vorzügen, die sie vielleicht besitzen, doch fast unerträglich sind und in einem ewigen kleinen Kriege mit ihrer Umgebung leben. Solche Menschen lieben es, Denen, die eine geringere gesellschaftliche Stellung als sie selbst einnehmen und einzunehmen scheinen, ihr eingebildetes Uebergewicht, ihre geträumte Größe bei jeder Gelegenheit so recht fühlbar zu machen, ziehen sich jedoch ganz still zurück, sobald sie merken, daß sie an den Unrechten gekommen sind. Arndt erzählt einen prächtigen Fall dieser Art aus dem Jahre 1812. „Ich sitze," schreibt er, „bestäubt an Lenden und Füßen an einem Schöppchen Ungarischen, zwei . . . .sche Officiere mit wehenden Federn auf dem Hute kommen auf schönen Pferden, einen Diener hinter sich, angaloppirt, befehlen Wein und Brod und beginnen mich als Handwerksburschen mit vornehmen Fragen nnd Einfällen zu foppen. Ich bin (d. h. stelle mich) sehr dumm und lasse mir die kavalierige Fopperei gefallen. Antworten tief unter dem Handwerksburschen, Spaß und Gelächter — aber allmählich zieh' ich die Handschuh aus und verwandle Ton und Sprache, und die Herren fangen an verlegen zu werden, mich und sich anzugucken — o du Fußwandererglückseligkeit! o du göttliche Freiheit und Gleichheit des Lebens auf der Landstraße, wo man Alles und Nichts ist! o du mein tapferer Vater, der mir diese tüchtigen Beine angedrechselt hat!"

Eine sehr wichtige Art, Rücksicht und Artigkeit zu üben, ist, die Meinung Anderer zu achten. Man hat gesagt, daß Rechthaberei nichts Anderes sei, als ausgebildete Gemeinheit oder Frechheit, und sicherlich ist die schlimmste Form, in welcher sich jene Eigenschaft äußern kann, diejenige des Starrsinns oder

Hochmuths. In der Regel geringschätzen Solche die Meinung Anderer, welche eine zu hohe Meinung von sich selbst haben. Möchten die Menschen doch das Recht der Meinungsverschiedenheit anerkennen und gelten lassen, und, wenn diese eintritt, milde und liebreich urtheilen; denn jeder Mensch hat ein Recht, seinen eigenen Glauben, seine Meinung zu haben, und Achtung vor seinen mühsam und redlich erworbenen Ansichten und Ueberzeugungen zu verlangen. In Dingen des Glaubens, wo es eine feststehende Gewißheit nicht giebt, befolge man den großen Ausspruch Friedrich des Großen und lasse Jeden „auf seine Façon" selig werden; denn „wenn man's bei Licht besieht, so hat doch Jeder seine eigene Religion (Goethe)." Wo aber ein Irrthum wirklich vorliegt oder vorzuliegen scheint, wo eine Berichtigung oder Belehrung am Platze ist, da gehe man, wenn man nicht zu verletzen, sondern zu nützen wünscht, behutsam und ruhig zu Werke, behaupte nicht unbedingt, spreche nicht schroff ab, sondern zeige, daß jedes Wort von Achtung, Theilnahme, Wahrheitsliebe eingegeben ist, und trage seine Auseinandersetzungen demgemäß in einem freundlichen, gebildeten, und unter Umständen sogar herzlichen Tone vor. Durch hastiges und liebloses Absprechen verschließt man sich die Ohren und Herzen seiner Zuhörer, und man vergesse nie, daß es Verhältnisse giebt, wo Worte gleich Dolchstichen sind, und Wunden beibringen, die durch's ganze Leben nachbluten. Benjamin Franklin gewöhnte sich seit seiner Jugend daran, niemals, wenn er eine Meinung äußerte, sich solcher Worte wie gewiß, unzweifelhaft, unstreitig zu bedienen; „lieber sagte ich: ich stelle mir vor, ich vermuthe, es scheint mir, daß sich die Sache aus diesen oder jenen Gründen so oder so verhält; oder: wenn ich recht berichtet bin, so ist es so. Diese Gewohnheit hat mir, nach meiner Ueberzeugung, außerordentlich genützt."

Die natürliche Höflichkeit oder Sittenanmuth, welche aus Herzensgüte und einem rechtschaffenen Bewußtsein entspringt, ist nicht das Vorrecht irgend eines Standes oder einer Stellung. Der schlichte Handwerker kann sie so gut besitzen, wie der Prediger oder der Minister. Vom höchsten bis zum geringsten, vom reichsten bis herab zum ärmsten, keinem Stande, keinem Berufe hat die Natur ihre schönste Gabe vorenthalten — das große Herz. Es hat noch niemals einen Gentleman, d. h. einen wahrhaft Gebildeten, gegeben, der nicht ein großes Herz besaß, und dieses klopft so gut unter dem härenen Gewande des Bauern, wie unter dem besternten Rocke eines Fürsten. Nicht der Blutstropfen adelt, sondern allein die Gesinnung, und Kleider machen nur in den Augen der Einfältigen und Narren Leute. Der

Bischof Eylert erzählt*) aus dem Leben der gefeierten Königin Louise: „Bei einer großen Hofhaltung in Magdeburg wurde ihr die noch ganz unbekannte, seit Kurzem erst verheirathete Gemahlin des damaligen Majors von N., die Tochter eines hochgeachteten, reichen Kaufmanns in Magdeburg (also bürgerlicher Abkunft), vorgestellt. Die Königin, unbekannt mit diesen Verhältnissen, fragte unbefangen die noch nie gesehene junge Frau: „Was sind Sie für eine Geborene?" Und ängstlich und verlegen in dieser hohen, ihr bis dahin ganz fremden Sphäre, zum ersten Male vor einer Königin stehend, antwortete kaum hörbar die beklommene junge Frau mit zitternder Stimme:

„„Ach! Ihro Majestät — ich bin gar keine Geborene."" Ein höhnendes Lächeln zuckte auf den Gesichtern der meisten andern Damen, und eine machte sogar, wenn auch leise, eine spöttische Bemerkung über die gegebene Antwort. Die Königin hörte dies, hob ihr schönes, lockiges, mit königlichem Stirnbande geschmücktes Haupt, und in hervorragender Gestalt heiter um sich her schauend, sprach sie, allen im großen Audienzsaale Umherstehenden hörbar:

„„Ei! Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satyrisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdrucke „von Geburt sein," wenn damit ein angeborner Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein oder von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienste auszeichneten, wer wollte das nicht ehren! Aber dies findet man, Gottlob! in allen Ständen, aus den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter hervorgegangen. Aeußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, für's Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen, und wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur allein im Herzen liegt.""

William und Charles Grant waren die Söhne eines Landmannes in der englischen Grafschaft Inverneß, dem eine plötzliche Ueberfluthung Alles nahm, sogar das Land, welches er beackerte. Also brach er mit seinen Söhnen auf, um Beschäftigung zu suchen, und die Drei zogen gen Süden, bis sie in die

---

*) In seinen „Charakterzügen und historischen Fragmenten aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III.

Nähe der Stadt Bury in der Grafschaft Lancaster kamen. Auf einer Anhöhe hielten sie Umschau in der weiten Landschaft, welche zu ihren Füßen ausgebreitet lag. Sie waren Fremde in dieser Gegend und wußten nicht, welche Richtung sie einschlagen sollten. Um diese festzustellen, ward beschlossen, einen Stock in die Höhe zu werfen, und dorthin die Schritte zu lenken, wohin derselbe zeigen werde. Dies geschah, und sie setzten nun ihre Wanderungen fort, bis sie das nahgelegene Dorf Ramsbotham erreichten. Sie fanden hier Beschäftigung in einer Kattundruckerei, und erwarben sich durch ihren Fleiß, ihre Mäßigkeit und strenge Rechtschaffenheit die Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten. Sie arbeiteten mit Lust und Anstrengung, stiegen von Stufe zu Stufe, bis die beiden Söhne endlich selbst Fabrikherren wurden, und nachdem sie viele Jahre fleißig, unternehmend, treu geschafft hatten, wurden sie sehr reich, und Alle, die sie kannten, ehrten und achteten sie. Ihre Baumwollenspinnereien und Kattundruckereien beschäftigten eine große Menge Menschen, die Früchte ihrer Thätigkeit verbreiteten sich über die ganze Gegend und erfüllten sie mit Betriebsamkeit, Frohsinn, Gesundheit und Wohlstand. Sie machten den liberalsten Gebrauch von ihren Reichthümern, gründeten Schulen, errichteten Kirchen und förderten auf alle Weise das Wohlergehen der Klasse von Arbeitern, aus welcher sie selbst hervorgegangen waren. Man pries weit und breit die Gebrüder Grant wegen ihrer Wohlthätigkeit und wegen des mannigfachen Guten, das von ihnen ausging. Einst geschah es, daß ein Magazinverwalter in Manchester eine sehr gehässige Schmähschrift (Pasquill) gegen die Firma der Gebrüder Grant veröffentlichte, worin er den älteren, William, unter den Namen „Billy Button“ — wörtlich „Wili Knopf“ — verspottete. William erhielt Kenntniß von dem Inhalt der Schmähschrift und bemerkte darauf, daß der Mann noch einst bereuen werde, was er gethan. „Oho,“ rief der Pasquillant, als man ihm jene Bemerkung mittheilte, „er glaubt, daß ich früher oder später mal sein Schuldner sein werde; aber ich werde mich wohl vorsehen.“ Doch wie so Manches oft ganz anders kommt, als man sich's überlegt und ausgerechnet hat, so auch hier. Der Mann machte Bankerott, und unter den Gläubigern der Masse befanden sich auch die Diejenigen, deren Ehre und guten Ruf er so schmählich angegriffen hatte. Er konnte keine neuen Geschäfte anfangen, ehe er nicht dem Gericht ein von sämmtlichen Gläubigern unterschriebenes Zeugniß, worin diese auf ihre Forderungen verzichteten, vorgelegt hatte. Zwar schien es ihm ein hoffnungsloses Beginnen, jene von ihm beleidigte Firma um eine Gunstbezeigung anzugehen; aber das Elend seiner Familie ließ ihm keine Wahl, er ging, wenn gleich mit schwerem Herzen, nach dem Geschäftszimmer der Gebrüder Grant.

Er trat vor den Mann, den er unter dem Namen „Billy Button" lächerlich gemacht hatte, erzählte die Geschichte seines Unglücks und legte sein Zeugniß vor. „Ihr habt früher ein Pamphlet (Flugschrift) gegen uns geschrieben?" sagte Herr Grant. Der Bittsteller machte sich darauf gefaßt, sein Papier in's Feuer fliegen zu sehen, statt dessen jedoch unterschrieb Grant — — seine Unterschrift war die letzte gewesen — — das Zeugniß war also jetzt vollständig. „Wir machen es uns zum Gesetz," sagte er, Jenem das wichtige Dokument zurückgebend, „niemals einem ehrlichen Handelsmanne die Unterschrift eines Zeugnisses zu verweigern, und bis dahin haben wir nur Ursache gehabt, Euch für einen solchen zu halten." Die Augen des Mannes füllten sich mit Thränen. „Ah!" fuhr Herr Grant fort, „Ihr seht, daß ich damals Recht hatte, als ich sagte, daß Ihr noch einst bereuen würdet, jene Schmähschrift verfaßt zu haben. Ich wollte damit keine Drohung aussprechen — ich wollte nur damit sagen, daß Ihr uns eines Tages besser kennen lernen und dann bereuen würdet, uns beleidigt zu haben." — „„O gewiß, gewiß, ich fühle, wie sehr ich Euch damals kränkte."" — „Gut, gut, Ihr kennt uns jetzt. Aber wie sieht es mit der Zukunft aus — was gedenkt Ihr jetzt zu thun? Der arme Mann versicherte, daß er Freunde habe, die ihm, sobald sein Zeugniß von allen Gläubigern unterzeichnet wäre, thätigen Beistand leisten würden. „Aber wovon lebt Ihr in der Zwischenzeit?" Die Antwort war, daß er, da er jeden Penny an seine Gläubiger abgetreten, gezwungen gewesen sei, seine Familie selbst in den nothwendigsten Lebensbedürfnissen auf's Aeußerste zu beschränken, um die Kosten für das Zeugniß aufzubringen. „Mein lieber Freund, das darf nicht sein, daß Euer Weib und Eure Kinder in dieser Weise leiden; seid so gut und bringt Eurer Frau diese 10-Pfund-Note von mir: da, da — aber wein't nicht, es wird schon noch Alles wieder gut werden mit Euch; verliert nur den Muth nicht, geht an die Arbeit wie ein Mann, und ich wette, Ihr werdet noch einst zu den Besten von uns zählen." Der von seinen Gefühlen überwältigte Mann versuchte stammelnd seinen Dank auszusprechen, doch umsonst; das Gesicht mit der Hand bedeckend und schluchzend wie ein Kind verließ er das Zimmer.

Der wahrhaft Gebildete braucht nicht nothwendig ein Mensch von ausgebreitetem Wissen zu sein.

„Und was kein Verstand des Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."
Schiller.

Wissen hat nur in so fern Werth, als es zur Veredelung des Herzens beiträgt, und verhält sich zur Bildung selbst, wie das Mittel zum Zweck. Wenn wir von Jemand aussagen, daß er ein

„gebildeter“ Mensch sei, so ist damit im Grunde nicht bloß ein kenntnißreicher, sondern ein durch Kenntnisse auf eine hohe Stufe der Charakterveredelung gehobener Mensch gemeint. Je mehr die Bildung durch das Wissen gewinnt, je mehr ist dieses zu schätzen. Das Wissen hat, nach Kant, einen inneren wahren Werth nur als Werkzeug der Weisheit. Aber nur das rechte Wissen kann veredeln. Unter dem rechten Wissen verstehen wir, in sittlicher Hinsicht gefaßt, die Harmonie zwischen Kenntniß einer Sache und klarem Gefühl derselben, also zwischen Verstand und Gemüth, so daß z. B. derjenige, der die Gründe haarklein an den Fingern herzählen könnte, warum eine Handlung recht ist oder unrecht, ohne mit diesem Wissen ein lebendiges inneres Ueberzeugtsein zu verbinden, uns wohl ein unterrichteter, keineswegs aber ein gebildeter Mensch heißen würde. Das rechte Wissen oder die auf wahrhafter Ueberzeugung beruhende Erkenntniß dessen, was sittlich gut oder schlecht, recht oder unrecht ist, zieht mit innerer Nothwendigkeit den rechten Gebrauch des Erkannten nach sich und führt auf sicheren Wegen zur Weisheit. In diesem Sinne ist das Wissen ein hochwichtiges Förderungsmittel der Charakterbildung. Wer das Rechte weiß und fühlt, der wird es auch ausüben: das dürfen wir zur Ehre der Menschheit und ihres Erschaffers wohl behaupten. Der Mensch will ursprünglich weder das Gute noch das Schlechte als solches; erst im Lauf seiner Entwicklung lernt er den Unterschied zwischen Beidem kennen, der Eine mehr, der Andere weniger, Manche nimmer. Wir meinen, daß Jeder so nach dem Sittengesetze handelt, wie er's weiß und versteht, und daß, wer sündigt, eigentlich nur irrte, und durch Strafe und Belehrung gebessert werden müsse. Diese tröstliche Ansicht, die schon der weise Sokrates ausgesprochen, läßt uns in dem rechten Wissen das geeignetste Mittel erkennen, eine immer allgemeinere Verbreitung einer richtigen und bewußten Erkenntniß der sittlichen Bestimmung des Menschen herbeiführen, und dadurch den Einzelnen wie das Ganze der Menschheit mehr und mehr der Vollkommenheit auzunähern. Vor dem Lichte der Wahrheit schwindet die finstere Nacht des Aberglaubens, des Wahns, und der Rohheit. Unwissenheit ist die Mutter des Verbrechens, und je vollständiger die Strahlen einer vernünftigen Aufklärung, den Verstand erleuchtend und das Gemüth erwärmend, alle Kreise und Tiefen des Volkes erhellen, um desto vollständiger werden Tugend und Sittlichkeit ein Gemeingut aller Menschen werden. Herder sagt: „Alle Besserung kann nur durch Erleuchtung werden, ohne Kopf und Hirn regt sich weder Hand noch Fuß.“

Der wahrhaft Gebildete ist Einer, dessen ganze Seele sich nach den höchsten Mustern gebildet hat, dessen Geist und Gemüth im

schönsten Ebenmaaße zur einer edlen Ausbildung gelangt sind, der das Gute, Wahre und Schöne warm empfindet und thut, das Unrecht eben so warm verabscheut und bekämpft, der mit dem Weinenden weint und sich freut mit dem Fröhlichen. „Ein gebildeter Mensch,“ sagt die Rahel, „ist Der, der die Gaben, die er hat (— gleichviel wie groß oder wie klein sie sind —) gütig, weise und richtig und auf die höchste Weise gebraucht.“ Wer eine solche Bildung besitzt, steht nothwendig auf einer hohen Stufe der Selbstachtung. Er fühlt den köstlichen Werth seines Charakters, thut nur, was vor diesem mit Ehren bestehen kann, und stellt den Beifall seiner inneren Stimme höher, als den Beifall der Menge. Ihm ist die Menschheit etwas Heiliges, und daraus folgt, daß er mit Herz und Hand beflissen ist, das Wohl des Nächsten, so viel er kann, zu fördern.

Der wahrhaft Gebildete besitzt ein feines Gefühl für Recht und Unrecht, — er leidet lieber selbst Unrecht, eh' er unrecht handelt. Er verschmäht Ränke, Winkelzüge, Verstellung, und ist überall ehrlich, bieder, geradsinnig. Sein Gesetz ist Redlichkeit. Sagt er Ja, so ist ein Haus auf dieses Ja zu bauen, und nicht steht er an, zur rechten Zeit, wo die Pflicht ruft, sein tapferes Nein! auszusprechen. Arndt sagt von dem Freiherrn von Stein:*) „Gradaus! und Graddurch! war sein Wahlspruch; Muth und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt Ja und Nein nimmer willkürlich wechseln können.“ Der gebildete Mensch läßt sich nicht bestechen, Wahrheit und Gerechtigkeit sind die Heiligthümer, für die Freiheit und das Vaterland bringt er mit Freuden die größten Opfer. Nur wer niedrig gesinnt ist und weder Charakter noch Grundsätze hat, wird sich Denen verkaufen, in deren Interesse es liegt, ihn zu kaufen. Wir sind mit Seume der Meinung, daß Der der Edelste ist, der das Meiste für das Vaterland thut, und das Wenigste dafür genießt. Ein solcher Edler war im Alterthum z. B. der Grieche Timoleon, der Syrakus (auf Sicilien) von der Tyrannei des Dionys befreite (345 vor Christus), dieser Stadt mit großen persönlichen Opfern die außerordentlichsten Dienste leistete, und sich in dem Augenblick, wo er sich mit Leichtigkeit die Oberherrschaft hätte aneignen können, still und bescheiden auf einen Landsitz in der Nähe von Syrakus zurückzog; und als er bald darauf erblindete, wallfahrtete man zu ihm, wie zu einem Heiligen; ein solcher Edler ist ferner in der Jetztzeit Garibaldi, der, nachdem er dem König Victor Emanuel ein Königreich zu Füßen gelegt hatte, so arm, wie er ausgezogen

*) Wanderungen und Wandelungen mit dem Frhr. von Stein, S. [illegible]

war in den heiligen Krieg für Freiheit und Vaterland, zurückkehrte auf sein kleines Felseneiland Caprera. Die Geschichte ist arm, bitter arm an Großthaten dieser Art, während die fluchwürdigen Thaten der Selbstsucht, Habsucht und Willkür fast jedes Blatt derselben anfüllen.

„Gut sein, gut sein ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der beſſ're Mann,
Sonst sei der Beſſ're König.“
(Matth. Claudius.)

Stand und Vermögen stehen in keinem nothwendigen Zusammenhange mit den echten gentlemännischen Eigenschaften. Auch der Aermste mag ein wahrhaft Gebildeter sein — in seinem Herzen wie in seinem täglichen Lebenswandel — auch er mag rechtschaffen, höflich, mäßig, muthig, aufopfernd, kurz ein gebildeter Mensch sein, und als solcher dem Ersten in seinem Lande gleichstehen. Der arme Mann mit reichem Herzen steht in jeder Beziehung hoch über dem reichen Mann mit armem Herzen. Nur wer in seinem Herzen arm ist, ist wirklich arm. Wer Alles verlor, aber seinen Muth, seine Heiterkeit, seine Hoffnung, seine Tugend, seine Selbstachtung sich bewahrte, der heißt arm und ist doch reich. Nicht selten birgt das schlechteste Kleid den ritterlichen Charakter. Wer kennt nicht, aus Bürgers schönem Liede, die hochherzige That des braven Mannes, der mit Gefahr des eigenen Lebens einem Zöllner nebst Weib und Kindern das Leben rettete, und — er war selbst nur ein schlichter Bauer — die ihm versprochene Belohnung von 100 Pistolen mit den Worten ablehnte: „Nein, für Gold werde ich mein Leben nie verkaufen. Gott hat mir gesunde Hände gegeben, ich verdiene mit meiner Arbeit so viel als ich zu meinem und der Meinigen Unterhalt gebrauche. Geben Sie das Geld an diese arme Familie, die es jetzt nöthiger hat, als ich.“ Schlichtegroll erzählt in seinem „Nekrolog*) der Deutschen,“ aus dem Leben Fr. Konrad Lange's, ehemaligen Konsistorialraths in Altona, folgenden rührenden Zug der Opferwilligkeit eines gemeinen Soldaten. Nach einer von Lange zu Glückstadt gehaltenen Predigt, in welcher er mit eindringlicher Wärme zu Beiträgen für den Bau eines Arbeitshauses aufgefordert hatte, bemerkte ein Officier, daß ein gemeiner Soldat eine Geldspende in's Armenbecken legte. Auf die Frage, wie viel er gegeben habe, erwiderte derselbe: „Drei Schillinge (2 Gr. 3 Pf.)“ — „„Mehr besitzest Du wohl überhaupt nicht in Deinem ganzen Vermögen, warum giebst Du Alles hin?““ — „O! ich würde gern noch mehr gegeben haben, wenn ich nur

---

*) Kurze Lebensbeschreibung und eine Sammlung derselben.

mehr gehabt hätte!“ — „„Du bist ein armer Kerl, der das nicht entbehren kann, da sind Deine drei Schillinge zurück.““ Nach diesen Worten ging der Officier weiter. Als er nicht mehr zu sehen war, legte der Soldat nun auch noch diese drei Schillinge in's Becken. — Solchen Zügen des großen Herzens aus den Tiefen des Volks lassen sich andere aus den Höhen desselben, so z. B. aus dem Leben des Kaisers Joseph II., gegenüberstellen. Wie groß und bescheiden dieser edle Monarch dachte, ersieht man aus den nachstehenden Worten, die er eigenhändig unter einen Antrag der Stadt Ofen, ihm eine Bildsäule setzen zu dürfen, schrieb:

„Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste der Monarchie beigebracht sein; wenn Jedermann in einem gleichen Maße das Seinige zu den Bedürfnissen des Staats, dessen Sicherheit und Aufnahme (Aufblühen) beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Bevölkerung und durch verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Interesses des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihrer Herrn; wenn Industrie, Manufakturen und deren Vertrieb, und Cirkulation aller Produkte in der ganzen Monarchie werden eingeführt sein, wie ich es sicher hoffe, alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch die Versetzung der Landesstelle dahin einen höheren Zins ihrer Häuser erhält.“

Wien, den 23. Juni 1784. Joseph.

Es giebt viele Merkmale, an denen man den wahrhaft Gebildeten erkennen kann, besonders aber eins, das immer Wahrheit spricht: Welchen Gebrauch macht er von seiner Macht über seine Untergebenen? Wie benimmt er sich gegen Frauen und Kinder? Wie behandelt der Officier seine Leute, der Kaufmann seine Lehrlinge, der Lehrer seine Schüler, der Stärkere, in jeglicher Stellung des Lebens, den Schwächeren? Der Grad der Bescheidenheit, Güte und Mäßigung, mit welcher in all' diesen Fällen die Gewalt gehandhabt wird, legt ein untrügliches Zeugniß ab von der wahren Beschaffenheit des Charakters. Wer Diejenigen hart und lieblos behandelt, die nicht in der Lage sind, sich wehren zu können, mag ein Flegel, ein Grobian sein, — aber ein gebildeter Mensch ist er nicht, und wenn er die Gelehrsamkeit der ganzen Welt in seinem Kopf hätte. Wer gegen Schwache und Hülflose tyrannisch verfährt, handelt wie ein Feig-

ling, nicht wie ein Mann. Kraft und das Bewußtsein der Kraft machen Denjenigen, dem Kopf und Herz auf dem rechten Fleck sitzen, bescheiden und großmüthig, und er wird sich sorglich vorsehen, wie er das Uebergewicht seiner Kraft geltend macht: denn

Es ist wohl schön
Die Kraft des Riesen haben, doch tyrannisch,
Sie wie ein Riese zu gebrauchen.

Sanftmuth und Herzensgüte sind die untrüglichsten Wahrzeichen der Bildung. Eine zarte Rücksicht für die Gefühle Anderer, gegen seine Untergebenen sowohl wie gegen seines Gleichen, und Achtung vor ihrer Menschenwürde, wird der wahrhaft Gebildeten ganzes Benehmen durchdringen. Er wird lieber selbst eine kleine Beleidigung erdulden, als durch lieblose Auslegung der Handlungsweise eines Dritten Gefahr laufen, ein großes Unrecht zu begehen. Er wird Geduld haben mit den Schwächen, den Fehlern und den Irrthümern Derjenigen, denen das Leben nicht alle die Vortheile gewährte, die ihm zu Gebote standen. Er wird barmherzig sein, sogar gegen sein Vieh. Er wird nicht prahlen mit seinen Reichthümern, noch mit seiner Kraft, noch mit seinen Talenten. Wo wahrer Muth ist, da fehlt auch nicht die Bescheidenheit und Humanität (Menschenliebe). Der Tapfere ist immer großmüthig und rücksichtsvoll, niemals rachgierig, unversöhnlich oder grausam. Während des Halbinselkrieges gerieth in einem Reitergefecht ein französischer Officier auf einen englischen. Schon hatte der Franzose zum Schlage ausgeholt, als er bemerkte, daß sein Gegner nur einen Arm habe. Augenblicklich hielt er inne, senkte grüßend seinen Säbel und ritt vorüber.

Ein wahrhaft gebildeter Mensch und ein Charakter im höchsten Sinne des Wortes war Lessing, dessen Wahlspruch lautete: „Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen!" Mit wenigen Meisterstrichen hat sein Lebensschilderer Adolph Stahr, am Schluß seiner Lessing-Biographie, den gewaltigen Charakter des außerordentlichen Mannes gezeichnet, dessen geistiges Bild, wie es ruhig-erhaben aus jahrhundertweiter Ferne zu uns herüberleuchtet, wir diesem Abschnitt und dem ganzen Buche als Schlußstein anfügen wollen, der ewigen Wahrheit eingedenk, daß die Grundlage aller sittlichen Selbsthülfe ein sittlich-guter Charakter ist: „Die ruhige Größe, die edle Schlichtheit, welche Männerstolz vor Königsthronen mit neidloser Hingebung an alles Große, Gute und Schöne verbindet, die Leidenschaft der Wahrheitsliebe und der Wahrheitsmuth, denen alles Scheinwesen ein Greuel und denen kein Opfer zu groß ist für die Sache der Wahrheit und Geistesfreiheit; die treue Ausdauer endlich und das unwandelbare Festhalten, welche die Bedingniß sind für alle nachhaltige, große Wirkung,

alle diese Eigenschaften — sie sind in höchster Vollendung, zum Brennpunkte, zu dem, was wir Charakter nennen, in dem Manne vereinigt, von dem ein Goethe ausrief: „Ein Mann wie Lessing thäte uns Noth, denn wo ist ein solcher Charakter...“ So steht er vor uns da, dieser einzige Mann... an Wissen und Gelehrsamkeit den ersten seiner Zeitgenossen gleich, an Fähigkeit und Kunst, sie zu verwerthen, allen ein unerreichbares Muster, den Schwung der Begeisterung mit klarster Besonnenheit, edelstes Selbstgefühl verbindend mit echtester Demuth und Bescheidenheit, durch Größe und Freiheit des Denkens und Handelns seiner Nation ein ewiges Vorbild, ein Held im Reiche des Wahren, Guten und Schönen, auf dessen Denkmal wir getrost das Wort des größten deutschen Dichters setzen dürfen:

Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n!“

Berichtigungen.

Seite 75, 2. Zeile von unten, lies **ungetheilt**, statt ungetheltt.
„ 77, 1. „ „ „ „ **wollten**, statt twollen.
„ 96, 18. „ „ oben, „ **Kopf**, statt Kampf.
„ 97, 18. „ „ unten „ **weniges**, statt weniger.
„ 106, 7. „ „ „ „ **Philologen.**
„ 119, 23. „ „ „ „ **$12^{0}/_{0}$gen**, statt $12^{0}/_{0}$.
„ 121, 5. „ „ oben „ **schleimiges**, statt scheimiges.
„ 123, 8. „ „ unten „ **unerklärt** statt unverklärt.
„ 199, 14. „ „ „ „ **Was**, statt Wa-
„ 218, 12. „ „ „ „ **entschlafenen**, statt entschlossenen.
„ 222, 3. „ „ „ „ **Landsmann**, statt Landmann.
„ 256, 4. „ „ „ „ **oder**, statt aber.
„ 331, (Motto) lies **Es** strebt, statt Er strebt.
„ 336, 20. Zeile von oben, lies **da** es, statt das es.
„ 366, 17. „ „ unten, lies sind **ihm**, statt sind die.

Namen- und Sach-Register.

A.

B.

D.

E.

F.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

U.

V.

W.

Z.

Druck von Ferd. Schlotke. Hamburg.

Boyes, Josef M. / Smiles, Samuel, / Smiles, Samuel,

Die Selbsthülfe in Lebensbildern und Charakterzügen nach dem Englischen des Samuel Smiles bearbeitet

Hamburg 1867